MDCXL

Cottasche
Bibliothek
der
Weltliteratur

WIELAND

Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur

Die „Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur" bietet zu dem Preise von 1 Mark für den vollständigen, elegant in Leinwand gebundenen Band die Werke klassischer Autoren Deutschlands und des Auslands, ferner die Briefwechsel und Biographien unserer Dichterfürsten in vorzüglichen Ausgaben, so daß es jedermann ermöglicht ist, sich auf bequeme und billige Weise in den Besitz

einer klassischen Büchersammlung von nie veraltendem, unvergänglichem Werte zu setzen.

Die Bibliothek, von welcher jeder Band ohne Preiserhöhung auch einzeln käuflich ist, enthält bis jetzt:

Ariosts Rasender Roland. Deutsch von J. D. Gries. Mit Einleitung von Hermann Fleischer. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Aeschylos' Ausgewählte Dramen. Deutsch von L. Graf zu Stolberg. Mit Einleitung von L. Türkheim. 1 Leinenband 1 Mark.
Prometheus in Banden. Sieben gegen Theben. Die Perser. Die Eumeniden.

Bojardo, Der verliebte Roland. Deutsch von J. D. Gries. Mit Einleitung von Ludwig Fränkel. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Briefwechsel zwischen Lessing und Eva König. Mit Einleitung von Edmund Dörffel. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. 1792—1805. Mit Einleitung von Franz Muncker. 1 Leinenband 1 Mark.

Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Nebst Anhang: Briefwechsel zwischen Schiller und Huber. Einleitung v. L. Geiger. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte. 1788—1805. Mit Einleitung von Wilhelm Fielitz. In 3 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Bürgers Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Richard Maria Werner. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.
Band 1. 2. Gedichte. I. II. Übersetzungen. Prosaische Aufsätze.

Byrons Poetische Werke. Deutsch von J. Ch. v. Zedlitz u. a. Mit Einleitungen von H. Tuckerman und W. Kirchbach. In 8 Leinenbänden zu je 1 Mark.
Band 1. Harolds Pilgerfahrt. Giaur. 2. Braut von Abydos. Mazeppa. Lara. Belagerung von Korinth. Gefangene von Chillon. Parisina. Insel.

Byrons Poetische Werke.

3. Bd. Korsar. Beppo. Fluch der Minerva. Eherne Zeitalter. Vision des Gerichts. Tassos Klage. Prophezeiung des Dante. Vampir. 4. Lyrische Gedichte. 5. Manfred. Marino Faliero. Himmel und Erde. Sardanapal. 6. Foscari. Kain. Der umgestaltete Ungestalte. Werner. 7. 8. Don Juan. I. II.

Calderons Ausgewählte Werke. Deutsch von A. W. Schlegel und J. D. Gries. Mit Einleitung von A. F. Graf v. Schack. In 3 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Wundertätige Magus. Laute Geheimnis. 2. Standhafte Prinz. Leben ein Traum. Richter von Zalamea. 3. Dame Kobold. Drei Vergeltungen. Verborgene und Verkappte.

Camões' Lusiaden. Mit Einleitung von Karl v. Reinhardstöttner. 1 Leinenband 1 Mark.

Cervantes' Ausgewählte Werke. Deutsch von H. Müller. Einleitung von Otto Roquette. In 6 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1—4. Don Quijote. I—IV. 5 u. 6. Lehrreiche Erzählungen. I u. II.

Chamissos Gesammelte Werke. Mit Einleitung von Max Koch. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Gedichte I. Dramatisches. 2. Gedichte. II. Adelberts Fabel. Peter Schlemihl. Vermischtes in Prosa. 3 u. 4. Reise um die Welt. &c.

Das Liederbuch vom Cid. Deutsch von Gottlob Regis. Mit Einleitung von Wilhelm Lauser. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Dantes Göttliche Komödie. Deutsch von Karl Streckfuß. Mit Einleitung von Otto Roquette. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Die Hölle. Das Fegefeuer. 2. Das Paradies. Anmerkungen.

Droste-Hülshoffs Gesammelte Schriften. Mit Einleitung von Levin Schücking. In 3 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Lyrische Gedichte. 2. Das geistliche Jahr. Geistliche Lieder. Größere erzählende Gedichte. Anhang. 3. Schriften in Prosa. Dramatisches.

Firdusis Heldensagen. In deutscher Nachbildung nebst Einleitung von A. F. Graf v. Schack. In 3 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Goethes Sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. In 36 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1 und 2. Gedichte. I—II. 3. Westöstl. Diwan. 4. Sprüche. Theaterreden. Maskenzüge. Register z. Bd. 1—4. 5. Hermann u. Dorothea. Achilleis. Reineke Fuchs. 6. Lustspiele, dram. Fragmente. 7. Singspiele. 8. Zeitstücke. Dramatische Gelegenheitsdichtungen. 9. Götz v. Berlichingen [1773]. Clavigo. Egmont. Stella. Geschwister. 10. Faust. 11. Iphigenie. Tasso. Natürl. Tochter. 12. Elpenor. Pandora. Mahomet. Tankred. Wette. 13. Jugenddramen. Entwürfe: Gottfr. v. Berlichingen. Iphigenie. Erwin und Elmire. Claudine v. Villa Bella. Jahrmarkt z. Plundersweilern. Hanswursts Hochzeit. Paralipomena z. Faust. Fragmente e. Tragödie. Nausikaa. 14. Götz v. Berlichingen (Bühnenbearbeit. [1804]). Mitschuldigen. Theater und dram. Poesie. 15. Werthers Leiden. Briefe a. d. Schweiz. I. Unterhaltungen d. Ausgewanderten. Gute Weiber. Novelle. Reise d. Söhne Megaprazons. Hausball. 16 u. 17. Wilh. Meisters Lehrjahre. I. II. 18. Wilh. Meisters Wanderjahre. 19. Wahlverwandtschaften. 20 u. 21. Aus meinem Leben. Briefe a. d. Schweiz. II. 22. Ital. Reise. 23. Italien. 24. Kampagne in Frankreich. Belagerung von Mainz. 25. Schweizerreise, 1797. Rheinreise, 1814 u. 1815. 26. Tag- u. Jahreshefte. 27. Deutsche Literatur. 28. Auswärtige Literatur. Rameaus Neffe. Anhang: Ilias im Auszug. 29. Benv. Cellini. 30. Propyläen z. Kunst. 31. Winckelmann. Hackert. Diderot über die Malerei &c. 32. Morphologie. Osteologie. 33. Mineralogie und Geologie. Meteorologie. Optik &c. 34 u. 35. Farbenlehre I. II. Nachträge. 36. Gedichte. Urfaust. Prosa. Anhang. Chronologie. Register und Inhaltsverzeichnis.

—— **Fortsetzung siehe am Schluß des Bandes.** ——

Wielands gesammelte Werke

in sechs Bänden.

Mit einer Einleitung

von

Franz Muncker.

Dritter Band.

Inhalt:

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung. | Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Das Sommermärchen.

In zwei Teilen.

Des Maultiers Baum.

Eine Erzählung.

Erster Teil.

Als einst zur Morgenstunde
Fürst Artus lobesam
an seiner Tafelrunde
sein Frühstück nahm,
da stand mit ihren Frauen
die Königin
im Erker, auszuschauen
ins Grüne hin
und sich zu freuen
des holden Maien.

Sie standen da und sogen
mit offener Brust,
halb angezogen,
den frischen Balsamduft
der Morgenluft
und sahn
so ihre Lust
daran,
wie Zweig an Zweig gebogen
voll Blüten hing,
und wie sie flogen,
so oft ein Lüftchen ging.

Da war noch gute Zeit, ihr lieben Leute,
da man bei Hofe sich an so was freute!

Auf einmal rief der Jungfraun eine:
„O, seht die feine,
geputzte Reiterin“
(sie wies dahin

mit ihrem Zeigefinger);
„vom Anger dort herab
kommt sie in vollem Trab.“

Die muntern Jünger
von Artus' Rittertum,
um ihren Herrn herum
gelagert in der Halle,
dies hörend, sprangen auf aus ihrer Ruh'
und liefen alle
dem Erker zu.

Die schöne Reit'rin kam
auf einem Maul geritten,
und (was die edeln Briten
sehr wunder nahm)
ritt ohne Zaum und Zügel
mit solchem Schuß,
als hätt' ihr Maultier Flügel
wie Pegasus.

Und als sie nun im Hofe
des Schlosses hielt,
kam Ritter, Knapp' und Zofe
herbeigewühlt,
die Fremde zu empfangen,
die in der Näh'
so glänzend war von Wangen
wie eine Fee.

Man führt' auf ihr Verlangen
sie in den Saal,
wo Artus, sein Gemahl
und Fraun- und Ritterscharen
beisammen waren.

Da wirft die Schöne sich
auf ihre Knie'
und weinet bitterlich.
„Mir ist,“ spricht sie,
„genommen worden,
was lieber mir
als dieses Augenpaar,

ja, als mein Leben war;
und find' ich hier
in Eurem edlen Orden
nicht jemand, dem mein Gram
zu Herzen dringt,
und der, was man mir nahm,
mir wieder bringt,
so ist, dem Himmel sei's geklagt!
auf Erden keine ärmre Magd."

„Nennt uns," erwidert ihr
der Fürst, „die Ungebühr,
die Euch geschehen;
wir alle stehen
für einen Mann.
Ist's wieder zu bekommen,
was Euch kein Biedermann
genommen,
so komm', als lang Ihr dessen harrt,
kein Messer über meinen Bart!"

Sie spricht: „Ihr werdet denken,
ich red' im Traum,
und es verlohne kaum
die Müh', sich so zu kränken
um einen — Zaum;
doch, liebe Herren, mir
liegt an dem Zaum
mehr, als ihr glaubt.
Der Zaum von meinem Tier
ward mir geraubt;
und krieg' ich ihn nicht wieder,
so ist, dem Himmel sei's geklagt!
auf Erden keine ärmre Magd."

Der fromme König sagt:
„Laßt Eure Augenlider
vom Weinen ruhn;
den schönen Augen
möcht's Schaden thun,
sie so zu laugen!
Traun! wär' ich nicht zu alt
zum Abenteuern,

ich selber wollte bald
dem Unheil steuern!
Doch fasset Mut!
ich bin Euch gut
für Euren Zaum.
Mein Neffe Gawin zwar
ritt kaum
zwei Stunden lang von hier;
allein in dieser Heldenschar
wird, glaubet mir,
sich jeder glücklich schätzen,
Euch wieder in Besitz des Zaums zu setzen."

„Ihm," spricht sie, „der den Zaum mir wiedergibt,
gelob' ich feierlich,
wie's ihm beliebt,
entweder — abzutreten
das Maul, das mich
in meinen Nöten
hierher trug, oder — ich
will all mein Leben lang allein
zum Dank sein treues Liebchen sein."

Die Jungfrau stund
bei diesen Worten
wie eine Rose da,
und wer sie sah,
dem wässerte der Mund.
Allein der ganze Orden
der Tafelrund'
war, außer zween,
mit Liebchen schon versehn;
und einer von den zween,
der Gawin hieß,
zog damals auf der Fahr;
der andre war
der Seneschall, Herr Gries.

Herr Gries, der Seneschall,
ist euch bekannt.
So war kein Springinsfeld
im ganzen Land;
auch hieß er überall

der Mädchenheld.
Denn wenn er bei den Zofen saß
im Vorgemach,
war Staat darauf zu machen,
daß Junker Gries
die weißen Zähne wies
und zwischen Ernst und Lachen
von seinen Heldenthaten sprach.
Wenn man ihm glaubte, saß
kein Ritter baß
als er zu Pferd; im Tanze
blieb ihm der Beste nach,
und keiner brach
so zierlich eine Lanze;
Sankt Görge, der den Lindwurm stach
mit seiner Gabel,
war gegen Ritter Gries
ein purer Skies.
Auch bild'te sich der Gauch
auf seinen Schnabel
und seinen Bauch
und seine glatte Hand
nicht wenig ein,
und wo ein Spiegel stand,
guckt' er hinein.

Daneben war bei Hofe
sein Tagewerk,
daß er von Frau und Zofe,
von Ritter und Gezwerg
euch immer was erdachte,
das wenig Ehre brachte.
Stadtanekdoten
gar zierlich zu brodieren,
mit fremden Pfoten
in jedem Quark zu rühren
und jeden zu vexieren,
der nicht beschlagen war im Replizieren:
in solchen freien Künsten wies
als einen Helden sich Herr Gries.

Indessen hatte doch
mit allen seinen Künsten

Herr Gries es noch
in Diensten
des schönen Volks nicht hoch
gebracht. Wohin der Hase
sein Herzchen trug,
da schlug
man vor der Nase
die Thür ihm zu.

Nun dacht' er: „Nähmest du
des Dings dich an, das wären
zwei Würfe, wie man spricht, mit einem Stein.
Der Zaum wird doch wohl einem Bären
nicht abzujagen sein!
A bottle o' wine,
wofern ich nicht
in eins, zwei, drei,
wie aus der Tasche,
euch ohne Zauberei
ein Liebchen hasche
und, traun! ihr Eselein
noch obendrein!"

Herr Gries kräht wie ein Gockelhahn
die Thaten, die er thun will, an.
„Der Zaum ist Euer,
mein Fräulein! nehmt mein Wort
auf alle Fälle.
Das ist ein Abenteuer
für mich
ganz eigentlich.
Bringt mich nur flugs an Ort
und Stelle;
und wär's der Mann im Mon,
der ihn gestohlen,
ich will ihn wieder holen;
es ist, ihr habt ihn schon!
Gries ist kein Freund vom Prahlen.
Drum, Liebchen, dächt' ich schier,
Du könntest wohl an meinem Lohn
ein Küßchen mir
vorausbezahlen?"

„Herr Ritter,“ spricht die Maid,
„an Ort und Stelle
wird Eure Herrlichkeit
mein Maultier tragen.
Kein Feeenwagen
geht halb so sanft und schnelle.
Nur unverzagt,
und alles dran gewagt!
Den Kuß — den spar' ich Euch
aufs Wiedersehen;
er soll ganz frisch sogleich
zu Diensten stehen!“

Der Junker zieht
(wie Bruder L.)
sich aus der ersten
Impertinenz
durch eine — zweite:
doch, weil er heute
noch etlich tausend Wersten
zurückzulegen denkt,
verbeugt er vor der Jungfrau sich
und ringsherum
gar ehrbarlich,
macht dann linksum
und schwenkt
nicht faul
sich auf des Fräuleins Maul.

Das Fräulein blieb indessen
im Frauenzimmer
der Königin;
doch steckt ihr immer
der Zaum im Sinn,
kann seiner nie vergessen!
Bis sie ihn wieder hat,
schmeckt ihr kein Essen
und kein Muskat.

Nun höret alle, wie's
dem Seneschall, Herrn Gries,
erging auf seiner Fahrt.

Sein Tier, ein Eselein
von Feeenart,
bracht' ihn in Ja und Nein
an einen Wald.

Kaum riecht Herr Gries hinein,
so schallt
und widerhallt
aus tausend Felsenhöhlen
ein fürchterlich Gebrüll
von tausend Löwen
ihm um die Ohren 'rum
und prallt
ans Tympanum.

Erschrocken hält er still,
fängt wie ein Laub
euch an zu beben
und ist im Geist
bereits der Löwen Raub,
denkt: „O, ich lobe mir
das Leben!
ein solcher Löwe weist
nichts von Manier;
er braucht nur einen Schluck
und einen Druck,
so ist ein Mann gespeist,
als wär's ein Bübchen!
Was hülfen dann
mir alle Liebchen
der ganzen Welt,
von Cardigan
bis an den großen Belt?"

Er war im Fliehn,
da kamen große Haufen
von Löwen gegen ihn
mit offnem Schlund gelaufen.
Der arme Herr
testiert mentaliter.

Das Maultier ohne Zaum
war jetzt sein Glück;

die Löwen sehn es kaum,
so werden sie zu Hasen;
sie fliehn zurück
und sind im Augenblick
wie weggeblasen.

Herr Gries bekam
nun wieder frischen Mut.
„So geht's noch gut!
Die wurden ja so zahm
wie Turteltauben!
Das Maultier, wie ich seh',
ist eine Fee."

Indem mit diesem Glauben
sich Junker stärkt,
geht's immer fort im großen Trab
bergauf, bergab,
bis sie sich unvermerkt
in einem tiefen, dunkeln Thal
verfangen sehen,
so eingezwängt
in himmelhohe Pyrenäen,
daß kaum ein Sonnenstrahl
hindurch sich drängt.

Von tausend Drachen
ist dieses Thal bewacht,
die Tag und Nacht
aus immer offnen Rachen
braunrote Flammen sprühn.
O weh! wohin nun fliehn,
Herr Seneschall?
In einen dicken Schwall
von Rauch und Funken eingehüllt,
sieht er der Hölle wahres Bild
rings um sich her. Das war ein Zischen
aus Felsenkluft und dürren Büschen!
All' Augenblicke schnaubt
ein Lindwurm, dicker als sein Arm,
bald rechts, bald links ihn an.
„Ach!" schreit er, was er schreien kann,
„daß Gott erbarm'!"

und glaubt,
es sei um ihn gethan.

Indes war unbefangen
und unverletzt
sein Maultier mitten
durch Würm' und Schlangen
hindurch geschritten
und hatt' in eine offne Au'
ihn schon versetzt,
eh' noch Herr Gries,
dem's grün und blau
vor'n Augen hing,
sie aufzuthun sich unterfing.

Ein zweites Paradies
schien diese Au';
die ganze Fläche,
so weit sie sich erstreckt,
mit Blumen überdeckt,
und kleine Bäche,
die himmelblau
aus ihrer grünen
Einfassung schienen,
und Gruppen hier und dort
von schlanken Bäumen:
ein holdrer Ort
läßt kaum sich träumen.

Herr Gries trabt hohen Muts
das Thal hinab,
denkt: „Nun ist's überstanden!
Daß ich für meinen Hals
gezittert hab',
was thut's?
Kein Zeug' ist ja vorhanden!
Dem Maultier allenfalls,
dem leugn' ich's ab."

Und als er nun so fürder ritt,
da ragt ein schönes Schloß,
kaum tausend Schritt'
(auch hundert drüber)

ihm gegenüber,
hervor aus hohen Büschen.
Des ward er kaum
gewahr, so schoß
ihm's in den Sinn, der Zaum
sei dort. Nun ging's troß, troß;
allein es floß
ein tiefer Strom dazwischen.
Gries sieht sich um
nach einer Brücke,
trabt auf und ab,
da zeigt ein schmaler Eisenstab
sich seinem Blicke.

Der Junker steht ein wenig dumm
an dieser Brücke;
ihm schwindelt schon
beim Anblick; sie passieren,
ist eine That, wovon
er nichts versteht.
Man kann da, wie ihm weislich deucht,
so leicht
das Gleichgewicht verlieren.
Kurz, Junker sagt kein Wörtchen, dreht
sich um und denkt: „Ein Narre
erkauf' ein Liebchen sich auf diesen Fuß!
Und brächte sie mir Bearn und Navarre
zum Brautschatz — einen schönen Gruß!
sie ist für mich zu teuer!
Madame such' einen andern Freier;
mich sticht
der Haber nicht!"

Und also, um es kurz zu machen,
kehrt unverrichter Sachen
Herr Gries zurück, woher er kam.
Das Maultier nahm
den kürzern Weg und trug den tapfern Mann
frisch und gesund
um Tafelzeit zurück nach Cardigan.

Genevra stund
am Fenster just, da er,

beim großen Lindenbaum
vorbei,
den Weg zum Schloß daher
geritten kam.
„Ei, ei,
da kommt Herr Gries schon wieder,
der, deucht mich, kaum
noch Abschied nahm:
nun sag' mir einer mehr,
er sei nicht bieder!"

Die fremde Jungfrau schaut
und spricht: „Ja, leider!
er kommt mit heiler Haut,
doch ohne Zaum.
Der beste Schneider
in Cardigan,
was hätt' er mehr gethan?"
Inzwischen langt im großen Trab
Herr Gries, der Seneschall, im Schloßhof an,
steigt ab,
wird feierlich empfangen,
wie sich's gebührt,
und in den Saal geführt
mit großem Prangen.
Ihm machen,
wie er einher stolziert,
mit kaum
verbißnem Lachen
die Knappen Raum.
Die ganze ritterliche Zunft
erfreut sich seiner Wiederkunft,
allein — der Zaum?
„Wo bleibt der Zaum, Herr Gries?"
fragt jedermann,
der ihn willkommen hieß.

„Der Zaum," spricht eine von den Frauen,
die ihn von Fuß zu Kopf beschauen,
„der Zaum bleibt — wo er kann.
Wie bald ist eine Kleinigkeit
wie die vergessen!

Allein aus solcher Fährlichkeit,
noch eh' wir recht vernommen,
daß er gegangen sei, zurückzukommen
mit ganzer Haut, und just zu rechter Zeit
zum Mittagessen:
das nenn' ich eine Ritterthat,
die sich gewaschen hat!"

Der hohe Saal erscholl
von lautem Lachen.
„Nur nicht so toll
gethan!" schrie Junker Gries.
„Versucht's nun auch! Ich wette meinen Spieß,
daß euch das Lachen
vergehen soll.
Ja, was die Löwen und die Drachen
und solch Geschmeiß
betrifft, die — machten mir nicht heiß,
wiewohl der kleinste meiner Drachen
euch, ohne Raillerie,
aus seinem kleinen Rachen
mehr Rauch und Flammen spie
als Aetna und Vesuvius
im größten Feuerguß.
Doch, übern Themsefluß
auf einem Draht
zu traben,
und das — pardonnez-moi —
um einen Kuß,
das sollte sich
der große Mithridat,
ma foi,
verbeten haben
so gut als ich."

Indessen daß in seinem Dünkel
Herr Gries so gasconnierte, saß
die schöne Magd in einem Winkel
und weinte ohne Maß.
Der Zaum, um den sie kläglich thut,
ist, ach! ihr ganzes Erb' und Gut
und sich noch an der Nasen

mit solchem Uebermut
herumgeführt zu sehn
von diesem Hasen —
man muß gestehn,
es war zum Rasen!

Zu allem Glück
kam Ritter Gawin eben
von seiner Fahrt zurück,
als sie ihr Mißgeschick
nicht überleben
zu können schwur
und schon mit wildem Blick
sich in die Locken fuhr.

Er kam gerade
noch früh genug, um Gnade
zu bitten für ihr gelbes Haar,
das in Gefahr,
ein Raub der Winde
zu werden, war.
Er fiel geschwinde
ihr in die Hand
und sprach so adelig
und schien so ganz der Mann,
der helfen kann,
daß sie beim ersten Anblick sich
ihm gleich gewogen fand
und ohne Widerstand
sich und ihr Liebstes in der Welt,
den Zaum, in seine Hände stellt.

Herr Gawin spricht:
„Von vielen Worten bin ich nicht;
doch, holdes Mädchen, schau'
mir ins Gesicht!
Da steht es wie mit einer Kohle
gezeichnet da; ich hole
dir deinen Zaum, und du
bist meine Frau."

Verschämt, mit halb geschloßnem Blick
nickt ihm's das Mädchen zu:

„Geh,“ spricht sie, „meines Lebens Ruh'
steht nun bei dir.“

Und alle Frauen wünschen ihr
zu solchem Ritter Glück.

Des Maultiers Zaum.

Zweiter Teil.

Herr Gawin eilt von dar,
wiewohl's schon Abend war,
besteigt das Maultier ohne Zügel
und ist, indem die Jungfraun gehn,
ihm hoch vom Söller nachzusehn,
schon über alle Hügel.

Der Mond schien hell
zu seiner Reise;
sein Maul, nach Feeenweise,
lief vogelschnell.
Der Löwenwald, das Schlangenthal
wird ohne Furcht passiert;
und wie der erste Morgenstrahl
die Welt illuminiert,
entdeckt das Schloß sich seinem Blicke,
das Schloß, der Strom und auch die Brücke
von glattgeschliffnem Stahl,
so schmal,
daß, wie ihr wißt, Herr Gries
(der doch sich Ritter schelten ließ)
vom Ansehn schon das kalte Fieber
bekam.

Herr Gawin war dem Zaudern gram.
Er denkt: „Wer sich den Teufel zu verschlucken
entschlossen hat, muß ihn nicht lang bequcken.
Und wär's ein Pferdehaar,

nur frisch hinüber!
Wenn wir erst drüben sind, ist's Zeit genug,
zu sehn, wie's möglich war."

Das nennt ihr klug
gedacht,
nicht wahr? und denkt: „Ich hätte
es eben so gemacht."
In Eurem Kabinette,
da lass' ich's gelten, Herr!
doch an der Stätte,
da ging's wohl langsamer!
Genug,
Herr Gawin ritt hinüber. —
Sprecht, wenn Ihr wollt: „Ihn trug
sein Maul hinüber;
so was zu thun durch Feeengunst,
ist keine Kunst:"
und dennoch setz' ich zwanzig Mark
an einen Stüber,
auf eben diesem Maul
wär't Ihr zurückgeblieben.
In solchen Fällen, meine Lieben,
macht nur der Glaube stark.
Selbst Mohammeds berühmtes Maul
ist ohne ihn nur ein gemeiner Gaul;
und Glauben, wo nur Glauben helfen kann,
den hat nicht jedermann!

Herr Gawin also war nun drüben
und ritt getrost in vollem Lauf
bis an das Schloß hinan.
Auf einmal that ein Thor sich auf,
und ihrer sieben,
zu Pferd
und wohl bewehrt,
die sprengten ihn mit ihren Speeren an.
Mein Ritter stellt
sich stracks vor einen Baum
und ruft: „Ihr Herrn,
von allem, was dies Schloß enthält,
verlang' ich nichts, nichts in der Welt
als meines Maultiers Zaum."

„Der Zaum ist dein, sofern
du ihn von uns gewinnst," erwidern
die Ritter ihm sogleich. —

„Von euch
und allen euren Brüdern,"
ruft Gawin, „nur herbei,
zwei oder drei,
ja, alle sieben meinetwegen
gleich auf einmal!
Der Schafe Zahl
macht nie den Wolf verlegen."

Mit Hohngelächter
erwidert ihm
der sieben Wächter
des Zaumes einer: „Glaubet mir,
Herr Isegrim,
nehmt einen guten Rat:
kehrt ohne Zaum zurück
auf Eurem Tier
und sprecht von Glück,
daß Ihr
mit Euren Ohren weggekommen
von solcher That!
Schon mancher arme Tropf,
der's unternommen,
ist ohne Kopf
zurückgeschwommen."

„Da, nimm
die Antwort!" — schreit im Grimm
der Ritter, setzt sein Maul in Flug,
holt aus und spaltet
auf einen Zug
des Prahlers Kopf
bis an den Sattelknopf;
und eh' der Streich erkaltet,
fliegt hier ein Arm und dort ein Schopf,
und, auf mein Wort,
so ging's in einem fort;
Köpf', Arm' und Bein'

und Schulterblätter fliegen,
bis alle sieben kurz und klein
auf einem Häufchen liegen.

Wie nun nach solchem schweren Kampf
der Ritter sich die Stirne wischt
und sich erfrischt
mit einem Mundvoll Luft,
wird aus der Leichen blut'gem Duft
ein dicker schwarzer Dampf,
und — was geschah?
Flugs stehn, mit ungeheuren Rachen
voll blauer Flammen, sieben Drachen
anstatt der sieben Ritter da.

Herr Gawin stutzt,
allein verliert darum
die Lust zur Sache nicht;
er haut und sticht
um sich herum
und trutzt
dem ganzen Höllenheer;
auch ist sein Maul
in diesem Strauß nicht faul,
sprengt mutig durch dies Feuermeer
und stößt und schlägt mit Kopf und Füßen.
Vergebens gießen
die Drachen Flut auf Flut
von Rauch und Glut;
ihr Feuer ist zum Glück nur kalt,
und bald
erstickt's in ihrem Blut;
in drei bis vier Sekunden
ist alles rein verschwunden.

Was wehrt dem Ritter nun,
die Burg sich aufzuthun?
Ein Wunderding,
wie ihr noch keins gesehen!
Die ganze Burg auf einmal fing
sich an zu drehen,
und so geschwind,
als drehte sie ein Wirbelwind.

Hineinzukommen,
stand eine Pforte offen zwar;
doch, da sie so im Drehen war,
was mocht's dem Ritter frommen?
So wie er sie erblickt,
ist sie entrückt.
Das Vorderhaupt sich zu zerschellen,
war hier Gefahr.

In solchen Fällen
ging Gawin nicht zu Rat
mit Fleisch und Blut.
Der Mann, der über
die Brücke ritt, hat Mut
für jede That.
Er stellt dem Schloß sich gegenüber,
und im Moment,
wie er die Pfort' erkennt,
sprengt er hinein.

Drin ist er und wird drinnen sein,
trotz allen Feeen!
Das Zauberschloß hört auf zu drehen,
und Gawin schaut empor.
Da steht auf einem Elefanten
ein himmellanger Mohr
mit einer Keule vor ihm da,
fast dicker als die große Rah'
des größten Schiffs. — Man muß gestehen,
so ein Giganten-
gesicht
beim Eintritt in ein Schloß zu sehen,
wünscht man sich eben nicht.

Dem Ritter galt's
gleichviel. Er grüßt den Enakssohn
und spricht
im sanft'sten Ton:
„Was mich zu dieser Pfalz
zu reisen trieb, Herr Thorwart, deucht
Euch eine Kleinigkeit vielleicht:
ich komme gar nicht, große Beute
zu machen; langet mir

den Zaum von meinem Tier,
so sind wir gleich geschiedne Leute."

„Wie? was? was willst du?" — fährt
der Mohr ihn schnaubend an;
„ein Kerlchen mit getünchten Wangen,
ein Ding von Marzipan
kommt und begehrt,
ich soll den Zaum ihm langen?
Wann ward so was erhört?
Verlang' die Welt von mir;
was mein daran ist, schenk' ich dir;
allein den Zaum, mein Kind,
verschenkt man hier
nicht so geschwind."

„So werd' ich mir ihn selber holen,"
versetzt der Paladin;
„ich bin
bloß darum hier, Herr Zwerg,
und müßt' ich ihn
aus einem Berg
von glüh'nden Kohlen
mit meinen Fingern holen!
Vor deinem Weberbaum
fürcht' ich mich nicht.
Nur nicht viel Zauderns! Meinen Zaum,
und kein Gesicht!"

„Das ist ein andres" — spricht
so höflich wie ein Hochzeitbitter
der Goliath;
„wenn's die Bewandtnis hat,
Herr Ritter,
so muß er Euer sein,
das merk' ich schon.
Doch freilich ohn'
ein wenig Arm'- und Beinebrechen
läuft's wohl nicht ab, mein Sohn!
Indessen
bemühn Sie sich herein!
Das Essen
wird angerichtet sein.

Nach Tafel ist's noch Zeit, davon
ein Wort zu sprechen."

Sie gehn hinein
und setzen sich in einem goldnen Saal
zum Mittagsmahl.
Der Wirt legt dienstbereit
von allem vor, schenkt fleißig ein,
schwatzt lang und breit
und sucht nach Möglichkeit
mit plattem Scherz und gutem Wein
den Gast vergnügt zu machen.
Allein
der bleibt bei Ja und Nein,
ißt mäßig, trinkt von einem Wein,
läßt seinen Wirt auf eigne Kosten lachen,
so viel als ihm behagt,
und kaum
ist abgetischt, so steht er auf und fragt:
„Wo ist mein Zaum?"

„Geduldet Euch,"
versetzt der Schaumigrem mit schiefem Mund.
„Nach Tafel gleich
zum Werk zu schreiten,
ist nicht gesund.
Was hat der Aufschub zu bedeuten?
Ihr seid hier gern gesehn:
die Kleinigkeit,
auf die Ihr so versessen seid,
die — wird Euch nicht entgehn."

Der Ritter sieht ein wenig stier
und schweigt. — „Es ist ein Garten hier
am Schlosse," spricht der Mohr,
„gehn wir spazieren!
Der Himmel ist mit einem Flor
von Duft bedeckt;
ins Gras gestreckt,
läßt's da sich herrlich — digerieren."

Herr Gawin schlendert mit, und, seiner los
zu werden, wirft er bald

sich hin auf Mutter Erde Schoß
und thut, als schlief' er ein.
Ein kleiner Wald
mit Schlangen-
Alleeen war nicht weit,
da sangen
viel tausend Vögelein.
Die Luft war warm, und unterm Zischen
und Sumsen überall
im Gras und aus den Büschen
und beim Unisono von einem Wasserfall,
der aus dem Hain
von ferne plätschert, schlief
er wirklich ein.

Die Sonne stand schon tief,
als er erwacht'.
Sein erstes war, er rief:
„Wo ist mein Zaum?“
Der Mohr, nicht weit davon im Grünen
gelagert, lacht.
„Das nenn' ich,“ sprach er, „einen Zaum!
Er ist Euch, glaub' ich, gar im Traum
erschienen?“

Indem ließ aus dem Gartensaal
ein liebliches Konzert sich hören.
„Herr Ritter, alles dies geschieht
bloß Euch zu Ehren!
Auf, wenn's Euch nicht zu viel bemüht,
und folgt mir in den Saal.“

Dem Paladin bleibt keine Wahl
als mitzugehn. Und wie die Musika
zu End' ist, steht schon wieder
das Abendessen da.
Man setzt sich nieder.
Herr Gawin, der den Goliath
und seinen dicken Witz
in allen Gliedern hat,
sitzt taub und stumm auf seinem Sitz,
und weil er sich
nicht anders helfen kann,

so frißt
der gute Mann
vor langer Weile
gar jämmerlich
und nagt an einer Hammelkeule,
bis nur der Knochen übrig ist.

Not war's, zu so viel Solidis
die Gurgel oft und stark zu netzen.
An unserm Wirt war mind'stens dies
für was zu schätzen:
sein Wein
war alt und rein.

„Nun," spricht Herr Gawin, „dächt' ich doch,
es wäre Zeit,
den Zaum zum Nachtisch aufzusetzen?"

„Wenn Eure Herrlichkeit
nur noch
bis morgen sich gedulden mag!"
wird ihm zur Antwort, „morgen
ist auch ein Tag;
und einem Mann wie ich
läßt (ohne mich
zu rühmen) sich's ganz sicher borgen."

Nicht ohne Pein
muß unser Ritter schon
sich zwingen,
die Nacht hier zuzubringen.
Man räumt das schönste Zimmer
vom Schloß ihm ein.
Da glänzt in reichem Schimmer
ein Bette wie ein Thron.

Herr Gawin schickt die Knaben,
die ihn geleitet haben,
und bleibt allein.
Flugs trippeln euch drei oder vier
Sylphiden
durch eine Seitenthür
vom Saale
zu ihm herein,

an Anzug und Gestalt verschieden,
doch alle jung und frisch.
Die erste setzt in goldner Schale
den Schlaftrunk auf den Tisch;
die zweite hält ihm ein Lavor
von Silber und ein Handtuch vor;
drauf schürzen sich die andern beiden,
ihn auszukleiden.

Ins Ohr gesagt — die Dirnen waren
zum Malen schön,
von schwarzen Augen, gelben Haaren,
und Arm und Fuß so fein,
man kann's aus Elfenbein
nicht schöner drehn.
Warum der Mohr sie schickte,
das leuchtet ein;
und nehmt dazu, daß sie
ein Nachtkleid schmückte,
wodurch man ohne Müh'
bald dies, bald das erblickte,
wonach man gerne schielt,
und dann
das große seidne Bette
im Hintergrund — ihr fühlt,
was alles dies bei manchem Ehrenmann
für Folgen hätte.

Doch Gawin war ein eigner Mann;
er sagte nichts, ließ sich, solang es ihnen
gefällig war, mit großem Ernst bedienen
und öffnet drauf die Thür.
„Die Jungfern," spricht er, „werden mir
zu meinem Zaum wohl nicht verhelfen können.
Die Hitze war heut scharf —
ich will die Ruh'
euch länger nicht mißgönnen.
Bon soir! — und, wenn ich bitten darf,
die Thüre zu!"

Als nun der Tag gekommen,
steht Gawin auf und wappnet sich.
Der Ries' erscheint; das Frühstück wird genommen,

— „Und nun, Herr Schloßvogt, laſſ' ich mich
nicht länger necken;
den Zaum, mit einem Wort,
und wieder fort!“

„Von Herzen gern,“
erwidert ihm der ſchwarze Holofern,
„nur muß ich Euch entdecken,
die Sache hängt an einer Kleinigkeit,
zu der
Ihr, wenn's beliebt, vorher
gehalten ſeid.“

„Was iſt's? Heraus
damit! nur kurz und klar!“

„Nichts, als — um einen Kopf
mich kürzer, als ich bin, zu machen.
Bei unſereinem zwar
macht juſt ein Kopf
ſo viel nicht aus;
allein — (Ihr werdet meiner lachen)
wie jeder Potentat
ſo ſeine Grillen hat —
der Schopf, mein Herr, der Schopf,
der ginge mit,
und den zu miſſen,
kann ich ſogleich,
ohn' einen Ritt
mit Euch,
mich nicht entſchließen.“

„Herr Schäker,“ ruft voll Ungeduld
der Ritter, „weil nun doch für meine Sündenſchuld,
mit einem Tier
wie du herum mich zu ſcharmützeln,
mein Schickſal iſt, hör' auf, mich zu bewitzeln,
und ſieh dich für!“

Der Heide ſchreit:
„Nun, wenn's denn gelten ſoll,
ſo nimm!“

Es war ein Streich, so ungestüm,
daß, traf er voll,
den ganzen Streit
zu enden,
kein zweiter nötig war.
Doch Gawin wußte sich aufs Haar
so schnell zu wenden,
daß ihm die Keule nur
ein wenig grob am Schulterblatt
herunterfuhr;
und eh' der Goliath
den Arm zurückzieht, faßt
mein Ritter kräftiglich mit beiden Händen
sein gutes Schwert und haut, wie einen Ast
vom Baum, die Hand zusamt der Keule
auf einen Hieb dem Pocher ab.

Das Untier flieht mit gräßlichem Geheule;
ihm wird für seinen Schädel bang,
und ihn, so lang
er kann, zu sparen,
versucht er's, wie vor Jahren
der Fluß
Achelous,
der (wie aus eurem Hederich
euch noch erinnerlich)
einst mit Alkiden
um Deianira rang.
Er hofft den Gegner zu ermüden,
indem der Streit
in tausendfalten,
stets schrecklichern Gestalten
sich ohne Rast erneut.

Drei lange Morgenstunden kämpft
Herr Gawin so,
zwar immer Sieger,
doch nie des Sieges froh.
Denn, ist sein Feind als Einhorn oder Tiger
beinah gedämpft,
flugs steht er als Hyäne
schon wieder da

und bleckt drei Reihen Zähne,
wie Buffon keine sah.

Bei allem dem behielt
der Ritter Mut,
zielt' immer seinem Feind nur nach dem Hut
und zielt'
zuletzt so gut,
daß, wie der Unhold eben
zum Greif sich log,
sein Kopf
zusamt dem Schopf
auf dreißig Schritte flog.

Man hört' den Grund
von seinem Fall erbeben,
als stürzt' ein Berg
in einen tiefen Schlund;
und wie Herr Gawin um sich sah,
weg waren Ries' und Greif, und ein Gezwerg
stand vor ihm da,
der bückte sich und sprach:
„Gott geb' Euch langes Leben,
Herr Ritter, folgt mir nach;
die Frau vom Schloß läßt Eure Gnaden
zur Tafel laden."

Dem Ritter rät nach solcher Motion
sein leerer Magen,
die Invitation
nicht auszuschlagen.
Er folgt dem Ganymed
in einen Saal,
wo schon ein köstlich Mahl
für zwei gerüstet steht;
und eh' er's recht in Augenschein
genommen,
tritt eine schöne Frau herein,
macht ihren Knicks
und heißt den Herrn willkommen.

Mein Paladin, wiewohl er sonst so leicht
nicht Feuer fing, bleibt sprachlos vor ihr stehen;
ihm deucht

gleich ersten Blicks,
was Schönres hab' er nie gesehen.

Beschreiben läßt sich, wie ihr wißt,
kein Ding, das — unbeschreiblich ist;
drum sag' ich nichts als — alles, was er sah,
war hoch zu loben
und noch zum Ueberfluß
durch jede schlaue Kunst erhoben,
die sonst den Reiz ersetzen muß.
Die Dame stand so ganz
wie eine Göttin da,
daß unser Mann vor lauter Glanz
nicht wußte,
wie ihm geschah,
und, bis er seine Anred' fand,
wohl dreimal husten mußte.
Doch faßt er endlich sich, küßt eine Hand,
so weich als Flaum
und weißer als der Schnee,
und spricht: „Verzeiht mir, schöne Fee,
ich bitt' — in Unterthänigkeit —
um meinen Zaum."

„Davon zu sprechen, hat's noch Zeit,"
versetzt die Frau. — „Es ist nur fürs Vergessen,"
erwidert Gawin ihr.
Sie spricht: „Setzt Euch zu mir,
mein Herr, Ihr habt das Mittagessen
heut wohl verdient."

Für dieses Mal erkühnt
der Biedermann sich nicht,
noch stärker anzuhalten;
doch legt er sein Gesicht
in weise Falten
und nimmt sich vor, wiewohl er gegenüber
der Schönen sitzt, sein schwarzes Augenpaar
so selten aufzuheben,
als möglich war.

Die Dame schien vom bloßen Duft zu leben
nach Götterart.
Zusehends ward

ihr Ansehn trüber,
die Rosenwange blaß,
das Auge naß,
und unterm leichtgewebten Flor
schlug sichtbarlich ihr Herz hervor.

Herr Gawin — aß
und merkte nichts. Nach einer Weile
verändert sie
die Batterie,
wird lebhaft, reizend — kurz, verbraucht
auf einmal alle Pfeile,
die Amors Hinterlist
in Nektar taucht.

„Und Gawin?" — Gut! der ißt
und trinkt für zwei,
läßt sich's recht wohl behagen,
vergißt
jedoch das Hauptwerk nicht dabei;
denn kaum
daß man den Nachtisch aufgetragen,
so stimmt er schon sein altes Liedchen an:
„Wo bleibt mein Zaum?"

Mit unverhaltnem Schmerz
fährt jene wild heraus:
„Grausamer Mann,
was hab' ich dir gethan?
Du siehst so fromm und bieder aus
und hast ein Herz,
das — meinen Tod verlangen kann?"

„Wie, Euren Tod?
Ihr sprecht im Traum!
Ich will ja nichts, bei Gott!
als meinen Zaum!"

„Ihr wißt," versetzt sie, „wie ich sehe,
nicht, was Ihr wollt. — Wohlan,
so hört mich an!
Ich bin die Fee
von diesem Schloß,
und meine Macht ist groß.

Ringsum sind all die schönen Hügel
und Auen mein; und geht
noch etwas ab,
so schafft's mein Zauberstab.
Jung bin ich, wie Ihr seht,
und, wenn mein Spiegel
mich nicht belügt,
nicht ohne Grund mit meiner
Gestalt vergnügt:
kurz, Herr, ich weiche keiner
in allem, was ein Mann
bei einem Weibe wünschen kann;
und eine Gabe,
die ich voraus vor andern habe,
ist diese: wie ich bin,
so werd' ich immer sein.
Und doch — so will's des Schicksals Eigensinn —
ist, wenn Ihr drauf besteht, nichts mein
von allem, was ich bin;
kurz," setzte sie hinzu, mit einem Blick,
der einen Stein
zu rühren fähig war, „mein Glück,
mein Leben selbst steht nun bei Euch allein."

„Erklärt mir dieses Rätsel," spricht
der Ritter, „ich versteh' Euch nicht."

„So hört. Mein Vater, ein Druid'
und großer Zaubrer, als er schied,
ließ keinen Erben hinter sich
als meine Schwester nur
und mich.
Das Schwesterchen war schön
geboren; aber — ich —
Herr, die Natur
empöret sich,
so etwas zu gestehn. —
Erratet's selbst! — Der Alte, mich
nach Möglichkeit zu trösten, gab
mir dieses Schloß mit allen seinen Schätzen
und seinen Zauberstab;
vermeinte jenen Mangel mir
dadurch gar reichlich zu ersetzen;

hingegen ihr
vermacht' er nichts von aller seiner Habe
als nur das Feeentier,
das euch hierhergebracht, und seinen Zaum.
Allein an diesem Zaum
hängt eine Gabe
von größerm Wert als eine ganze Welt.
Der Zaum erhält,
die ihn besitzt, bei ewig schöner Jugend,
und ist sie nicht schon wohlgestalt,
so macht er sie dazu.
Und nun, ermesset selbst — in einem Nu
ist's kalkuliert, Herr Ritter — ew'ge Jugend
und ew'ger Reiz! — Was ist die Allgewalt
des Zauberstabs, verglichen mit der Tugend
des Wunderzaums? — Was nützt
mir sonder ihn
dies Schloß und alles Gold, wovon es blitzt?
Die Folgerung, mein Herr, ist leicht zu ziehn.
Ich war so klug
und that — was alle Weiber thäten
an meinem Platz.
Die Jungfer Schwester ist für sich schon hübsch genug;
sie hat des Zaumes nicht vonnöten;
und fordert sie Ersatz,
hier ist mein ganzer Schatz!
Ich will ihr alles geben,
den Zaum nur lass' sie mir;
wer den mir nimmt, nimmt mir das Leben!
Und Ihr, Herr Ritter, könntet Ihr
Euch selber solchen Mord vergeben?
O, lieber bleibet hier!
Ihr habt der Abenteuer
genug bestanden — bleibet hier
und teilt des Zaumes Frucht mit mir;
was ich besitz' und bin — ist Euer!"

Herr Gawin küßt der Dame dankbarlich
die Hand und spricht: „Auf welche Seite
die Billigkeit sich neig' in diesem Schwesternstreite,
das ist ein Punkt, womit ich mich
nicht gern befasse;

ich lasse
die Frag' in Statu quo;
und habt Ihr unrecht nach der Schärfe,
so werfe
die Frau, die um den Zaum nicht ebenso
zu freveln fähig wäre,
den ersten Stein auf Euch!
Allein dies alles gilt mir gleich:
der große Punkt ist — Gawins Ehre
steht auf dem Spiel!
Den Zaum zu holen,
ward mir befohlen.
Ich gab mein Wort: das ist so viel,
als hätt' ich tausend Leben
zum Pfand gegeben.
Des Zaumes wegen kam ich an,
und was ich that, ward um den Zaum gethan.
Ist jemand, der ihn mir an Eurer Stelle
noch streitig machen will,
Ries' oder Krokodil
und Teufel aus der Hölle,
so komm' er her! — Wo nicht,
so küss' ich Eures Rockes Saum
und — fordre meinen Zaum."

Die Dame ruft mit glühendem Gesicht
und einem lauten Schrei:
„So bringt ihm seinen Zaum herbei!"

Ab geht der Zwerg. — Die Dame wendet sich
und weinet bitterlich.

Der Zwerg kommt wieder,
beladen mit der goldnen Last,
und wirft sie vor dem Ritter nieder.
Der faßt
mit beiden Händen stracks die wohlverdiente Beute,
kehrt drauf sich nach der Frau — allein
die hatte sich indessen auf die Seite
gemacht. Von ihm gesehn zu sein,
wär' ärger jetzt als Todespein;
denn ach! verschwunden ist bereits,
fataler Zaum, mit dir — ihr ganzer Reiz!

Mein Ritter, ohn' ein Wort zu sagen,
eilt nach dem Stalle, zäumt sein Tier
(das, närrisch schier
vor Freude, seinen Schmuck zu tragen,
bis an die Decke springt)
und schwingt
sich auf und fliegt mit seinem Zaum
so leicht davon, daß auf der grünen Erden
von seinem Tritt des Grases Spitzen kaum
gebogen werden.

Der Dame wird nach ihres Zaums Verlust
die weite Welt zum dumpfen Kerker;
sie rauft ihr Haar, zerkratzt sich Wang' und Brust,
läuft hin und her, kommt endlich in den Erker
und sieht,
entsetzliches Gesicht!
den Mann, der ihren Reiz entführt,
sieht, wie er flieht —
erträgt den Anblick nicht!
Das arme Weib verliert
vor Wut und Schmerz
die Sinne ganz, und — was sie that,
nachdem's der Reim euch schon verraten hat,
verdrießt mich, euch zu sagen;
denn macht nicht, ohne was zu wagen,
der Dümmste stracks ein witziges Gesicht
und wettet, was man will, es folge nun: und sticht
sich einen Dolch ins Herz.

Herr Gawin auf dem Rückweg fand
nichts bis nach Artus' Hof als schönes ebnes Land;
Von Fluß und Brücke, Schlangenthal
und Löwenwald kein Wort!
Die waren allzumal
verschwunden!
Kurz, ruhig trabt er fort
und langt in wenig Stunden
zu Cardigan
bei seinem Liebchen an.

Die hatte kaum aus seiner tapfern Hand
im Angesicht

des Hofs, der rings um beide stand,
den Zaum empfangen,
so glänzt' um ihre Wangen
ein neues Licht.
Sie war vorher schon hübsch zu nennen,
doch jetzt vor lauter Schönheit kaum
noch zu erkennen.
Die Damen und die Ritter sahn
sie neidisch — ihn mit Mißgunst an.
Allein Herr Gawin lacht.
„Komm, Liebchen," spricht er, „laß uns wandern!"
nimmt flugs mit einer Hand den Zaum,
das Mädchen mit der andern,
und gute Nacht!

Sixt und Klärchen

oder

der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein.

Ein Gedicht in zwei Gesängen.

Vorbericht.

Neben der berühmten Wartburg bei Eisenach stand vor Zeiten eine Burg, die (nach einigen Chroniken) schon in der Mitte des fünften Jahrhunderts von einem von Frankenstein erbaut, siebenhundert Jahre darauf von der Herzogin Sophia von Brabant, während ihrer Händel mit dem Markgrafen von Meißen, Heinrich dem Erlauchten, wieder aus den Ruinen gezogen worden, nun aber nur noch wenige Spuren ihres ehemaligen Daseins aufzuweisen hat. Diese Burg hieß der Mittelstein, woraus der Name Mädelstein entstanden, den der Berg noch heutigestages in der Gegend führt. Auf diesem Mädelstein ragen zwei Felsenspitzen hervor, die von ferne, und wenn die Einbildungskraft das Ihrige beiträgt, wie zwei sich umarmende menschliche Figuren aussehen. Das gemeine Volk glaubte vor Zeiten (und glaubt vielleicht noch), diese zwei Steine seien ein Mönch und eine Nonne gewesen, die aus wechselseitiger Liebe dem Kloster entsprungen und sich auf diesen Berg geflüchtet, daselbst aber, zur Strafe ihres Verbrechens und anderen ihresgleichen zum abscheulichen Exempel, in dem Augenblicke, da sie sich umarmen wollen, in Stein verwandelt worden seien. Diese alte Sage konnte vielleicht zu nichts Besserem dienen, als daß sie die Entstehung des gegenwärtigen Gedichtes veranlaßte. Die damit vorgenommenen Veränderungen bedürfen keiner Rechtfertigung. Von der Fabel selbst aber kann, wer Lust hat, in Limperts lebendem und schwebendem Eisenach das mehrere lesen.

Erster Gesang.

Der Klosterstand, wovon Pythagoras
Den blinden Heiden schon ein Müsterlein gegeben,
Hat seinen Wert, so gut (zum mind'sten) als — ein Leben
In Diogens berühmtem Lagerfaß.
Wenngleich nicht alle propagieren,
Seid unbesorgt, das menschliche Geschlecht
Stirbt drum nicht aus. — Doch fordert man mit Recht,
Des inneren Berufs sich erst zu überführen,
Bevor ein Menschensohn das kühne Wagstück wagt
Und allem, was in Kopf und Herz und Nieren
Uns zweigebeinten federlosen Tieren
Diesseits des Monds am meisten wohl behagt,
Durch einen derben Schwur entsagt,
Um all sein Leben lang, bei wohlverschloßnen Thüren,
Zu fasten und zu psalmodieren.

Beruf, Beruf! darauf kommt alles an!
Der fehlte nun — sagt uns ein altes Märchen —
Zum Unglück just dem lieben frommen Pärchen,
Wovon ich euch, so gut ich weiß und kann,
Erzählen will, was sich in jenen Tagen
Der Einfalt und der Wunder zugetragen.
Ergötzt es euch, so hat der Dichter halb erreicht,
Was er dem Leser gerne gönnte;
Denn, glaubet mir, kein Märchen ist so seicht,
Aus dem ein Mann nicht weiser werden könnte.

Ein frommes klösterliches Pärchen,
Er, Bruder Sixt, sie, Schwester Klärchen,
Noch beide jung und schön und zart
Und fromm und gut nach deutscher Art,
Kurz, recht geschaffen für einander,
Wie ehmals Hero und Leander,
Und (was ich nicht verschweigen muß)
Der Künste, die Ovidius
De Arte lehrt, so unerfahren
Als nie ein Paar von achtzehn Jahren:
Dies gute Paar — erschrecket nicht!
Sie glaubten nicht, daran zu fehlen,
Die armen argwohnlosen Seelen!
Sie — liebten sich und nannten's Pflicht.
Sixt sah die junge Schwester gerne,
Die Schwester sah den Bruder gern,
Und ihre schönen Augensterne
Gestanden's frei, doch nur von fern.
Sie fühlten, sich so anzusehen,
Ihr könnt nicht glauben welche Lust:
Sixt blieb wie eingewurzelt stehen,
Und Klärchens Herz hüpft' in der Brust.

Bei dieser Lust sich vorzusehen,
Fiel, bloß aus Unschuld, keinem ein.
Wie kann darin was Böses sein?
Denkt junges Volk. — So pflegt's zu gehen!
Das süße Gift der Liebe schleicht,
Wie eitel Nektar, glatt und leicht
Ins Herz hinab; allein die Wehen,
Die Wehen, Kinder, folgen nach.
Da geht's euch wie Dionens Knaben,
Als ihn, versteckt im Honigwaben,
Ein Bienchen in den Finger stach.
Des Busens wollustreiches Dehnen,
Dies dunkle namenlose Sehnen
Wird unvermerkt zum stumpfen Schmerz.
Euch preßt, ihr wißt nicht was, das Herz,
Im trüben Auge schwimmen Thränen;
Von eurem Lager flieht die Ruh',

Ihr ruft zur Stillung eures Kummers
Umsonst dem holden Gott des Schlummers
Und schließt die Augen schlaflos zu.
Ein innerlich verzehrend Feuer
Leckt euer jugendliches Blut;
An eurer Leber nagt der Geier
Des Tityus, der niemals ruht;
Wie Rosen in der Mittagsglut
Welkt ihr dahin, wie auf den Matten
Gemähtes Gras; und, kurz und gut,
Wenn Amor nicht ein Wunder thut,
Bleibt nichts von euch als euer Schatten.

Dies war der jammervolle Stand,
Worin sich unser Paar befand.
Denn, ach! sich lieben und nicht sehen
Und, sieht man sich, durch Blicke nur
Einander, was man fühlt, gestehen,
Ist mehr, als menschliche Natur
Ertragen kann! — „Nur einmal, nur
Auf ihre Hand, den Mund zu drücken,"
Seufzt Bruder Sixt, „o welch Entzücken!
Nur ihre Hand an meine Brust:
Mein Leben gäb' ich drum mit Lust!"

Wie gern erhörte Schwester Klärchen,
Du lieber armer Bruder Sixt,
Den Wunsch, den du zum Himmel schickst!
Sieh, zum Beweis, das helle Zährchen,
Das aus den Augen — stets nach dir
Mit reiner, herzlicher Begier
Gerichtet — auf die Leinwand bebt,
Die sich von ihren Seufzern hebt.
Wie gerne hätt' er diese Zähre
Vom weißen Kragen weggeküßt!
In meinen Augen, daß ihr's wißt,
Macht Sixten diese Schwachheit Ehre.
Ein Mensch, der doch kein Engel ist,
Kann, traun! um kleinern Sold nicht minnen.
Ach! um dies Thränchen zu gewinnen,
Wär' er auf Erbsen, barfuß, bis
Nach Rom gereist, dies ist gewiß!
Allein dem Prior mit dem langen

Eisgrauen Barte sein Verlangen,
So unschuldsvoll es immer war,
Zu beichten — nein, dies war nicht möglich!
Er hätt' es noch so herzbeweglich
Vorbringen mögen, offenbar
Lief er Gefahr — o Gott! ihm stehen
Vor dem Gedanken schon die Haar'
Zu Berge — lief er nicht Gefahr,
Sein Klärchen gar nicht mehr zu sehen?

Wie wird's den armen Seelen gehn!
Verhaltne Liebe, sagt Galen
(Sagt's oder hätt' es sagen sollen),
Je mehr wir sie verbergen wollen,
Je tiefer frißt sie sich ins Herz.
Ihr Schmerz ist ein zu süßer Schmerz,
Als daß man gleich an Heilung dächte;
Und wenn man dann geheilt sein möchte,
So ist's zu spät. Dies sehen wir
An Bruder Sixt und Schwester Klare.
Schon drei äonenlange Jahre,
Unglückliche, bekämpfet ihr
Natur und Herz; Kasteien, Beten,
Die Geißel und das härne Kleid
Habt ihr versucht, den Feind zu töten:
Umsonst, je hitziger ihr kämpft,
Je minder wird sein Trotz gedämpft.

Zum Unglück ist, zumal bei Klaren,
Der Sitz des Uebels — nicht im Fleisch.
Sie ist so neu, so unerfahren
Und liebt so schön, so engelkeusch!
Für sie nur schlimmer! Denn je reiner
Des Nönnchens Seele ist, je feiner
Sie denkt und fühlt, je minder läßt
Durch Geißeln, Wachen, Fasten, Beten
Solch eine Neigung sich ertöten.
Im Tempel selbst, am höchsten Fest,
Schwebt Sixtens liebes Bild ihr immer
Vor ihrer Stirn! Im Speisezimmer,
In jedem Kreuzgang, jedem Saal,
An jeder Wand hängt's überall
Gemalt, geschnitzt, mit einem Schimmer

Von Gold ums Haupt. Ihn muß sie sehn,
Wohin sich ihre Blicke lenken,
Muß mit ihm auf und nieder gehn,
Muß von ihm träumen, an ihn denken,
Und träumte sie vom Himmelreich.
Kurz, was in Klärchen leibt und lebet,
Ist durch und durch mit ihm verwebet,
Und ihm sehn alle Heil'gen gleich.

Eh' könnte sie sich selbst verlieren,
Als dem geliebten Bild entfliehn.
Vertieft sie sich im Meditieren,
Unwissend meditiert sie — ihn;
Wenn Todesbilder ihr erscheinen,
So ist's, um Sixtens Tod zu weinen;
Wenn zu des Paradieses Glanz
Sich ihre Phantasie erhöhet,
Entzückt der schöne Sternenkranz,
Der sich um ihre Scheitel drehet,
Sie nur, weil Sixt ihn pflückt' und gab;
Und selbst des Fegfeurs Flammen wehet
Sein Atem kühlend von ihr ab.

O sagt, die ihr die Liebe kennet,
Ist euch um Klärchens Herz nicht bang?
Ein Herz, das so wie ihres brennet,
Wenn Schicksal, Mauern, Klosterzwang
Und Schwur den Liebling von ihr trennet,
Laßt seine Liebe noch so rein,
Laßt seine Seufzer Engel sein,
Zu bald wird die Natur es rächen!
Die schwärmerische Seelenglut
Entflammet bald ein junges Blut,
Und reinste Liebe wird zu Wut,
Wenn Trost und Hoffnung ihr gebrechen.

Wie kann sie von Entbehrung leben?
Sie will genießen, was sie liebt,
Und Küsse, die sie träumend gibt,
Will sie zuletzt auch wachend geben.

Ihr sprecht: in stillen Liebesthränen
Ist Wollust; — wahr! doch sagt, was ist

Natürlicher, als sich zu sehnen:
„O, würden sie mir aufgeküßt!“

Allein wenn jeder Wunsch des Herzens
Auf ewig unbefriedigt bleibt,
Wenn jede Nacht den Grad des Schmerzens,
Die Pein der Sehnsucht höher treibt,
Wenn sich in brünstigem Verlangen
Die Arme aufthun, liebevoll,
Und einen Schatten stets umfangen,
Sagt, wie ein Herz nicht brechen soll?
Wer wünschte nicht, ein Marterleben,
Das nur verlängert wird zur Pein,
Dem, der es gab, zurückzugeben?

Bald ausgespannt, bald frei zu sein,
Ist nun auch Klärchens Trost allein!
Da sitzt beim matten Lampenschein
Das arme Kind in seiner Zelle,
Blaß, wie bei düstrer Mondeshelle
Ein Geist auf einem Leichenstein.
Vertrocknet ist der Thränen Quelle;
Auf einen Totenkopf den Blick
Geheftet, bebt sie nicht zurück
Vor dem Gedanken, bald zu sinken
Ins kühle Grab, die Ruhestatt
Des Müden, der vollendet hat,
Der Leiden bittern Kelch zu trinken.
Sie sieht mit Palmen in der Hand
Ihr aus den Wolken Engel winken,
Sieht schon die Siegeskrone blinken
Und seufzt: „O diese Scheidewand,
O, möchte sie noch heut zerstieben!
Was ist's, das mich an diese Welt,
Mein Trauter, noch gefesselt hält?
Werd' ich dich dort nicht reiner lieben?“

So schwärmt die kranke Phantasei
In Klärchens sanfter, schöner Seele,
Stets sanft und zärtlich — wie im Mai
Die stille Nacht durch Philomele
Um den geraubten Gatten weint.

Ganz anders wirkt die Fieberhitze
In ihrem unglücksel'gen Freund.
Wild springt er auf vom harten Sitze,
Umarmt in glüh'nder Raserei
Ein Kruzifix — (er wähnt, es sei
Der Abgott seiner Seele) — drückt
Mit tausend liebestrunknen Küssen
Es an sein schlagend Herz — erblickt
Mit kaltem Schaur, was er gethan,
Und stürzt betäubt dem Gott zu Füßen
Und fleht um einen Blitz ihn an!

Die ihr, von frommem Wahn geblendet,
Den Arm zu Molochs-Opfern hebt,
O Väter, eh' ihr sie vollendet,
Betrachtet dieses Bild und bebt!

Zweiter Gesang.

Nun, da ihr die verliebten Seelen
So unaussprechlich elend seht,
Daß Satan selbst, sie baß zu quälen,
(So gut er auch die Kunst versteht)
Nicht möglich fände: sagt, was können
Wir eilends für sie thun? — Sie brennen;
Ihr letzter Augenblick ist nah.
O, ist denn zwischen Erd' und Himmel
Kein Engel, sie zu retten, da?
Und käm' er auf Sankt Görgens Schimmel
Geritten — ach, der Fall ist da,
Wo nur ein Gott ex machina
Uns helfen kann. Sei's um ein Wunder!
Not geht an Mann; wir sinken unter!

So höret also, was geschah:
Ein Schutzgeist — nicht ex machina,
(Denn jeder Mensch hat seinen eignen,
Sagt Hermas, der es wissen muß,

Und Dichter werden's ihm nicht leugnen)
Ihr guter weißer Genius
Demnach — doch, richtiger zu sagen,
Sind's ihrer zwei, die dieses Mal,
Zwei arme Seelen aus der Qual
Zu retten, sich ins Mittel schlagen.

Ein Genius kann, wie ihr wißt,
Viel thun, das uns unmöglich ist,
Kann Wetter machen, donnern, blitzen,
In einem Wink ein Weltchen baun
Und Träume, lieblich anzuschaun,
Aus bunten Morgenwolken schnitzen.

„Ein Traum," — spricht Klärchens Genius
Zu Sixtens, — „denkst du nicht, dies brächte
Die Sach' am ehesten zum Schluß?
Versuchen wir's die nächsten Nächte!"

Sie senden also, mit Bedacht,
Stracks in der ersten Osternacht,
Früh, eh' die Glock' aus ihren Nestern
Die Brüder aufweckt und die Schwestern,
Zwei Träume, die so gleich sich sahn
Wie neugeborne Zwillingsbrüder.
Mit schlummertriefendem Gefieder
Läßt einer sich auf Sixten nieder;
Der andre schmiegt, wie Ledas Schwan,
Sich sanft an Klärchens Busen an.

Auf einmal stellt der Traum sich ihnen
Gleich einem jungen Cherub dar,
Schön wie die Liebe, hell und klar;
Von Amaranthen und Jasminen
Durchwebt ein Kranz sein goldnes Haar;
Zwei Sterne seine Aeuglein schienen,
Und seine Wängelein Rubinen;
Doch deckt ein dreifach Flügelpaar
Mit tausend Regenbogenfarben
Sein zartes Leiblein ganz und gar.

Die beiden armen Seelen starben
Vor Freuden fast ob dem Gesicht.
Es tritt zu ihnen hin und spricht:

„Ich bin der Schutzgeist frommer Liebe,
Und euer Leiden rühret mich;
Es wäre Jammer sicherlich,
Wofern es unvergolten bliebe.
Hört an! Dort hinter jenem Hain
Erhebt sich zwischen öden Bergen
Der kahle, schroffe Mittelstein;
Scheint recht dazu gemacht zu sein,
Zwei fromme Täubchen zu verbergen.
Ein festes Schloß war's hievor;
Noch ragen stattliche Ruinen
Aus wilden Büschen hoch empor,
Die sollen euch zur Zuflucht dienen!
Dort fliehet hin, dort sollt ihr ruhn!
Das weitre wird die Liebe thun."

Drei Nächte nacheinander träumen
Die Liebenden den gleichen Traum.
Er heißt sie eilen und nicht säumen:
Und, ihren Zweifeln keinen Raum
Zu lassen, reicht der Cherub ihnen
Sein weißes Händchen, unersucht,
Zum Unterpfand, auf ihrer Flucht
Mit sicherem Geleit zu dienen.

„O lieber, süßer Wonnetraum!" —
Ruft Sixt und springt von seinem Schragen
Lusttaumelnd auf, — „du goldner Traum,
Du sollst es mir nicht zweimal sagen!"
Und gleichwohl, da er nach und nach
Sich kühler mit sich selbst besprach,
Erhoben sich Bedenklichkeiten;
Er wankte noch sogar beim zweiten:
Doch auch den dritten zu bestreiten —
Bewahre Gott! — und müßt' er sich
Durch zwanzig Ritter-Görgens-Drachen
Den Weg zu seinem Nönnchen machen,
Er ist entschlossen festiglich!

Mit Klärchen, von Gewissen zärter
Und schüchterner, wie billig, als
Ein junger feur'ger Wagehals,
Mit Klärchen ging es ungleich härter,

Wiewohl den Traum, so schön er war,
Mit seinem krausen gelben Haar
Und seinen Regenbogenschwingen
Sich wieder aus dem Sinn zu bringen,
Ihr schlechterdings unmöglich war.
„Allein, solch einen Schritt zu wagen!
Ich, eine Gottgeweihte, fliehn
Aus seinen Mauern! Und wohin?
Dir, heil'ge Scham, o, dir entsagen,
Um einem Jüngling nachzuziehn?
Entsetzlich! Nein! Ich kann's nicht wagen!"

Und doch — wie könnt' es Sünde sein,
So, wie sie liebt, zu lieben? — Nein,
Es kann nicht! Lieben nicht die Engel
Im Himmel auch? Ihr Herz ist rein,
Rein, wie am unberührten Stengel
Die Lilie, zum erstenmal
Halb aufgethan dem Sonnenstrahl.
Entfernt vom eiteln Weltgetümmel
Für ihren Sixt und für den Himmel
In frommer Abgeschiedenheit
Die wenig Tage hinzuleben,
Die ihr der nahe Tod noch leiht!
„Aus seinen Armen hinzuschweben
Ins Reich der Unvergänglichkeit!
O Sixt, an deiner Brust zu sterben,
Von deinen Thränen noch erquickt,
Von dir mein Auge zugedrückt —
Wie? machte dies mich ungeschickt,
Des Paradieses Kranz zu erben?
Und doch! — o Gott, was ist denn dies,
Das mich beklemmt? Warum dies Schauern?
Was ruft mir? Welche Hand ist dies,
Die mich ergreift, in diesen Mauern
Zurück mich hält? Ach! zu gewiß,
Sie warnt mich! Unglücksel'ge, fliehe!
Die Hölle öffnet gegen dich
Den düstern Flammenschlund — ich glühe!
O, alle Engel! rettet mich!"

So ungestüm schlug Well' auf Welle
In Klärchens Brust; sie treibt umher

In einem wilden Zweifelmeer;
Entfliehn ist Tod, und Bleiben Hölle!
Sie kämpft, das gute Seelchen! ach,
Sie kämpft aus allen ihren Kräften;
Doch ihre Kräfte waren schwach;
Sixt zog mit dreimal stärkern Kräften
Ihr liebend Herz dem seinen nach.
Und hieß sie nicht ihr Engel wandern?
Ihr Engel? — Und sie glaubt so dreist,
Daß es der weiße war! Ein Geist
Vertauscht sich leicht mit einem andern,
Zumal der schwarze (wie bekannt)
Gern unsern bösen Lüsten schmeichelt
Und oft im schönsten Lichtgewand
Den reinen, heil'gen Engel heuchelt.

Doch, wie ihm sei, dies ist gewiß,
Die guten Klosterkinder zogen
(Nachdem sie, was ihr Herz sie hieß,
Mit ihrer Pflicht leicht abgewogen),
Wohin der schöne Traum sie wies;
Und wurden sie von ihm belogen,
So werfe jedes, das sich nie
In Fällen dieser Art betrogen,
Getrost den ersten Stein auf sie!

Zu großem Labsal unsrer Frommen
Ist nun die vierte Nacht gekommen.
In beide haucht ihr Genius
Zugleich den nämlichen Entschluß.

Wie sie aus ihrer Klaus' entkommen,
Darüber mag, wie's ihm gefällt,
Sich jedes mit sich selbst vertragen.
Was läßt sich nicht mit Amorn wagen,
Dem größten Zaubrer in der Welt!
Zudem war's in den Ostertagen,
Und Schwesterchen und Brüder lagen,
Nach tausend überstandnen Plagen,
Mit Gottes Gaben wohl gefüllt,
In Schlaf und Weindunst eingehüllt.

Viel Glücks! Die Vögel sind dem Bauer
Entwischt! ringsum ist alles still;

Erstiegen ist die Gartenmauer,
Der Hahn kann krähen, wenn er will.

Auf ungebahnten Pfaden keuchen
Die Pilgrime der Liebe fort;
Hoch schlägt ihr Herz, den sichern Port
Noch vor der Sonne zu erreichen.

Sie wallen führerlos daher,
Von Osten sie, von Westen er,
Nicht ohne Angst und schwere Zweifel,
Ob nicht vielleicht ihr Feind, der Teufel,
Sie durch ein falsches Traumgesicht
Belogen. — „Gott," denkt Schwester Kläre,
„Wenn ich nun hingekommen wäre
Und fänd' ihn nicht! und fänd' ihn nicht!
O alle Heilige und Seelen,
Erbarmt euch eurer armen Magd!
Mein Gott! ich glaubte nicht zu fehlen,
Thät' ich, was Engel mir gesagt.
O gute Geister, tragt Erbarmen,
Nie hätt' ich's aus mir selbst gewagt!"

Indem, noch fern von seinen Armen,
So bitterlich sein Klärchen klagt,
Hat Sixt mit herzlichem Vergnügen
Den hohen Berg bereits erstiegen,
Das Ende seiner schweren Pein.
Er steht und zieht mit vollen Zügen
Die Luft der Freiheit wieder ein.
Nachdem er lang ein Afterwesen,
Das die Natur nicht kennt, gewesen,
Welch eine Wollust, Mensch zu sein!

„O Klärchen," ruft er, „diese Wonne
Mit dir geteilt!" — und schaut umher
Nach seiner herzgeliebten Nonne,
Erblickt sie nirgends — weg ist Wonne!
Er steht allein, rings um ihn her
Ist Erd' und Himmel wonneleer!

Nun färbt der erste Strahl der Sonne
Des Berges Stirne. Unruhvoll
Steigt Sixt herab, den Weg zu wallen,

Auf dem sein Nönnchen kommen soll.
Er ruft ihr laut; die Felsen hallen
Den Ruf zurück, und „Klärchen“ schallt
Vervielfacht durch den Fichtenwald.
Erwachte Nachtigallen feiern
Des Tages Sieg; doch von der teuern
Geliebten Stimme und Gestalt
Ist nichts zu hören noch zu sehen.

Schon will ihm Sinn und Mut vergehen,
Als ihm, indem er Thal und Höhen
Wie ein verrückter Mensch durchschweift,
Auf einmal hinter dichten Hecken
Mit einem Schrei von süßem Schrecken
Sein Klärchen in die Arme läuft.

Verlangt nicht, daß ich ihr Entzücken
Beschreiben soll. Natur, Natur,
Du bist mir heilig! Wer's erfuhr,
Schwatzt nicht von solchen Augenblicken.
Ich seh', ich seh' sie, Brust an Brust,
Entseelt von grenzenloser Lust
Die Augen starr gen Himmel heben;
Er hat sich aufgethan — sie schweben
In seinem Wonneglanz daher,
Nichts Sterblichs ist an ihnen mehr,
Sie schweben auf — ins ew'ge Leben!

Versteinert bleibt ihr Leib zurück
Und zeigt, noch warm vom heil'gen Triebe,
Des Wandrers sanft gerührtem Blick
Dies ew'ge Denkmal ihrer Liebe.

Geron der Adlige.

Eine Erzählung.

An den Leser.

Der Inhalt gegenwärtiger Erzählung ist aus einem alten französischen Ritterbuche, genannt Le Roman de Gyron le Courtois, gezogen, aus dessen Stoffe schon der toscanische Dichter Luigi Alamanni auf Veranlassung Franz des Ersten, Königs von Frankreich, ein Heldengedicht in vierundzwanzig Gesängen verfertigt hat, das aus nicht weniger als dreitausendvierhundertneunundsiebzig achtzeiligen Stanzen besteht und unter den romantischen Gedichten der Italiener noch immer seinen Platz behauptet, wiewohl es an poetischen Schönheiten und Interesse dem Orlando des Ariost und selbst dem Amadigi des Bernardo Tasso sehr weit nachsteht. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß es hauptsächlich die Poesie des Stils und die Harmonie der Verse ist, was das Glück eines Gedichtes macht, so würde dieser Girone il Cortese des Alamanni, dem es an beiden fehlt, den stärksten Beweis davon abgeben können. Unter tausend, die den Ariost zweimal gelesen haben, ist schwerlich einer, der die Geduld gehabt hätte, es in dem gereimten Ritterbuche des anderen bis auf die Hälfte zu bringen.

Neuerlich ist der alte Roman von Gyron le Courtois, der (nächst Tristan von Leonnois) der vorzüglichste unter allen denen ist, die sich mit den Thaten der Ritter von der Tafelrunde beschäftigen, durch einen Auszug wieder in Umlauf gebracht worden, womit der vor kurzem der Litteratur entrissene Graf von Tressan die Bibliothèque universelle des Romans im Oktober 1776 bereichert hat, ein Auszug, der um so schätzbarer ist, als der geschmackvolle Verfasser an den interessantesten Stellen den alten Romandichter in seiner eigenen naiven und kräftigen, wiewohl veralteten Sprache reden läßt.

Die Geschichte zwischen Gyron und der Dame von Maloanc, die nach meinem Gefühl das Schönste in diesem und vielleicht in jedem anderen Dichterwerke des mittleren Zeitalters ist, machte beim ersten Lesen einen so starken Eindruck auf mich,

daß ich dem Gedanken nicht widerstehen konnte, sie auszuheben und meinen Freunden in einer dem alten Original so nahe als möglich kommenden Manier vorzuerzählen. Jede Verschönerung oder Modernisierung des Originals würde in meinen Augen Entweihung gewesen sein: eine Geschichte, die nur ein Dichter aus den Zeiten Louis' le Jeune erfinden konnte, mußte auch in dem Tone dieser Zeiten vorgetragen werden. Zwar ist die von mir gebrauchte Versart nicht diejenige, in welcher beinahe alle Gedichte unserer alten Meister- und Minnesänger geschrieben sind; aber ich wählte sie, weil sie mir besser zu der Würde des Süjets zu stimmen und den Eindruck, den es bei der simpelsten Erzählung machen muß, zu begünstigen geschickter schien als die vierfüßigen Jamben, die der komischen Erzählung angemessener sind.

Hingegen suchte ich, indem ich mir nach unserer Sprache im sechzehnten Jahrhundert eine Art von deutschem Gaulois bildete, eine Diktion herauszubringen, welche, ohne unverständlich oder abgeschmackt zu werden, der Täuschung, als ob man den alten Branor selbst reden höre, so wenig als möglich hinderlich wäre. Ob es mir geglückt sei, muß das Gefühl des Lesers entscheiden.

Ich will es lieber erraten lassen, warum ich bei dieser neuen Ausgabe meinem Helden den alten Beinamen, der Adlige, wieder gegeben habe, als Gefahr laufen, durch ausführliche Aufzählung meiner Beweggründe langweilig zu werden. Unleugbar sind courtois und biederherzig keine gleich viel bedeutenden Wörter. Will man sich hingegen bei dem Beiworte adlig einen Mann denken, der eben so edel von Sinnesart und Sitten als von Geburt ist, so drückt es den ganzen Sinn des altfranzösischen courtois aus; und wofern adlig in dieser Bedeutung (nach Herrn Adelungs Vermutung) nur deswegen zu veralten angefangen hätte, weil die Sache selbst bei unserem heutigen Adel aus der Gewohnheit gekommen, so können wir um so gewisser hoffen, dieses Wort in seiner alten und echten Bedeutung wieder aufleben zu sehen, da in einer Zeit, wie die unsrige, nur vorzüglicher Adel in Gesinnungen, Sitten und Thaten dem von veralteten Vorurteilen nur schwach beschützten Geburtsadel noch zur Brustwehr dienen kann.

Der große Artus hielt vor seiner Burg
Zu Cramalot, von dreißig edeln Rittern
Umgeben, unter einem offnen Zelt
Von goldgewirktem Sammet seinen Hof;
Und zwischen ihm und ihrem Lancelot
Saß Genievra, seine Königin;
Zwölf Jungfraun, die der Minne süßen Sold
Dem, der's um sie verdiente, wohl zu geben
Vermochten, standen züchtiglich zur Seiten
Der königlichen Frau; und ums Gezelt
An hohen Eichen hingen Schild' und Speere
Im Sonnenglanz, und dreißig Knaben hielten
Im Schatten, jeder an der rechten Hand
Ein aufgeschmücktes Roß; — und siehe da,
Ein schwarzer Ritter kam vom Walde her,
Er ganz allein, und ritt dem Zelte zu;
Und wie er schier herangekommen, stieg er ab,
Ließ vor der Königin aufs rechte Knie
Sich nieder, richtete sich wieder auf,
Und, eines Hauptes länger als die Ritter alle,
Stand er vor König Artus, neigte sich und sprach:
„Herr König, wollet einer Gabe mich gewähren,
Um die ich bitte, wie ein Rittersmann
Von einem Ritter sie begehren mag."

Der König sah den Fremden wundernd an,
Und alle, die zugegen waren, sahn ihn an,
Voll Wunders über seine stattliche
Gestalt und seine Red', und warteten
Der Gabe schweigend, die er bitten würde.

Und Artus sprach: „Herr Ritter, heischet frei,
Ich sag' es zu."
Der Ritter neigte sich
Zum zweitenmal und sprach: „Durchlauchter Herr,
So mög' es Euch und diesen wackern Rittern

An Eurer Seite nicht entgegen sein,
Zu Ehren aller minniglichen Frauen
Und holden Jungfraun, hier und überall,
Und zu Bewährung, wem in Ritterschaft
Der Preis gebühre, ob den alten oder
Den jungen Rittern, einer nach dem andern
Im Grünen einen Ritt mit mir zu thun."

Der König Artus und die dreißig Ritter,
Die um ihn standen, allesamt Genossen
Der Tafelrunde, waren nicht die Männer,
Die sich um so was zweimal bitten ließen;
Und statt der Antwort liefen alle stracks
Den Bäumen zu, wo ihre Lanzen hingen, und
Die Knappen bei den hohen Rossen standen.

Und Artus und die Ritter alle schwangen
Auf ihre Rosse sich, den Schild am Arm,
Den Speer gefällt, und ritten nach dem Plan,
Wo seinen Stand der fremde Ritter schon
Genommen hatte. König Artus ritt
Der erste. Beide legten ihre Lanzen ein,
Bedeckten mit dem Schilde sich und rennten,
Die Rosse spornend, aufeinander los,
So mächtig, daß die Erde unter ihrem Stampfen
Erbidmete; und wie sie nun im Sturm
Zusammentreffen sollten — hielt
Der Fremde seinen Speer hoch in die Luft
Und fing den derben Stoß des Königs auf
Mit seinem festen Schilde, daß die Lanze
Vom Gegenschlag in tausend Splitter brach,
Und König Artus kaum mit Arbeit sich
Im Bügel festhielt. Aber unerschüttert saß
Der schwarze Ritter, und sobald sein Roß
Sich ausgelaufen, schwenkt' er, ritt zum König
Hinan und sprach gar ehrbar: „Edler Herr,
Das wolle Gott nicht, daß ich meinen Speer
Gebrauche gegen Euch! Gebietet mir
Als einem, der zu Eurem Dienst aus Pflicht
Und gutem Willen sich gewidmet hat."

Der hohe Artus sieht ihn staunend an
Und wendet nach dem Zelt. Und Galherich,

Sein Neffe, König Loths von Orkan zweiter Sohn,
Tritt rasch hervor; kampflustig und gewiß
Des leichten Sieges, faßt mit starker Faust
Er seinen Speer, wirft vor die breite Brust den Schild,
Auf dem ein goldner Adler Blitze wirft,
Und sprengt im Sturm auf seinen Gegner an.
Fest war sein Stoß und kraftvoll; aber mit
Behender Beugung wich ihm jener aus;
Der Speer fuhr unterm linken Arme durch,
Unschädlich, und im gleichen Augenblick
Rührt ihn des Schwarzen Schaft mit solcher Macht,
Daß ihm die Sinne schwinden, und die Kniee brechen —
Er stürzt und deckt, so lang er ist, den Boden.

Des Bruders Fall zu rächen, drängte sich
Herr Galban, Loths von Orkan Erstgeborner, vor.
Man nannte Galbans Namen allezeit,
Wenn von den Unbezwinglichen die Rede war:
Doch dieses Mal vergaß er seiner Dame
Sich zu empfehlen, oder treulos ward
Das Glück an ihm; der schwarze Ritter that
Ihm, wie er Galherich zuvor gethan.

Das gleiche Los fiel auf die andern Neffen
Des Königs, Egerwin und Galheret,
Und auf Bliomberis und Lionel,
Des Königs Boort von Gannes edle Söhne,
Und auf Herrn Dinadel von Estrangor,
Den Unverzagten, Immerlustigen.
Sie hatten manchen braven Mann wohl eher
Ins Gras gestreckt; jetzt kam die Reih' an sie.

„Ha!“ rief Herr Gries, des Königs Seneschall,
Der Höflingsart mit Rittersitten paarte,
„Das soll, bei Gott! von Artus' Rittern nicht
Gesungen werden noch gesagt im fremden Lande,
Daß einer nach dem andern, Kegeln gleich,
Vom ersten, den der Wind herbeigeweht,
Sich so zu Boden habe werfen lassen!
Der fremde Ritter ist doch wohl so sehr
Nicht Teufel, als er schwarz ist! Laß ihn kommen!“

Mit diesen Worten, halb im Schimpf und halb
Im Ernst gesprochen, spornte seinen Klepper

Herr Gries, der Seneschall. Er hatte wohlbesonnen
Aus einem großen Haufen Speere, der
Beim Zelte lag, den schwersten ausgewogen.
Allein nichts mocht' ihm seine Vorsicht frommen, nichts
Sein frecher Mut und seiner spitzen Zunge
Behendigkeit; der schwarze Ritter hob
Ihn hoch empor und ließ ihn unsanft fallen.
Ihm half sein Knappe wieder auf die Beine,
Und brummend hinkt' er nach dem Zelte hin.

Die andern folgten nun der Reihe nach,
Mutvolle Kämpfer, die den Besten nicht
Zu weichen pflegten und kein Abenteuer noch,
Wie schlimm es aussah, von der Hand gewiesen.
Ein Spiel war ihnen Lanzenbrechen nur;
Sie hätten Wälder arm an Holz gemacht.
Doch unter ihnen allen keiner hielt
Den strengen Stoß des Unbekannten aus;
Sie räumten alle nach der Reih' den Sattel.

So zuzusehn der Tafelrunde Schmach,
Verdroß den edeln Lancelot vom See,
Den einzigen, der von den dreißig noch
Zu überwinden war. Der eigne Ritter
Der schönen Königin war Lancelot;
Viel' Thaten hatt' er ihr zulieb gethan
Und manchen süßen Kuß und manche glühende
Umhalsung insgeheim zum Sold empfangen.
Kein anderer Genoß der Tafelrunde
That's ihm zuvor an Mannheit und an Schöne.
In seiner holden Dame Gegenwart
Deucht's ihm ein Leichtes, alle Lanzenbrecher
Und Prahler auf dem weiten Erdenrund
Herabzustechen. Gleichwohl wundert ihn
Des schwarzen Ritters. Denn, was jetzt geschah,
War, seit die Tafelrunde stand, noch nie geschehn.
„Ist's schwarze Kunst, was diesen Heiden schützt,"
So spricht Herr Lancelot mit leiser Stimme
Zur Königin, „so bitt' ich, schönste Frau,
Verlasset Euren treuen Ritter nicht;
Die ganze Hölle steh' dem Schwarzen bei,
Lacht Euer Auge mir, so ist auf meiner Seite
Der ganze Himmel."

Als er dies gesagt,
Läßt ihn die Königin in ihren Augen
(Den schönen Mund versiegelte die Zucht
Vor so viel Zeugen) eine Antwort lesen,
Die ihm das Herz im Busen schwellen macht.
Und mit verhängtem Zügel, hoch den Schild,
Die Lanz' an seine Seite festgedrückt,
Rennt er dahin; und beide Ritter stoßen
So kräftig aufeinander, Roß und Mann,
Daß sie die Stange vor der Faust zersprengen,
Und Helm und Schilde laut zusammenschlagen.
Doch wenig halfen jetzt die Augen seiner Dame
Dem edeln Lancelot: ihn überwiegt
Des schwarzen Ritters stürzendes Gewicht;
Er schwankt, verliert den Zügel, taumelt, sinkt
Und liegt, wo seine Spießgesellen lagen.

Der Unbekannte steigt gelassen ab
Von seinem Rosse, streichelt freundlich ihm
Den feuchten Rücken und die heiße Brust,
Nimmt ihm den Sattel ab und das beschäumte
Gebiß und läßt mit einem sanften Schlag
Es gehn ins Grüne, wo es ihm beliebt:
Kehrt dann, als wär's von einem Lustritt, wohlgemut
Und unbefangen seinen ältlichen,
Gewohnten Schritt zum goldnen Zelt zurück.

Mit scheelen, düstern Blicken weichen ihm
Die Ritter aus; sie sehn einander an,
Als fragten sie sich mit den Augen: „Kannst
Du's leiden?" — Aber König Artus tritt
Aus dem Gezelt und reicht dem Kommenden
Die Hand mit Anstand, sprechend: „Edler Ritter,
Wir haben, deucht mich, teur genug das Recht
Erkauft, des Mannes Angesicht zu sehen und
Zu wissen, wer es ist, der so behend
An einem Abend dreißig Schildgenossen
Der Tafelrunde aus dem Sattel hob."

Und alsbald, wie der König dieses Wort
Gesprochen, löst der Fremde seinen Helm;
Und siehe! wie er ab ihn nimmt, so kraust
Schneeweißes Haar sich rings um seinen Scheitel,

Und offenbar in aller Herrlichkeit
Des ungeschwächten hohen Alters steht
Der Edle da, ein schöner alter Mann,
Wiewohl die graue Zeit der Furchen viel
Auf seine breite Stirn gegraben, stark
Und ungekrümmt, wiewohl auf seinem Nacken
Die Last von hundert arbeitvollen Jahren lag.
Dem König Artus und den Rittern wird's
Bei seinem Anblick wieder warm ums Herz;
Sie drängen wundernd sich hinzu, sie fassen
Ihn bei der Hand und schaun ihn an und ruhn
Auf seinem Antlitz liebevoll wie Söhne,
Die unverhofft den Vater wieder sehen.

„Mein Nam' ist Branor," sprach der alte Ritter,
„Branor der Braun'. Dein Vater, König Artus,
Der edle Ritter Uther Pandragon,
War noch ein Knabe, der sein Steckenpferd
Im Hofe tummelte, da Branor schon
Durch Berg und Thal nach Abenteuern ritt.
Die alten moosbedeckten Eichen dort,
Ich sah sie alle einer Lanze hoch!
Dein Vater, König Artus, war mein guter Herr
Und Freund, wir haben manchen Ritt zusammen
Gethan und manchen Speer in Schimpf und Ernst
Gebrochen. Segen sei mit seinem edlen Sohne!
Und wohl mir Alten, daß ich junge Männer sehe,
Die noch nicht völlig aus der Väter Art geschlagen!"

Indem sie also sich besprachen, ging
Die Sonne unter. König Artus und die Königin
Und ihre Jungfraun und die dreißig Ritter,
Der alte Branor in der Mitte, kehrten nach
Der Burg zu Cramalot zurück. Da stand
Ein köstlich Mahl bereitet in der Halle.

Ein reicher Baldachin bezeichnete
Den Sitz des Königs und der Königin;
Und zwischen ihnen ward dem guten Branor
Ein Stuhl von Elfenbein gesetzt; und als
Sie Platz genommen, setzten sich die übrigen
In ihrer Ordnung um die Tafel her.
In Schüsseln aus getriebnem Golde ward

Das Mahl von zwanzig Knappen aufgetragen;
Zur Seite glänzte hoch emporgetürmt
Der reiche Schenktisch; zwanzig andre pflegten
Des Diensts dabei, und zwanzig bei der Tafel;
Und Pauken schallten, und Trompeten klangen,
So oft der große, funkelnde Pokal
Herumging. Als sie nun die Essenslust
Gestillt, ward ritterlichen, höflichen
Gespräches viel gepflogen bis um Mitternacht.
Und aller Augen waren auf den Alten
Geheftet, wenn er seinen Mund zum Reden aufthat.
So stille ward es dann, man hätt' im Saal
Das Weben einer Spinne hören mögen.

Und König Artus nahm des Alten Hand und sprach:
„Herr Branor, einen Mann von Eurem Schrot und Korn
Gesehen hab' ich nie vor diesem Tage.
So helf' mir Gott, als ich die Väter möchte
Gesehen ha'n, die solche Söhne zeugten!"

Ihm gab der alte Ritter diese Antwort:
„Herr König, hundert Jahre schon und drüber
Hab' ich erlebt, hab' manchen guten Mann
Auf seiner Amme Schoß gesehen, manchen bessern
Begraben helfen. Noch gebricht es nicht
An wackern Rittern und an schönen Frauen,
Die ihres Dienstes wert sind. Aber Männer wie
Zu meinen Zeiten werd' ich nimmer sehn!
Von solcher Mannheit, solchem festen Sinn,
So über Ehr' und Recht und Wahrheit haltend,
So bieder und dem Freund so treu und hold,
So offnen Angesichts und offnen Herzens,
So ohne Falsch wie König Meliad und Hektor
Der Braun' und Danayn der Rot' und Geron
Der Adelige! — Nein, bei meinem Gott!
Nie werd' ich solche Männer wieder sehn!"

Hier brach dem edeln Greis die Stimm'; er senkte
Sein weißes Haupt und schwieg. Und alles schwieg,
Und niemand wagt' es eine gute Weile,
Die heil'ge Stille zu entweihn. Zuletzt
Winkt Genievra heimlich ihrem Ritter zu,
Und Lancelot verstand den Wink und sprach

Zu Branorn: „Alter Herr, wir alle sind
Zu jung, der Ritter, die Ihr nanntet, einen
Gesehn zu haben; nur in Euch noch leben sie,
Der sie gekannt, dem einz'gen ihresgleichen,
Der unsre Zeit erreichte. Wolltet Ihr
Von ihren Thaten uns erzählen, was Ihr wißt,
Wir alle würden Euch die Gabe danken."

Der König Artus und die Königin
Und alle Ritter stimmten laut zur Bitte
Des schönen Lancelot. Die Jungfraun schwiegen;
Doch bat ihr züchtiglich gesenktes Aug'
Und ihrer Wangen Röte, die Verräterin
Des jungferlichen, schüchternen Verlangens.

Und Branor sah sie freundlich nickend an
Und sagte: „Was ihr bittet, ist Gefälligkeit;
Das Alter ist geschwätzig, wie ihr wißt,
Es liebt zu reden von den guten Zeiten,
Die nicht mehr sind, in denen es als wie
In einem sel'gen Traum allein noch lebt.
Ich will von Geron, von dem edelsten
Der Männer, die ich sah, euch was erzählen:

„Wohl siebzig Jahre mögen's sein und mehr,
Seit ihn und mich ein wunderbarer Zufall
Zusammenbracht'! Ich zog im Land umher
Auf Abenteuer. Eines Tages überfällt
Ein Sturm mich tief im Holz. Ich suche Schirm
In einer Felsenhöhl'. Ein enger Gang,
Der in den Berg hinein sich windet, lockt mich an,
Zu sehn, wohin er führe. Immer abwärts,
Immer dunkler, tiefer geht's hinab.
Auf einmal wendet sich der Gang, und nun
Steht offen eine Höhle vor mir da,
Von Menschenhand gehauen und gewölbt,
Gleich einer Totengruft — und in der Gruft,
Beim schwachen Glimmer einer Lampe vom Gewölb'
Herunter, seh' ich, wie zwei heil'ge Leiber,
Einander gegenüber, still und hehr,
Zwei alte Ritter sitzen. Jetzund noch
Nach siebzig Jahren, da ich euch davon

Erzähle, fährt mir's kalt durchs Rückenmark hinauf.
Es war, als weckete mein Anblick sie
Aus einem sanften Schlummer. Unbefremdet, mild
Und freundlich sahen sie mich an, und wohl-
Zuthun schien's ihnen, wieder einen Menschen
Zu sehn. Sie hießen mich mit dumpfer Stimme
Willkommen, sagten mir, sie wären beide,
Nachdem sie auf dem Lebensmeere lang
Herumgetrieben, alt und ruhesehnend
In diese stille Gruft herabgestiegen, da
In ihrem Grab des Todes zu erwarten.
Sie würden in der Welt, wo man sie suchte
Und nirgends fand, schon längst für tot gehalten;
Erdgeister pflegten ihrer, brächten ihnen auch
Zuweilen Kundschaft, was die Lebenden
Auf Erden machten. Brehus war der Name
Des einen, Geron hieß der andre,
Geron der ältere. Vor Zeiten hatte der
In Gallien geherrscht, drauf seinem ältsten Sohne
Das Reich gelassen, um der Ritterschaft
Sich ganz zu widmen. Bald ergriff den Sohn
Der gleiche Trieb. Er übergab sein Reich
Dem jüngern Bruder, zog auf Abenteuer
Viel' Jahre lang, kam endlich auch in diese Gruft,
Sein mühvoll Leben hier mit seinem alten Vater
In strenger Buße zu beschließen. — ‚Hier,‘
So sprach der Alte, der mir dies erzählte,
‚Hier ist sein Grab! Wo meines Zweiten seines ist,
Weiß Gott. Ihm raubte Faramund, der Franke, Thron
Und Leben. Noch ein einziger ist übrig
Von meinem Blut und Stamm, mein Enkel, Geron
Der Adelige. Was von Zeit zu Zeit
Die Geister von ihm melden, ist die Nahrung, glaub' ich,
Die mich nicht sterben läßt. Er ist ein Mann!
Und Gott vergelt's ihm, daß er meinem Blut
Und Namen Ehre macht!‘ — Hier schwieg der Greis.

„In diesem Augenblick entschloß ich mich,
Den Ritter Geron aufzusuchen, und ich zog
An Uthers Hof. Da hört' ich Rühmens viel
Von Gerons Tugenden; er selbst war nicht
Zugegen. Und ich zog ihm nach,

Fand ihn und wunderte mich seiner Schöne,
Der Stärke seines Arms und seines Muts, doch mehr
Der Treue seines Herzens; und er ward mir hold,
Und ich begleitet' ihn auf mancher Fahrt
Und war der Zeuge seiner letzten Thaten.

„Noch Knabe war er, als sein Vater Kron'
Und Leben gegen Faramund verlor.
Ein alter Freund von Geron, seinem Ahnherrn,
Hektor der Braune, rettete den Knaben,
Floh nach Britannien mit ihm und ward
Der Führer seiner Jugend und sein Meister in
Der Ritterschaft; und Geron war ihm wie
Sein eigner Sohn. Und als in einer großen Schlacht
Der Alte schwer verwundet fiel, empfing ihn Geron
In seine Arme, schlug mit Löwenmut
Zu Boden jeden, der an seinen Freund
Hand legen wollt', und trug ihn auf dem Rücken
In sein Gezelt; allein das Leben ihm zu fristen,
Vermocht' er nicht. Und sterbend reichte Hektor
Sein gutes Schwert ihm hin: ‚Da,' sprach er, ‚nimm!
Ich kenne keinen andern, der's nach mir
Zu führen wert ist!' — Groß und selten war
Des Schwertes Tugend, reich der goldne Griff,
Und reicher viel die festgestählte Klinge;
Und auf der Klinge stand in goldner Schrift:

Vermess' sich keiner, untugendlich
Dies Schwertes anzumuten sich!
Treu' geht über alles,
Untreu' schändet alles;
Hohn dem Mann, der seinen Schalk
Verbergen will in Löwenbalg!

„Der edle Jüngling nahm das heil'ge Schwert
Mit nassem Aug' aus seines sterbenden
Pflegvaters Hand und hielt sich reicher drum,
Als wär' ein Königreich ihm angefallen.
Wie er's verwaltete, des will ich euch
Ein Beispiel geben — wenn ihr zuzuhören
Nicht müde seid." —

Und Lancelot vom See und seine Dame,
Die schöne Königin, beteuerten

Im Namen aller Gegenwärtigen,
Sie würden ihm den ganzen Rest der Nacht
So zuzuhören nimmer müde werden.
Der Alte, unter seinen grauen Augenwimpern
Hervor, schießt einen scharfgespitzten Blick
Auf Lancelot und auf die Königin,
Und beider Augen sinken vor dem Blick
Des Edeln. Eine kurze Stille folgt,
Und fort fuhr Branor: „In denselben Tagen lebte
Im Britenland ein edler Ritter, Danayn
Der Rote, Herr der Burg zu Maloanc.
Geron der Adelige ward sein Spießgesell
Und Freund; sie schwuren sich den Todesbund,
Und ihrer beider Liebe ward im Land umher
Zum Sprichwort. Und die Frau zu Maloanc,
Des Danayns Vermählte, war das schönste Weib
Im ganzen Britenland, das schöner Weiber
Vor allen Landen sich berühmen mag;
Sie ohne Liebesregung anzuschauen, war
Unmöglich. Geron, wie er sie zum erstenmal
Erblickte, dacht' in seinem Herzen: ‚Ah!
Der thäte wahrlich keinen teuren Kauf,
Der eine Nacht in dieses Weibes Arm
Mit seinem Leben kaufte!‘ — Und von diesem Nu
Vermied er streng, ins Auge ihr zu sehn,
Sprach selten bei ihr an und nie allein,
Noch anders als in seines Freundes Gegenwart,
In dessen treues Herz und Biederauge
Kein Argwohn kam. Sie zogen mondenlang
Und länger oft zusammen aus auf Abenteuer
In fremden Landen oder an die Höfe
Der Fürsten, wo in Ritterspielen Ruhm
Zu holen war; und wenn nach Maloanc
Sie wieder kamen, blieb Herr Geron fest
Bei seiner Weise, haltend ob dem Bund,
Den er gemacht mit seinen Augen; so
Daß, wer ihn sah, geschworen hätt', ihm sei
Die schöne Frau von Maloanc nicht mehr
Noch weniger als jedes andre Weib.

„Zum Unglück war das Herz der schönen Frau
So nicht verwahrt wie seines. Ihr erschien

Beim ersten Anblick Geron als der Mann
Aus allen Männern, dem ein edles Weib
Den Sold der Minne nicht versagen könnte;
Und ungewahrsam läßt sie auf und ab
Die Augen schweifen auf der stattlichen
Gestalt und schaut ihn an und wieder an,
Wie schön er ist, berauscht ihr Aug' und Herz
An ihm, nichts Böses ahnend, nennt es Freundschaft
Und Höflichkeit und täuschet sich mit Namen
So lange, bis sie sich nicht länger täuschen kann,
Und nun zu heiß die Wunde brennt, sie dem
Zu bergen, der allein sie heilen mag.

„Des Weibes Liebe hat ein Falkenauge.
Wie sehr sich Geron ihr verbergen will,
Sobald sein Auge mit dem ihrigen
Zusammentrifft, so sieht sie oder glaubt zu sehn,
Es glimm' in seinem trüben Feuer — Liebe.
In dieser Hoffnung lau'rt sie auf Gelegenheit,
Allein mit ihm zu sein, und wie es ihr
Gelingt, bekennt sie ihm ihr Liebesweh.
In schönerer Gestalt versuchte nie
Die Sünde ein Geschöpf von Fleisch und Blut.
Von ihren Lippen floß der ersten Schlange
Beredsamkeit, Verführung atmete
Aus ihrem Busen, lockt' in ihrem Arm.
Nie kämpfte Geron einen schwerern Kampf;
Doch Freundschaft, Treue, Hektor, Danayn
Stehn zwischen ihm und seines Freundes Weib
Wie Engel Gottes mit dem Flammenschwert.
‚Das wolle Gott nicht, daß ich fähig sei,
Den Augenblick von Schwäche zu mißbrauchen,
Der meines Freundes Weib in meine Hände gibt!‘
Rief er und wand aus ihrem Arm sich los.

„Verwirrt und sprachlos stand, von ihrer Hoffnung
So arg getäuscht, indem er ihr entfloh,
Die Schuld'ge da und wäre gleich vor Scham
Und Schmerz gestorben, wär' ihr's zweifelhaft
Nur einen Augenblick gewesen, ob der Mann
Sie aus Verachtung also abgewiesen.
Doch ihre Augen hatten ihr zu wohl gedient.
‚Er liebt mich,‘ denkt sie; ‚sah ich nicht den Kampf

In seiner Seele? O gewiß, sein Herz
Hat keine Schuld!' — Und nun erscheint ihr Geron
Der Adelige seiner Treue wegen
Nur herrlicher, gerechter ihre Liebe
Zu solchem Manne! Ja, sie rühmt sogar
Sich ihrer schönen Schwachheit in sich selbst
Und zeigt sie immer unverhohlner ihm
In ihren Augen. Geron wurde dies ein Wink,
Sich der gefährlichen Versucherin
Nicht länger auszusetzen. Und er zog hinweg
Von Maloanc und kam nach Braunenthal
Zu einem Ritter, dessen Burg daselbst
Gelegen war. Da gingen viele Tage
Mit Jagen, Lanzenbrechen, Sang und Tanz
Vorüber. Aber Geron wurde des
Bald überdrüssig. — ,Wäre Danayn
Doch auch da!' dacht' er; ,ohne meinen Freund
Zu leben unter diesem fremden, kalten Volke,
Das duld' ich länger nicht!' — Wieviel die Frau
Von Maloanc an seinem Ueberdruß
Teilhaben könnte, mocht' er so genau
Sich selbst nicht fragen; kurz, er ließ sich waffnen,
Bestieg sein Roß und zog zurück nach Maloanc.

„Groß war die Freude seiner Wiederkunft
Bei Danayn dem Roten, seinem Freund,
Der so ihn liebte, daß sich Zwillingsbrüder
Nicht besser lieben könnten. Und wiewohl sie schon
So lange Spießgesellen waren und so selten
Sich trennten, dennoch lebte weder Ritter
Noch Jungfrau in der Burg, die Gerons Namen
Zu nennen wußten, außer Danayn
Und seiner Dame: Alles nannt' ihn bloß
Den guten Ritter; andern Namen wußten
Die Leute in der Burg ihm nicht zu geben.

„Begab sich's nun, daß, während Geron sich
Zu Maloanc enthielt, ein Schildknapp' kam
Und ging zu Danayn, ihm meldend, daß
In sieben Tagen vor der beiden Schwestern Burg
Ein groß Turnier gehalten werden sollte.
,So helf' mir Gott,' spricht Danayn, ,als ich
Dabei bin, wenn ich anders kommen kann!'

„Und stracks ging Danayn der Rote, seinen Freund
Zu suchen; und sie wurden eins, zusammen
Hinauf zu reiten nach der Schwestern Burg,
Doch unbekannt und nur in schlechten Waffen.

„Und das Gerücht davon ging in der Burg
Und kam bald vor die Frau von Maloanc.

„Und wie die Dame das vernahm, gefiel
Ihr's sehr. Denn, weil der Schwestern Burg
Nur eines halben Tages Weg von Maloanc
Entfernt lag, hoffte sie, Herr Danayn
Der Rote würde (wie es Sitte war
In solchem Falle) zum Turnier sie führen.
Denn in denselben Tagen war an Schönheit wohl
Kein Weib in allen Landen gleich der Frau
Von Maloanc. — ‚Und Geron,' dachte sie,
‚Wird mit uns ziehn, und mir die Freude werden,
Zu sehen, wie er unter allen Königen
Und Rittern aus der ganzen Welt der wackerste
Und schönste ist.' — Denn immer hing ihr Herz
An Geron noch, wiewohl er ihre Liebe so
Zurückgewiesen, Geron war und blieb
Der einz'ge Mann in ihren Augen. Ihn
Allein nur kann sie lieben, mag bei Tag und Nacht
An nichts als seine Schönheit und sein adelig
Gemüt und seine Tapferkeit und treuen Sinn
Gedenken, wollte lieber seine Dame sein
Als Frau der ganzen Welt, gelobt sich heilig, nie
Ihr Herz von ihm zu wenden. Sollte sie
Mit ihrem Leben ihre Liebe büßen,
Mit tausend Freuden wollte sie es ihm
Zuliebe thun, sich's noch zur Ehre schätzen.

„So war der Frau von Maloanc zu Mut,
Als nach der Burg zu gehen sie beschloß.
Denselben Abend noch sprach sie davon
Mit ihrem Manne, und Herr Danayn
Gab ihr gefällig lächelnd zum Bescheid:
‚Frau, weil Ihr's wollt, so bin ich's wohl zufrieden;
Ich will zur Schwesternburg mit solchem Staat
Euch führen lassen, wie für eine Frau
Von Eurem Stand und Wesen ziemlich ist;

Will Jungfraun viel Euch zur Gesellschaft geben
Und Ritter, die Euch sicher hin und her
Geleiten sollen; nur ich selber kann es nicht
Für diesmal, weil wir beide, ich und Geron, nur
In schlechten Waffen zum Turnier zu kommen
Und unerkannt zu bleiben willens sind."

„Als nun die Zeit herankam, machten sich
Die beiden Ritter nur mit einem Knappen,
Der Schild' und Schwerter nachtrug, auf die Fahrt
Und kamen durch viel' Nebenwege unerkannt
Zur Schwesternburg, indes die Frau von Maloanc
In großem Staat, von sechsundzwanzig Rittern
Geleitet, den geraden Heerweg zog.

„Und nahe bei der Burg begegnete
Den beiden Freunden auf dem Plan Herr Flaunz,
Ein junger Schalk und Prahler, der in Ritterschaft
Kein kleiner Wicht zu sein sich dünken ließ,
Und der zur Zeit und Unzeit gar zu gern
Hochmutete und neckte männiglich,
Der ihm in Wurf kam und es leiden mochte.
Wie der die beiden Ritter so daher
Gelassen traben sieht, in schwarzen Waffen, schwarz
Die Schild' und Speer', ihr ganzer Aufzug schlecht
Und scheinlos, sprengt er auf sie zu und fordert sie
Heraus, gleich auf der Stelle einen Speer
Mit ihm zu brechen. Dessen wehrten sie
Gar höflich sich als solche, die auf morgen
Sich sparen wollten; aber all umsonst;
Je ehrlicher sie sprachen, desto gröber ward
Herr Flaunz, der Schalk; und da sie, ohne sein
Zu achten, ihres Weges zogen, spottet' er
Zu einem Ritter von der Tafelrunde, der
Zur Seite stand, der beiden schwarzen Knechte
Und sprach so laut, daß sie es hören mochten.
Darob entbrannte Danayn in Zorn
Und sprach zu Geron: ‚Bruder, hörst du da
Die Ritter, die vermeinen, ungestraft
Uns hochzumuten? — Was bedünkt dich?' — ‚Mach's wie ich,'
Versetzt Herr Geron, ‚laß sie klaffen! Ihr Geschwätz
Wird uns nicht schlechter und nicht besser machen;
Und höhnen sie uns heute, leicht mag's sein,

Es reut sie morgen, halten dann sich selbst
Für Gecken drum und wollten gern ihr Maul
Gehalten haben. Ihrer laufen viel'
Herum im Lande, die sich groß damit
Bedünken, strenge Späßlinge zu sein
Und alles kurz und lang herauszugeifern,
Was ihnen in die Zähne schießt. Ich meines Orts
Nehm' keine Kundschaft dessen, was sie sagen,
Und wenn sie reden, ist's mir eben so,
Als schwiegen sie.' — ,Bei Gott, Herr Bruder, du hast recht,'
Erwidert Danayn; ,von Stund' an mögen sie,
Was ihnen lüstet, gackeln, bis sie's müde sind;
Sei eine Memme, der sich dessen kümmert!'

„Herr Irwin, einer von den adeligsten Rittern
Der Tafelrunde, hörte mit Verdrieß die Reden
Des jungen Knechts, der also ohne Sache
Die unbekannten Ritter geckte, und
Er straft' ihn des mit harten Worten. Aber Flaunz,
Zu zeigen, daß er keinen fürchte, fing
Von neuem an. Des hatt' er wenig Frucht;
Denn beide Ritter zogen ihre Straße, seiner
Nicht achtend, dachten: ,Morgen wird sich's weisen.'

„Und wie das Herz es ihnen vorgesagt,
Erging's am Tag des Turneis. Danayn
Und Geron warfen alle Ritter aus dem Sattel,
Und keiner war, der ihnen wehren mochte,
Den Dank davonzutragen. — Und es war
Des Fragens viel von Mund zu Munde, wer
Die Ritter wären; aber niemand kannte sie
Als nur allein die Frau von Maloanc,
Die ihres Herzens Lust an Geron sah
Und seinen Thaten. Denn, wiewohl er nur
In schlechten Waffen aufzog, dennoch war
Der andern keiner ihm an Anstand gleich;
Und sah sie ihn, den schwarzen Schild am Halse,
Das blanke Schwert gezückt in seiner Faust,
Im Trupp der Ritter, die in hellen Farben
Und goldgestickten Wappenröcken strotzten,
Bei ihr vorüberziehn, dann dünkte ihr,
Sie sehe niemand auf dem Plan als ihn.

„Der schönen Fraun und Jungfraun waren viel',
Die zu der Schwestern Burg auf diesen Tag
Gekommen waren, um zu sehen und
Gesehn zu werden. Aber alle standen um
Die Frau von Maloanc, wie Wiesenblumen
Um einen vollauf blüh'nden Rosenbusch.
Und allen Rittern, die so schön sie sahn,
Schlug hoch das Herz; doch höher keinem schlug's
Als Lak, dem Freund des Königs Meliad,
Der, wie durch einen Zauberspruch gebunden,
Sein Angesicht nicht von ihr wenden konnte.
‚Der ist gefangen,' sprach der König zu sich selbst.
Und zu erforschen, wie ihm wäre, hob er an
Von ihrem Staat und ihrem fürstlichen
Geschmeid' und von den sechsundzwanzig Rittern,
Die zum Geleit ihr dienten. Und Herr Lak
Erwidert ihm, die sechsundzwanzig Ritter,
Wie mannhaft sie sich dünkten, wären nur
Ein schwacher Schirm für so ein schönes Weib.
‚So helf' mir Gott, Herr König Meliad,
Wo diese Frau in einem Walde mir
Begegnete und hätte zum Geleit
Nur diese sechsundzwanzig, als ich mir
Getraute, sie von ihnen zu gewinnen!'

„Herr Danayn, den Spielen zuzusehn erpicht,
Vernahm von dieser Rede nichts. Allein
Von ungefähr stand Geron nah genug,
Um Wort für Wort zu hören, was Herr Lak
Zum König sprach. Und ob sein Herz ihm schon
Entbrannte, daß ein Mann von seines Freundes Weibe
So sprechen sollte, dennoch deucht' es ihm,
Der Ritter, dessen Seele solcher That
Sich werten dürfte, müßte wohl von Not
Der besten einer sein. Und Geron trat
Zu ihm und redet' ihn mit höflichen
Gebärden an, ihm zu erkennen gebend,
Er habe wohl verstanden, was Herr Lak
Zum Könige gesprochen. ‚Ich bekenne mich
Dazu,' versetzte Lak, ‚und, dessen mich
Zu unterstehen, sollte mich nicht hindern, wenn
Ihr selbst der sechsundzwanzig einer wär't.'

„‚Wenn dies ist,‘ sagte Geron, ‚und Ihr traut Euch zu,
Bloß einer Frau zulieb mit sechsundzwanzig Rittern
Es aufzunehmen, sollt’ Euch wohl den Dank
Des Turneis zu gewinnen über uns
Ein Leichtes sein?‘
‚Das ist ein Wort,‘ sprach Lak,
‚Ich bin dabei.‘ Und König Meliad
Und Danayn, der auch dazu kam, nahmen teil
An ihrer Wette, und sie wurden eins,
Dreimal zu rennen, Geron gegen Lak,
Und König Meliad an Danayn.
Zum erstenmale rennten Danayn
Und Geron jeder seinen Gegner nieder;
Beim zweiten Rennen drehte sich das Glück,
Die beiden Freunde wurden aus dem Sattel
Gehoben; doch im dritten trugen sie
Mit hohem Lob des Turneis Dank davon.

„Und als die Nacht hereinbrach, kam in Hast
Zu Danayn ein Schildknapp’, meldend, daß
Die Mörder seines Neffen, die er überall
Aufsuchen ließ, sich wenig Stunden weit
Von dannen sehen lassen. Alsbald machte sich
Der Ritter auf, sie zu verfolgen. Und er sprach
Zu Geron: ‚Bruder, ein Geschäfte ruft mich ab,
Das keinen Aufschub leidet; ziehe du
Nach Maloanc und harre mein daselbst.‘
Das ließ er auch der Frau von Maloanc
Entbieten; und so kehrte sie mit ihrem Zug
Des Morgens drauf nach ihrer Burg zurück.

„Herr Geron hatte nicht des Worts vergessen,
Das Lak gesprochen, und sobald die Frau
Von Maloanc die Burg der Schwestern wieder
Verlassen, folgt’ er ihr von ferne nach.
Allein Herr Lak, der schönen Beute nicht
Zu fehlen, hatte früh sich aufgemacht
Und tief in einem holzbewachsnen Thale,
Wodurch sie ziehen mußte, sich in Hinterhalt
Gelegt; und als der Zug herankam, fiel
Er wie ein Blitz aus hellem Himmel über
Die sechsundzwanzig, trieb sie in die Flucht
Und nahm die Frau und ritt mit ihr davon.

„Herr Geron hatte durch ein Abenteuer
Von ungefähr den Weg verloren, den
Die Dame zog. Und wie er, ihre Spur
Zu suchen, wieder seitwärts lenkte, ließ
Sein gutes Glück ihn auf den Räuber stoßen,
Der wohlgemut mit seiner schönen Beute
Einhergetrabet kam. Das Kleinod war
Wohl eines Kampfs um Tod und Leben wert.
Und ängstlich ringend ihre schönen Arme, that
Die Frau zu allen Heiligen im Himmelreich
Gelübde, mehr für ihren Freund als sich.
Doch bald entriß der Tapfre sie der Furcht
Des Ausgangs; denn mit Löwengrimm
Umschlang er seinen rauhen Gegner, warf
Zu Boden ihn und zwang ihn, von der Milde
Der Frau von Maloanc sein Leben anzunehmen.

„Wie groß die Freude war der schönen Frau,
Als sie befreit sich sah, und durch die Hand
Des Mannes, den sie über alles liebt'!
Geringer kaum des Ritters, seine Dame
Ersiegt zu haben, und bestraft den Trotz
Des frechen Nebenbuhlers! — Beide sehn sich an,
Und beide bleiben sprachlos; ihre ganze Seele ist
In ihren Augen. Alles um sie her
Ist Wald und still und einsam; sie und er
Die einz'gen in der Welt. Welch Augenblick,
Des Freundes zu vergessen! — Aber Geron kam
Bald wieder zu sich selber, trat zurück und sprach
Zur Frauen: ‚Dame, ledig seid Ihr nun
Des Ritters, möget nun nach Maloanc
In Frieden ziehn nach Eurem eignen Willen.‘

„Ihm gibt die Frau zur Antwort: ‚Edler Herr,
Daß ich befreit bin, des sei Gott gedankt
Und Eurem Arme! Denn gehöhnt auf ewig
Und aller Ehren bar wär' ich geblieben,
Hätt' Euer Mut die Schmach mir nicht vergaumt.
Allein was nun beginnen? Meine Reisigen
Und Knappen sind entflohn, desselbengleichen
Auch meine Jungfraun alle haben mich
Allein gelassen.‘ Spricht zu ihr der Ritter: ‚Frau,
Seid unbekümmert; Eure Leute können nicht

So ferne sein; sie werden wieder sich
Zu Euch versammeln. Reiten wir indes
In diesem Pfade fort, der ohne Fehl
Uns wieder in den Heerweg bringen wird.‘
Und mit dem Worte ritten sie von dannen.

„Als nun die schöne Frau von Maloanc
Sich ihres Schreckens quitt und mit dem Manne,
Der über alles lieb ihr war, so ganz allein
Sich sah und dachte bei sich selbst, wie im Turnier
Er allen es zuvorgethan, und wie
So adelig und schön und hold er war
In allen Dingen, über alle Männer, die
Ihr jemals vorgekommen; da bewegte sich
Ihr Herz so stark in ihr, sie wußte nicht,
Wie ihr geschah, und was sie sagen oder wie
Sie schweigen sollte. — Not ist ihr zu reden;
Allein die Furcht, noch einmal abgewiesen
Zu werden, schreckt sie. Liebe setzt ihr zu,
Ihm frei zu offenbaren, was ihr Herz
Gelüstet; aber Scham hält ihren Mund,
Sobald sie reden will. Auf einer Seite
Spricht Liebe: ‚Dame, redet ohne Scheu,
Er weiset Euch gewiß nicht wieder ab.
Ihr seid so wohlgethan von Leib und Angesicht,
Der wäre nicht des Ritternamens wert,
Der eine Frau wie Ihr zum drittenmal
Abweisen könnte; waget's nur getrost!‘
Doch Scham spricht auf der andern: ‚Dame, hütet Euch
Zu reden! Geron liebet Danayn
So stet und treu, er würd' um alles in der Welt
An ihm nicht fehlen. Rechnet sicher drauf,
Ihr werdet abgewiesen.‘ — So verstummte denn
Die Dame zwischen beiden, und sie ritten
Noch eine gute Weile schweigend fort.

„Indessen hatt' auf seiner Seite Geron
In seinem Herzen keinen leichtern Kampf
Zu kämpfen. Denn so oft er auf die Frau
Die Augen warf, war ihm so weh nach ihr
Und dachte: sollt' er nur ein einzig's volles Mal
Sein Herz an ihres drücken, seine Seele gäb'
Er drum! — Zu kämpfen länger, deucht ihn weder möglich

Noch ehrlich gegen ein so schönes Weib,
Das ihm so hold ist. Alles schicket sich
Zu ihrer beider Wünschen. Zeit und Ort,
So still, so einsam, werden nimmermehr
So wiederkommen! — ‚Aber, deines Freundes Weib,
Des Waffenbruders, der dich höher liebt
Als seiner Augen eines! Das verhüte Gott,
Daß so ein wackrer Ritter durch den Mann
Geschändet werde, gegen dessen Treu' er sich
Den kleinsten Zweifel nie verzeihen würde!
Wie wolltest du in deinem Leben wieder
Ihm in die Augen schauen? welchem andern, der
Auf Ehre hält? und wie dich selbst ertragen
Nach solcher That?' —
In diesen wechselnden
Gedanken ritt er schweigend hinter ihr;
Doch konnt' er sich nicht wehren, dann und wann
Sie anzusehen, und je öfter er
Sie ansah, desto schöner deucht' sie ihm.
Zwei- oder dreimal war's ihm auf der Zunge,
Es ihr zu sagen, wenn die Scham ihm nicht
Den Mund verschlossen hätte.
Endlich hob die Frau
(Der not war, ihrem Herzen Luft zu schaffen)
Von selber an und sprach zu Geron: ‚Lieber Herr,
So gebe Gott Euch gute Abenteuer!
Sagt mir, was ist in aller Welt das Ding,
Das einen Ritter, Kühnheit zu beweisen
Und hohen Mut, am stärksten treiben kann?'

„Erwidert Geron: ‚Dame, zweifelt nicht,
Es ist die Minne. Rechte Minne hat
So hohe, wundersame Kraft, sie könnte wohl
Aus einem feigen Menschen einen waglichen,
Beherzten Ritter machen.'
‚Gott behüte!'
Versetzt die Dame, ‚wenn dem also ist,
Welch ein gewaltig Wesen müßte dann von Not
Die Minne sein!'
Erwidert ihr Herr Geron:
‚Ja, wahrlich, dem ist also, wie Ihr sagt!

Und wisset, Dame, nie und nimmermehr
In meinem Leben wär' ich das gewesen,
Was diesen Tag Herr Lak erfahren, hätte mich
Die Minne nicht gestärkt, noch hätte Lak,
Obschon der besten Ritter einer, je
Die sechsundzwanzig Reisigen von Maloanc
Zur Flucht gebracht, wie er gethan, wo nicht
Die Minne ihm die Kraft zu solcher That
Gegeben hätte.'
'Wie?' versetzt die Frau,
'Aus Euren Reden scheint's, Ihr selber liebt
Mit rechter Minne?'
'Dame, ganz gewiß
Sagt Ihr die Wahrheit,' war des Ritters Antwort;
'Auch acht' ich dessen mich für hochbeglückt,
Weil ich mich kühnlich rühmen mag, daß an
Die schönste Frau, die in der Welt ist, ich
Mein Herz gesetzt; und drum allein vermag
Ich Dinge, die ich andrerweise nie
Bestehen könnte. Denn das glaubt mir, Dame,
Wär's nicht in dieser übergroßen Minnekraft,
Ich hätt' in diesem Turnei nicht gethan,
Was Ihr gesehen habt; und hab' ich Lob
Damit verdient, so bin ich's lediglich
Der Lieb' und meiner Dame schuldig; ihnen ganz
Allein gebührt der Dank.'
Die edle Frau
Von Maloanc, indem sie ihren Ritter
So reden hört, erfreut sich ohne Maß.
Denn wohl sagt ihr das Herz: Wenn Geron liebt,
So liebt er dich und keine andre in der Welt.
Und wie er aufgehört zu reden, nahm sie wieder
Das Wort und sprach: 'Mein Herr, so gebe Gott
Euch gute Abenteuer! sagt mir ohne Scherz,
Wer ist die Dame, die so lieb Euch ist
Und über alle andre Frauen in der Welt
Euch schön zu sein bedünkt?'
'So helf' mir Gott,'
Versetzt er, 'als die schönste aller Frauen in
Der ganzen Welt kein' andre ist als Ihr,
Und wohl versichert müßt Ihr dessen selbst

In Eurem Herzen sein. Ja, liebe Frau,
Ihr seid es, die ich minne, so, wie baß
Kein Ritter seine Dame minnen mag.'

‚Herr,' spricht zu ihm die Frau, ‚was soll ich denken
Von Euren Reden? Sicher ist's nicht Euer Ernst;
Ich seh', Ihr harret meiner Antwort nur,
Um meiner dann zu spotten. Denn es ist
So lange nicht, und ich erinnre mich's
Sehr wohl, wie ich das alles, was Ihr mir
Da sagtet, Euch gesagt, und wie Ihr härtiglich
Mich abgewiesen. Jetzo wollt Ihr mich bereden,
Ihr liebtet mich so mächtig. Guter Herr,
Was wollt Ihr, daß ich glaube?'
‚Liebste Frau,
Erwidert Geron, ‚pflegt um Gottes willen
Nicht solcher Reden mehr. Daß damals ich bethört
Und blind war, laßt mich dessen jetzund nicht
Entgelten! Nehmet mich zu Eurem Ritter an
Und seid versichert, Herzenskönigin,
Daß keine Minne in der Welt aufrichtiger
Als meine ist.'
Die Frau von Maloanc
Hat solche Freude, ihren Ritter also reden
Zu hören, daß ihr ist, sie hör' ihn immer noch,
Auch da er wieder schweigt. Sie zweifelt nun
Nicht mehr an seiner Liebe, weidet sich
Daran so innig, daß ihr ist, sie atme, schwimme
In lauter Liebe, ist so voll von ihm
Und ihrem Glück und kann doch nichts
Zu Worten bringen, horchet nur und schweigt,
Als ob sie fürchte, sie verliere was davon
Durch Reden.
Wie sie eine Weile nun
So fortgeritten, zeigte sich ein kleiner Pfad,
Der mitten durch den Wald geradeswegs
Zu einem Brunnen führte. Geron lenkt dahin
Und spricht zu seiner Lieben: ‚Dame, Müdigkeit
Vom Turnei und der Arbeit dieses Morgens
Befällt mich; hieltet Ihr's genehm, so möcht' ich wohl
Ein wenig Ruhens pflegen an dem Brunnen dort,
Der vor uns liegt.'

'Mein Herr,' versetzt die Frau
Errötend, 'thut nach Eurem Willen.' Und er nahm
Den Weg zum Brunnen, und die Dame ritt
Ihm schweigend nach. Und als sie nun dahin
Gekommen waren, stieg Herr Geron ab
Und band sein Roß an einen Baum, ging dann,
Der Frau von Maloanc herabzuhelfen.

„Ein frischer Rasen, lustig überschattet
Von Bäumen, war daselbst, umschlossen rund
Mit Büschen, still und lieb und heimlich, als sie sich
Zum Ruhen einen Platz nur wünschen mochten.
Hier setzt er seine Dame, wie er sie
Vom Pferd herab in seinen Arm empfangen,
Im Schatten hin, beginnt dann Stück vor Stück
Sich zu entwaffnen, nimmt die Haube ab
Und schnallt den Harnisch von den Schultern und
Den schwarzen Schild und legt es alles auf
Den Brunnen hin und obendrauf sein gutes Schwert,
Das einst der unbescholtne Ritter Hektor Braun
Geführt und sterbend ihm zum Erbe ließ,
Und das um seines ersten Herren willen ihm
So lieb war, daß er nicht das beste Schloß
Des Königs Uther drum genommen hätte.
Allein in diesem Augenblick der Trunkenheit,
Jetzt dacht' er wenig an sein Schwert und an
Die Ritterspflicht, wozu es den verband,
Der nach dem wackern Hektor es zu führen sich
Vermaß. Verlassen hatten ihn zum erstenmal
In seinem Leben Ehr' und Biedertreu',
Und heißer Hunger nach der süßen Frucht
Der Minne jedes edlere Gefühl in seiner Brust
Verdrungen. Geron ist nicht Geron mehr,
Hat seines Danayns vergessen, seiner selbst
Vergessen, eilt mit rascher Ungeduld,
Sich vollends zu entwaffnen, während daß
Die schöne Frau in süßer Scham, die Augen
Gesenkt auf ihren Schoß, verstummt und kaum
Zu atmen sich getraut.

Und siehe da,
Als Geron eben ihr sich nähern wollte,
Begab sich's, daß vom Rand des Brunnens, wo

Er seine Waffen aufeinander hingelegt,
Sein gutes Schwert hinab ins Wasser fiel.
Und wie er's platschen hört, verläßt er stracks
Die schöne Frau und läuft, sein liebes Schwert
Zu retten, zieht's heraus und trocknet's ab,
Wischt's fleißig wieder blank; und als er's um
Und um betrachtet, ob es unbeschädigt ist,
Fällt ihm die goldne Aufschrift ins Gesicht,
Die Hektor in die Klinge graben lassen.
Er bebt und liest und liest es wieder und
Zum drittenmal, als ob er nie zuvor die Worte
Gesehen; und auf einmal ist's, es fall'
Ein Zauber von ihm ab. Er steht, das gute Schwert
In seiner Hand, und sinkt tief in sich selbst.

„‚Wo bin ich? — Gott im Himmel! welche That
Zu thun kam ich hierher?‘ Die Knie' erschlaffen ihm
Von dem Gedanken. Und sein Schwert noch in der Hand,
Setzt auf den Brunnen er sich hin, der Frau
Den Rücken kehrend, kummervoll, und sinkt
Aus einem traurigen Gedanken in den andern.
Und wie die Dame, die noch kaum zuvor
Ihn froh und wacker sah, so plötzlich ihn
In solche wunderbare Schwermut fallen sieht,
Erschrickt sie des und weiß nicht, was davon
Sie denken soll. Und um zu sehen, was ihm ist,
Geht sie mit leisen Schritten furchtsam hin
Und spricht zu ihm: ‚Mein Herr, was sinnet Ihr?‘

„Und Geron, ohne ihr zu achten, blickt
Mit starren Augen auf sein Schwert und gibt
Ihr keine Antwort. Lange harret deren
Die holde Frau, und da er keine gibt,
Tritt sie noch näher hin und wiederholt
Mit sanfter Stimme: ‚Lieber Herr, was sinnet Ihr?‘

„Und tief erseufzend: ‚Was ich sinne?‘ spricht
Der Ritter; ‚so erbarme Gott im Himmel
Sich meiner Seele, Frau, als ich nach dem,
Was ich an meinem Bruder Danayn
Begangen, länger nicht zu leben würdig bin!‘

„Und als er dies gesagt,
Begann sein Schwert er wieder anzuschaun

Und sprach mit tiefem Schmerz: ‚Du gutes Schwert,
In wessen Hand bist du gefallen! Wie so gar
Ein andrer Mann war der, der ehmals dich
Geführt! Verrat noch Untreu' kam sein Leben lang
Nicht in sein Herz — Vergib mir! — Führen darf
Ich dich nicht länger, aber rächen will ich dich
Und ihn — der Bessres von mir hoffte, da er dich
Mir anvertraute!' —
— — — Mit dem Worte zückt'
Er seinen Arm, und eh' die Frau, vor Schrecken starr,
Es hindern mochte, stieß er mit dem Schwert
Sich durch und durch, zog's mit Gewalt dann wieder
Heraus und hätte sich noch einen Stoß
Gegeben, wäre nicht die Frau von Maloanc
Mit aller Stärke der Verzweiflung und der Liebe
Ihm in den Arm gefallen. ‚Guter Ritter,
Um Gottes willen, schonet Euer selbst,'
Rief sie ihm weinend zu, ‚ermordet nicht
So grausamlich Euch selbst und mich in Euch —
Um nichts!' —
‚O,' rief er, ‚Dame, laßt
Mir meinen Willen. Ich verdiene nicht
Zu leben, und so will ich sterben lieber, als
In Schande leben!' — Aber lauter weinend hielt
Die Frau mit aller ihrer Stärke ihm den Arm.

„In diesem Augenblick kam Danayn
Zurück von seiner Fahrt. Gefunden und bestraft
Hatt' er die Mörder seines Neffen; beide waren sie
Gefallen unter seinem Schwert. Nun eilet er
Zurück nach Maloanc zu seinem Freund;
Und wie, nicht fern vom Brunnen, er im Wald
Daherzieht, trifft ein Klageton sein Ohr
Vom Brunnen her; und alsbald lenket er
Dahin, und siehe! Geron liegt in seinem Blut,
Und blutig überall, in stummer Angst,
Die Frau von Maloanc bei ihm, allein,
Die Hände ringend. — Danayn, anstatt
Zu fragen, springt vom Ross' und eilt dem Freund
Zu Hilfe. Aber Geron weigert sich
Sie anzunehmen, will nicht leben, klagt
Sich selber an vor seinem Freund, verbirgt

Ihm nichts als seines Weibes Schwachheit, nimmt
Auf sich allein die ganze Schuld. Und wie
Er alles ihm bekannt hat, reicht er ihm
Die Hand und spricht: ‚Vergib mir, Bruder, wenn
Du kannst, und laß mich sterben, aber hasse nicht
Mein Angedenken — denn die Reue kam
Der That zuvor. In meinem Herzen war
Die Untreu' nur; so laß mein Herzensblut
Sie löschen!‘

Aber Danayn, der Edle, fühlt'
In diesem Augenblick die Herrlichkeit
Der Tugend seines Freundes mehr, als er
Sie je zuvor gefühlt; so offenbar
Liegt Gerons Herz und Wesen wie sein eignes
Vor seinen Augen da. Er fleht
Ihm dringendlich, sich selber zu verzeihn,
Beschwört bei ihrer heil'gen Freundschaft ihn,
Zu leben, schwört ihm, daß er mehr als je
Ihn ehr' und liebe!

Ueberwältiget
Von solcher Liebe, willigt Geron endlich ein,
Für seinen Freund zu leben, überläßt
Sich seiner Pfleg' und wird auf einer Bahre nach
Dem nächsten Schloß getragen, wo
Ein guter alter Ritter sich enthielt,
Ein Freund von Danayn. Der lebte da
Mit einer Tochter, die an Schönheit kaum
Der Frau von Maloanc den Vorzug ließ
Und viel verborgner Mittel kundig war,
Die schwersten Wunden bald und wohl zu heilen.
Die edle Jungfrau liebte heimlich Geron
Den Adeligen, und durch ihre Kunst
Und Pflege ward er heil in wenig Wochen
Von seiner Wunde. Aber tödlich war
Die Wunde, die das Abenteur am Brunnen
Der Frau zu Maloanc geschlagen. Solchen Wechsel,
So plötzlich, so gewaltsam, zu ertragen, war
Ihr weiches Herz zu schwach. In schwerer Angst
Lag sie die ganze Nacht als wie in Feuer;
Und gleich am andern Morgen brach die Wut
Des Fiebers aus und wuchs mit solcher Macht,

Daß keine Rettung war. Sie starb am dritten Tage,
Und Gerons Name war ihr letzter Laut."

Hier schwieg der alte Ritter. Und mit ernstem Blick
Sah er die Frauen und die Ritter alle,
Die um die Tafel saßen, schweigend an;
Und allen Jungfraun schlichen stille Thränen
Die glüh'nde Wang' herab, und alle Ritter schlugen
Die Augen nieder. Und Frau Genievra,
Die Königin, die, während er erzählte,
Bald todblaß worden war, bald feuerrot,
Rief, ihre Unruh' zu verbergen, seufzend aus:
„'s ist eine traurige Geschichte!" — „Und wie ging's
Nun Eurem Geron weiter?" fragte Lancelot.
„Nach der Geschichte," spricht der alte Branor, „hab'
„Ich nichts mehr zu erzählen." —
Und der König Artus
Stand von der Tafel auf, und alle standen auf,
Und Artus sprach zu Branorn: „Ritter, ein Gemach
Ist Euch bereitet in der Burg für diese Nacht
Und alle Tage, die Ihr bei uns bleiben wollt."

„Herr König," gab der alte Mann zur Antwort,
„So gebe Gott Euch Ruhm und guten Mut,
Als ich gelobet hab', an keinem Hof
In meinem Leben über Nacht zu bleiben."

Die Ritter sahn einander schweigend an;
Und Branor neigte vor dem König sich
Und vor der Königin, nahm seine Waffen,
Bestieg sein Roß und ritt bei Sternenlicht
Zurück in seinen Wald.

Schach Lolo

oder

das göttliche Recht der Gewalthaber.

Eine morgenländische Erzählung.

Regiert — darin stimmt alles überein —
Regiert muß einmal nun die liebe Menschheit sein,
Das ist gewiß! Allein —
Quo Jure? und von wem? In diesen beiden
Problemen sehen wir die Welt sich oft entzwein;
Und schon zur Zeit der blinden Heiden
(Als noch, was Rechtens sei, sich Krantor und Chrysipp
Nach ewigen Gesetzen zu entscheiden
Vermaßen) fand der Sohn des listigen Philipp:
„Man komme kürzer weg, den Knoten zu zerschneiden.“
Gewöhnlich fing man damit an,
Was Pyrrhus, Cäsar, Mithridates
Und Mohammed und Dschengischan
Und mancher, der nicht gern genannt ist, auch gethan:
„Sich vörderst in Besitz zu setzen.“
Das Recht schleppt dann, so gut es kann,
Sich hinterdrein; das sind Subtilitates,
Woran (man gönnt es ihnen gern)
Die knasterbärtigen Doktoren sich ergötzen.
Das Jus divinum, liebe Herrn,
Steht also, wie ihr seht, so feste
Und fester als der Kaukasus,
„Befiehlt, wer kann, gehorcht, wer muß!“
Ein jeder spielt mit seinem Reste,
Und — unser Herrgott thut bei allem dem das Beste.

„Ja,“ sagt ihr, „aber daß ein Schach,
Ein Narr, ein Kind, ein Nero, ein Caligel,
Ein Elagabalus die Zügel
Des Schicksals führen soll?“ — Und warum nicht? Regiert
Nicht eine Windsbraut oft und rührt
In einen garst'gen Brei die liebe Welt zusammen,
Setzt euch in einem Hui das größte Schloß in Flammen,
Bricht Dämme durch, spült manchen schönen Ort
Mit jung' und alten weg, reißt Ufer, Wälder fort?

Und alles das unleugbar — Jure
Divino, liebe Herrn! Die Sach' ist sonnenklar.
So wird die Welt regiert, und eine ganze Fuhre
Von Syllogismen macht's nicht mehr noch minder wahr.
Jetzt habt ihr Sonnenschein und schöne warme Tage,
Wie ihr gewünscht; doch nur ein paar
Zu viel, so wird der Sonnenschein zur Plage,
Wie jüngst der Regen war, auf dessen Guß ihr nun
Mit Schmerzen harrt. Euch immer recht zu thun,
Ist schwer. Allein die Welt — die dreht in ihrem Kreise
Sich unbekümmert fort, und der, der mittendrin
Unsichtbar thront und einen großen Sinn
Fürs Ganze hat, regiert's nach seiner Weise.
Der winzigste Deunculus
Macht's eben so in seinem Spannenkreise,
Nur nicht so gut, behauptet frisch sein Jus
Divinum über Weib und Kinder,
Haus, Hof und Habe, Schaf' und Rinder
Und gibt nicht Rechenschaft davon, als — wenn er muß.

„Die Red' ist," sprecht ihr, „wie es sollte,
Nicht, wie es ist —"
So? — wie es sollt'? — Ihr also wißt
Es besser? So, so sollt' es — wenn es wollte!
Allein es will nun nicht! — All der Ideeenkram
Der Weltenflicker, sagt, was hat er je gebessert?
Verschoben hat er viel! und wessen ist die Scham?
„Es sollte" — Nein, ihr Herrn! Verkleinert und vergrößert
Nur nicht, was ist, in eurer Phantasie,
So ist's just recht; und euch erspart's die Müh',
Dem lieben Gott in seine Kunst zu pfuschen.
Es geht ja manchmal wohl ein wenig kunterbunt
Und garstig zu auf diesem Erdenrund,
Das läßt sich freilich nicht vertuschen;
Allein dann geht's just, wie es kann;
Und dafür ist gesorgt, daß doch nichts überwieget,
Daß ungestraft nicht leicht ein Mann
Sein liebes Selbst an Bösesthun vergnüget,
Nicht ungestraft ein Schalk — ein Flegel — ist,
Nicht ungestraft ein Schach, nicht ungestraft ein Nero.
Das Maß, womit das Schicksal wieder mißt,
Ist immer billig. — Schwimmt die liebeskranke Hero

In trüber Nacht, bei oft bewölktem Mond,
Mit trübem Blick dem schönen Freund entgegen,
Der, durch Begier und Schwierigkeit verwegen,
Den stets gefäll'gen Hellespont
Schon manche heitre Nacht durchschwommen
Und dann an ihrer schönen Brust
Den süßen Lohn der Arbeit eingenommen:
O, so mißgönnt doch nicht die teur erkaufte Lust
Den ihrer Pflicht entirrten Seelen!
Sie ließen ja so gerne sich vermählen!
Warum trennt harter Eltern Groll,
Stolz oder Geiz, was Gott zusammenfügte?
„Allein sie that doch, was kein frommes Mädchen soll!"
Ja, leider! und das Schicksal rügte
Den Fehltritt wahrlich streng genug.
Denn wie sie so im süßen Hoffnungstrug
Voll Ungeduld des lieben Jünglings harret
In dieser trüben Nacht, und nun auf einmal stürmt
Der Wirbelwind daher, wie Fels auf Fels getürmt
Stürzt Well' auf Well', und ach! in jeder stürmt
Der schreckliche Gedank', vor dem ihr Blut erstarret:
„Ha! wenn ihn dieser wilde Sturm
Ergriffen hat!" — und nun (was zu beschreiben
Mein Herz versagt) die Wellen an den Turm
Vor ihre Füße hin den starren Leichnam treiben —
Sagt, Grausame, ist sie gestraft genug?

„O," denkt ihr, „nur zu hart wird ein verstohlner Zug
Aus Amors Lustkelch so gerochen!
Die armen Liebenden! So schwer bestraft zu sein,
Und ihr Vergehn im Grunde doch so klein!
Was haben sie so Schrecklichs denn verbrochen?"

O, nicht doch! Lästert nicht, indem ihr sie beklagt,
Des Schicksals Billigkeit! Es hat für alles Leiden
Sie ja voraus bezahlt! Sind's etwa kleine Freuden,
Für die ein junger Mann so rasch sein Leben wagt?
Und rechnet ihr für nichts, daß, ihn zu überleben
Verachtend, Hero, treu dem schönen Liebesbund,
Sich zur Gefährtin ihm ins Totenreich gegeben?
Für nichts, mit ihm zu sterben Mund auf Mund,
Und Arm in Arm mit dem geliebten Gatten
Hinabzugehn ins stille Land der Schatten?

Erkennet denn: das irdische Geschlecht
Murrt ohne Grund; die Götter sind gerecht
Und lassen, wo ihr Plan das Uebel nicht verhütet,
Kein Unrecht unbestraft, kein Leiden unvergütet.

Ein jedes Ding in dieser Unterwelt
Ist niemals, was es scheint — und scheint, nachdem ihr's stellt;
Ist klein von fern, wird größer, wie ihr's näher
Beschaut, und, wie sich's gegen euch verhält,
Bald gut, bald schlimm. Der wahre Seher
Ist, der sich auf den rechten Standpunkt stellt.
Das hält oft schwer! Gesunde Augen
Erfordert's auch; denn (wie ein Weiser spricht)
Wenn diese nichts an einem Manne taugen,
So helfen ihm zehn Sonnen nicht.

Doch über dem Philosophieren
(Das doch, Gott weiß! so wenig nutzt) verlieren
Wir unsern Weg. Es war euch ärgerlich,
Daß, wie ihr meint, die guten Götter sich
(Cum venia) so grob prostituieren,
Die Welt, wie oft geschieht, durch — Schache zu regieren.

Der Meinung bin ich nicht. Mir deucht, just umgekehrt,
Das Volk stets seines Schachs, der Schach des Volkes wert,
Und schwerlich wird ein einzigs Beispiel fehlen.
Die Titus und die Marc-Aurelen,
Die waren allenfalls für ihre Zeit zu gut;
Allein ein Claudius, mit seiner feinen Brut
Von Weibern und von Favoriten,
Ein Aureng-Zeb, ein Schach-Riar,
Die wurden just so zugeschnitten,
Wie ihre Zeit sie würdig war.

Der beste Schach ist freilich, wenn wir billig
Im Urteil sind, nur zu gewiß
Persona miserabilis.
Zuerst so gut, so fromm, so willig,
Es recht zu machen! — Ging es schief,
Nun, so vergriff er sich; er griff zu hoch, zu tief,
Gemeint war's recht. Allein da hebt man Aug' und Hände
Und klatscht und jubiliert, als hätt' ein Gockelhahn
Ein Ei gelegt. Daß nur ein einz'ger Danischmende
Mit guter Art dem Herrchen auf den Zahn

Zu fühlen wagte! — So gewöhnt er sich daran
Und nimmt das Schmeichlerlob am Ende,
Wie Jupiter den Weihrauch, an.

Zum Unglück, wenn er meint, er habe was gethan,
Kommt ein Wesir und stellt das Ding behende
So auf den Kopf, daß just von seinem Plan
Das Gegenteil erfolgt; und er, in seiner Blende,
Er nimmt darüber gar noch Komplimente an.
So füllen nach und nach sich ganze dicke Bände
Mit Thaten, die er — nicht gethan;
Und ihm wird weisgemacht, es stände
In Famas Namenbuch der seine obenan.

Nun sagt mir, wenn ein Schach, von Weibern und Kastraten
Sein Leben lang gegängelt wie ein Kind,
Es müde wird und doch die Kraft nicht in sich findt,
Allein zu gehn, und läßt sich nun — von jedem raten,
Weil alle ihm verdächtig sind;
Wenn er, in seinem ganzen Leben
Vom süßeleckenden, verrätrischen Geschmeiß
Raubgier'ger Masken stets belagert und umgeben,
Den Biedermann zuletzt nicht mehr zu finden weiß
Und, fänd' er ihn, den Mann nicht zu ertragen
Vermag; im Weihrauchdampf, worin man ihn erstickt,
Nicht Menschen mehr, Vampire nur erblickt,
Die an ihm saugen und ihn nagen;
Wenn endlich gar, als läg' ein schweres Interdikt
Auf seiner Burg, die Guten sich nicht wagen,
Ihm mehr zu nahn, und nun der arme Schach,
Zum Nero nicht zu weise, nur zu schwach,
Durch Nichtsthun, Furcht, der Wahrheit nachzufragen,
Unschlüssigkeit, Mißtrauen, Wankelmut
Mehr Böses oft als zehn Tyrannen thut:
Wer hat die Schuld? und wer ist zu beklagen?

Gewiß, dem Schach gebührt noch viel heraus!
Daß manchmal auch dabei ein braver Mann gelitten
Und leiden wird, das bleibt wohl unbestritten.
Doch sorget nicht! Den führt aus jedem Strauß
Sein Genius gewiß heraus;
Und wer dabei am schlimmsten fähret,
Ist doch zuletzt der Schach — wie Lolos Beispiel lehret.

Schach Lolo, erstgeborner Sohn
Des Firmaments, Oheim von Sonn' und Mon,
Herr im Zodiakus, des großen Bären Vetter,
Gebieter über Wind und Wetter
Et cetera — regierte, wie man's heißt,
Im großen Scheschian. Kein sonderlicher Geist!
Die reine Wahrheit zu gestehen,
Er überließ das Werk den Göttern und den Feeen;
Und wenn's nicht desto besser ging,
War's etwa seine Schuld? — Von seiner Art zu leben,
Euch einen Schattenriß zu geben,
Nehmt einen Tag; denn, wie er den beging,
So ging es Tag für Tag in seinem ganzen Leben.

Es war das echte Quasi-Leben
Der Götter Epikurs. — Nachdem er nachts zuvor,
Allmählich eingelullt von süßen Sängerinnen,
Den letzten Dienst erschlaffter Sinnen
In Strömen süßen Weins verlor
Und, matt und welk wie ein zerknicktes Rohr,
Nun zwischen zwei Cirkassierinnen
(Die er, damit sie doch zu etwas brauchbar sind,
Für Polster braucht) das alte Wiegenkind
Entschlummert ist und, ohne sich zu regen,
Die Nacht durch weintot da gelegen,
Entrüttelt ihn, sobald zum Frühgebet
Der Imam ruft, ein Kämmerling dem Schlummer.

Schach Lolo streckt sich, gähnt, bohrt in der Nase, dreht
Die Augen und so fort — kurz, steht ein wenig dummer
Als gestern auf, verrichtet sein Gebet,
Wird abgewaschen, angezogen,
Beräuchert, nimmt sein Frühstück, geht
In seinen Diwan — wo, sobald die goldne Thüre
In ihren Angeln knarrt, die Emirn und Wesire
(Als Erdgeschöpfe, die den Glanz der Majestät
Mit bloßen Augen nicht ertragen)
An seines Thrones Fuß die Sklavenstirnen schlagen.
Der Großwesir verrichtet nun sein Amt,
Und Lolo, der indes mit hohen Augenbrauen
Im Staate sitzt und sich mit Betelkauen

Die Zeit vertreibt, begnadigt und verdammt,
So wie sich's trifft, die Bösen und die Frommen.

Indessen wird's Mittag. Die Kämmerlinge kommen;
Es öffnet sich zum hohen Göttermahl
Ein augenblendender gewölbter Speisesaal.
Das Mahl (um kurz zu sein) wird reichlich eingenommen,
Und nun passiert mein Schach in einen zweiten Saal,
Noch größer, herrlicher und schimmernder als jener,
Wo, zum Verdauungswerk bestimmt,
Ein weicher Lehnstuhl ihn in seine Arme nimmt.
Zwei Chöre Nymphen, eine schöner
Als wie die andre, weiß und rund
Von Armen, blau von Aug' und schwarz von Augenwimpern,
Die Zithern in der Hand, stehn schon mit offnem Mund,
Ihn wieder in den Schlaf zu singen und zu klimpern.
Das Mittel wirkt bei vollem Magen stracks.
Schach Lolo schläft zwei Stunden wie ein Dachs,
Wacht endlich wieder auf, gähnt seinen Philomelen
Aus höchster Machtgewalt gerad' ins Angesicht,
Fängt seine Finger an zu zählen
Und hascht nach Fliegen, die ihm nicht
Standhalten wollen; unterdessen
Kommt unvermerkt die Zeit zum Abendessen.

Es öffnet sich ein dritter Saal,
Illuminiert mit Lampen ohne Zahl,
Wo lauter Ambra brennt. Erscheinen abermal
Im Luftgewand von rosenroter Seide
Zwei Reihen Töchterchen der Freude,
Die zum Empfang des Herrn die Kehlen schon gewetzt;
Und unter einem Thron, der, wie aus Sonnenstrahlen
Gewebt, durch seinen Glanz die Augen schier verletzt,
Ein goldner Tisch mit sieben großen Schalen
Von Japans reichstem Thon besetzt,
Wo, schöner als ein Maler sie zu malen
Imstand' ist, Früchte aller Art
Hoch aufgetürmt Geruch und Aug' ergötzen;
Nur keinem Schach! Jedoch weil seine Gegenwart
Hier Pflicht des Thrones ist, geruht er sich zu setzen,
Nachdem zuvor zwei Nymphchen, schön und zart,
Die Glatze und den Knebelbart
Ihm eingesalbt. Die Szene zu veredeln,

Stehn andre sechs mit großen Fliegenwedeln,
In Rosenöl getaucht; auch glimmt
Aus goldnen Räucherpfannen
Ein ganzer Wald von Adlerholz und Zimt
Und treibt das Mückenvolk von dannen.

Indessen nun die Chöre wechselsweis
Des großen Lolo Ruhm und Preis
Mit Sang und Klang den Wänden vorerzählen,
Läßt sich mein Schach (der wohl von allen Menschenseelen
Am wenigsten von seinen Thaten weiß)
Laut gähnend einen Apfel schälen
Und wartet in Geduld, bis endlich abermal
Die Stunde schlägt, die in den vierten Saal
Ihn rufen wird. Sie schlägt, und — laßt euch's nicht verdrießen!
Es öffnet sich der liebe vierte Saal,
Wohin wir ihm schon werden folgen müssen.

Daß alles drin entsetzlich glänzt und gleißt,
Und wieder Räucherpfannen brennen,
Und, wie sich hinter ihm die goldne Pforte schleußt,
Ein neues Nymphenchor ihm stracks die Zähne weist,
Ist, was wir leicht vermuten können.
Ein neuer Polsterthron, ein neuer Tisch, besetzt
Mit allem, was den Gaum zum Trinken wetzt,
Und dann, die Kehle wohl zu baden,
Ein Schenktisch, reich von zwanzig Sorten Wein,
Stehn links und rechts in vollem Glanz und laden
Den Schach zum letzten Akt des Monodramas ein.
Sechs Nymphen, schlank wie Oreaden,
Bedienen ihn dabei, indes ein andres Chor
Von Grazien in dünnem Silberflor,
Damit der gute Mann am Schenktisch nicht erkaltet,
Der Reize schlauste Kunst im leichten Tanz entfaltet,
Bis endlich gegen Mitternacht
Das königliche Vieh, berauscht an allen Sinnen,
Nach altem Brauch, die zwei Cirkassierinnen,
Die nun das Unglück trifft — zu seinen Polstern macht.

Bei solcher Lebensart, was Wunder,
Wenn ihn zuletzt, wie die Geschichte sagt,
Vom Haupt zu Fuß Aegyptens Aussatz plagt!
Wohl freilich ist an Seel' und Leib gesunder
Der Mann, dem Arbeit Zeitvertreib

Und Notdurft Wollust ist; der, wenn er spät vom Acker
Zur Hütte kehrt, zwar müde, doch noch wacker,
An rauhem Brot und seinem braunen Weib
Sich auf des Morgens Arbeit labet!
Was hilft es nun dem Schach, der unter einem Thron
Von goldnem Stoffe wie Sankt Job sich schabet,
Was hilft ihm, daß er Sonn' und Mon
Zu Neffen hat, staubleckende Wesire
Zu Sklaven, Weiber von Kaschmire
Zum Unterpfühl?
Was hilft ihm Sang und Saitenspiel
Und all der Kitzel stumpfer Sinnen
Und all sein Nymphenheer und seine Tänzerinnen?
Umsonst ist seiner Aerzte Müh',
Sein schwarzes Blut durch Säuren zu verdünnen.
Zwei Jahre schon erschöpften sie
Treufleißigst ihr Gehirn und alle ihre Büchsen,
Versuchten's, da nichts Lindrung schafft,
Erst mit elektrischer, dann mit magnet'scher Kraft,
Dann mit der frischen Luft und endlich mit der fixen,
Ja, aus Verzweiflung gar zuletzt mit Schierlingssaft;
Vergebens sieht man sie durch Berg' und Wiesen trotten
Nach Kräutern, die Galen und Celsus nicht gekannt:
Die Kacherie des Schachs scheint ihrer nur zu spotten,
Und täglich nimmt das Uebel überhand.

Von ungefähr (wie meistens alles Gute)
Kam, da es just am schlimmsten stand,
Ein Fremdling an aus einem fernen Land;
Ein Mann, dem Ansehn nach von stillem, ernstem Mute,
Und der (das sieht der Wirt ihm flugs am Nasloch an)
Ein wenig mehr als fünfe zählen kann.
Zufällig hört der Fremde von dem Jammer
Des armen Herrn. Er sagt dazu kein Wort.
Nach einer Weile geht er fort
In seine Kammer.
Was er darin gemacht, ist unbekannt;
Denn, wie er sich allein befand,
Schob er den Riegel vor und ließ den Vorhang nieder.
Genug, er kam mit etwas in der Hand,
Das einem Schlegel glich, in einer Stunde wieder.
„Laß mich zum Sultan führen, Freund!“
Spricht er zum Wirt. — „Das ist so leicht nicht, als es scheint;

Ihr werdet schwerlich angenommen.“ —
„Sag' ihm, es sei ein fremder Arzt gekommen,
Der, wenn er ihn in kurzer Zeit
Von seinem Aussatz nicht befreit,
Den Kopf bereit ist zu verlieren.“

Wie Lolo diese Botschaft hört,
Denkt er: „Es ist der Probe wert,
Der Mensch hat doch dabei nicht wenig zu verlieren.“
Und er befiehlt, ihn vorzuführen.

Der Fremde kommt — ein feiner, langer Mann
Mit schwarzem Bart und einer Art von Nase,
Die Lolo just am besten leiden kann.
„Herr,“ spricht der fremde Mann, „ich blase
Nicht gern mich selber aus; genug, die Fakultät
Hat deiner Heilung sich verziehen.
Ich heile nicht mit Pillen, Kräuterbrühen,
Noch Rindenmehl; allein, wenn Deine Majestät
Sich mir vertrauen will, soll binnen sieben Tagen
Dein ganzer Leib so frisch und rein
Wie eine Maienrose sein;
Wo nicht, so werde mir der Schädel abgeschlagen!“

Mein Schach antwortet ihm und spricht:
„Daß du mit deinem eignen Leben
Assekurieren sollst, was andre aufgegeben,
Das wollen wir, beim Allah! nicht.
Doch leiste, was du mir zu hoffen
Befiehlst, und sei der Zweit' in meinem Reich!
Mit Lolos Herzen steh' zugleich
Sein Hof, sein Schatz, sein Harem selbst dir offen!
Verdoppelt gleich mein Dank den höchsten Flug,
Den deine Wünsche sich erlauben,
Noch werd' ich immer nicht genug
Für dich gethan zu haben glauben!“

„Herr,“ spricht der Arzt, „an deiner Dankbarkeit
Zu zweifeln, wär' ein Majestätsverbrechen;
Allein davon ist's immer Zeit,
Wenn du genesen bist, zu sprechen.
Das Mittel dieser Wunderkur
Wird, wie gesagt, nicht innerlich genommen;
Es geht von außen her und durch die Poren nur

Ins Blut; doch muß es selbst vorher in Schwingung kommen.
Groß sind die Wunder der Natur!
Dies, ich gesteh' es, ist ganz außerhalb der Regel;
Mit einem Wort, es steckt in diesem Schlegel."

„In diesem Schlegel?" ruft der Schach von Scheschian,
Und vor Erstaunen bleibt der Mund ihm offen stehen.

„In diesem Schlegel, Herr! Du wirst die Wirkung sehen.
Natürlich ist ein Talisman
Dabei im Spiel — genug, in sieben Tagen!
Und daß wir keine Zeit verlieren, führe man
Des Sultans Leibpferd her, um nach der Maillebahn
Stracks Seine Hoheit hinzutragen."

Gesagt, gethan!
Schach Lolo langt an Ort und Stelle an,
Und mit dem Schlegel, den ihm Duban nachgetragen
(So nennt der Fremde sich), muß er in stetem Jagen
Den schweren Ball so lange schlagen,
Bis ihm der Schweiß aus allen Poren bricht.

„Der Talisman hat seine Pflicht
Für heut gethan," spricht Duban; „unverzüglich
Ins Bad nunmehr! und, seid Ihr da genüglich
Gewaschen und frottiert, dann flugs ins Bett und deckt
Euch doppelt zu und schlaft, bis Euch der Imam weckt!"

Den nächsten Tag wird's eben so getrieben.
Der Schlegel dünkt den Schach schon minder schwer,
Und lustiger das Spiel als tags vorher;
Er schlägt den Ball mit immer kräft'gern Hieben,
Schwitzt wieder, geht ins Bad, wird tüchtig abgerieben
Und schläft die Nacht durch wie ein Bär.
Mit jedem Tage wächst sein Glauben und Belieben
An Dubans Talisman; und wie die heil'ge Sieben
Vollendet ist, fühlt er am achten früh,
Nach Dubans Worte, sich so munter, wie
Er kaum in seinen ersten Hosen
Gewesen war — so blühend und so frisch,
Als hätten für Cytherens Bett und Tisch
Die Grazien mit lauter jungen Rosen
Ihn aufgefüttert — rein wie Lilien auf der Flur,
Stark wie der Behemoth, gerade wie ein Kegel,
Von Aussatz nirgends eine Spur!

Mit einem Wort — der Mailleschlegel
Hat große Ehre von der Kur.

Doch diese (wie's in solchen Fällen
Zu gehen pflegt) kommt lediglich
Auf Dubans Rechnung. Schach, vor Freuden außer sich,
Herzt, küßt und drückt den Mann, daß ihm die Ohren gellen,
Weiß nicht, woher er Worte nehmen soll,
Und gibt just nichts, weil er, des Danks zu voll,
Gleich alles geben möcht'. Indessen,
Wenn Duban Ehre geizt, so kann er diesmal sich
Bis zur Genüge dran erletzen.
Er muß, da Lolo feierlich
Den ganzen Hof traktiert, sich ihm zur Seite setzen;
Ihm wird ein Kaftan umgethan
Von purem Gold- und Silberlahn,
Und nah an Lolos eignem Zimmer
Eins eingeräumt, das kaum vor Schönheit und vor Schimmer
Bewohnbar ist. Er hat sogar ins Schlafgemach
Den Zutritt, kommt dem holden Schach
Den ganzen Tag nicht von der Seiten,
Muß in den Diwan ihn begleiten,
Muß mit ihm jagen, mit ihm reiten;
Wohin es geht, muß Duban mit;
Kurz, Duban ist der Favorit,
Und Ohr in Ohr wird stark davon geflüstert,
Der Großwesir sei seinem Falle nah.
Daß Dubans Gunst ihn wenigstens verdüstert,
War, was bei Hofe selbst der Hundewärter sah.

Der Großwesir, der in der Kabbala
Sehr viel gethan, war nicht der letzte, der es sah,
Das ist, der sich an Dubans Stelle setzte
Und dessen Sinnesart nach seiner eignen schätzte.
Denn Duban freilich war zu ehrlich und zu klug
Zu solcher Politik, und höher aufzufliegen,
Als ihn just jetzt die Luft und seine Schnellkraft trug,
War ihm noch nie zu Kopf gestiegen.
Doch Rukh, der Großwesir, ein Mann,
Der seinen Posten scharf bewachte,
Genaue Rechnung hielt, sein Facit täglich machte
Und, was ein anderer gewann,
Sich als Verlust in Ausgab' brachte,

Ein solcher Mann ist nicht pro forma Großwesir.
Natürlich gab es ihm kein sonderlich Vergnügen,
Daß Duban so im Sturm des Sultans Gunst erstiegen;
Und also bat er sich durch die geheime Thür
Gehör bei Lolo aus. In allen seinen Zügen
War Unruh', gleich als graute ihm vor dem,
Was ihm die Pflicht nicht zuließ zu verhehlen.

„Herr," spricht er, „bei erhabnen Seelen
Muß mit der Güte stets die Weisheit sich vermählen.
Das alte Sprichwort: Trau', schau', wem?
Läßt Königen sich nicht genug empfehlen.
Wer hätte je so weit im Argwohn ausgeschweift,
Daß dieser fremde Unbekannte,
Den Deine Majestät mit Gnaden überhäuft,
Und der, dem Anschein nach, von heißerm Eifer brannte
Als alle, deren Treu' der längste Dienst bewährt,
Wer hätte den Verdacht genährt,
Daß dieser Mann, den du so hoch geehrt,
Ihm dein Vertraun, dein ganzes Herz gegeben,
Mit dem du offner als mit einem Bruder bist,
Ein schändlicher Verräter ist
(Mit Schaudern sag' ich's), bloß nach deinem teuren Leben
Zu trachten, und in dir nach unser aller Leben,
An deinen Hof gekommen ist?"

„Wie?" spricht der Schach, „Wesir! Du wagst es, so zu lästern
Den Mann, den Lolo liebt? Verwegner, traust du mir
Die Schwachheit zu, zu glauben, was ich dir
Und einer ganzen Welt nie glauben werde?"
„Lästern?"
Versetzt ganz ruhig der Wesir:
„Kennt Deine Majestät mich etwan erst seit gestern?"

„O! kennen?" — ruft der Schach: „da fehlt's nicht! Haben Zeit
Dazu gehabt! — Kabale, Mißgunst, Neid!
Es wäre viel davon zu sprechen —
Daß ich ihn liebe, ist sein einziges Verbrechen!
Allein ihr irrt euch stark. Gleich diesen Augenblick
Will ich ihn dreimal höher heben,
Ihm viermal mehr Geschenke geben,
Und wenn ihr alle die Kolik
Davon bekämet! Das, das eben,
Daß ihr ihn haßt, das macht bei mir sein Glück."

„Herr, wenn du willst, wer darf dir widerstreben?“
Erwidert Rukh; „du hast zu thun, was recht
Dir deucht. Verkenn' in deinem alten Knecht
Den treuen Freund — ich muß mich drein ergeben.
Doch hier ist die Gefahr nicht mein!
Hier muß ich meine Stimm' erheben,
Herr, oder ein Verräter sein!
Ein bloßes Schwert hängt über deinem Leben;
An einem Haare schwebt's — und schweben
Sollt' ich es sehn und schweigen? Nein!
Hier ist mein Haupt, ich leg's zu deinen Füßen:
Laß, wenn's Verbrechen ist, dir zu getreu zu sein,
Laß mich's mit meinem Leben büßen;
Nur leide, daß der letzte Hauch,
Der mir entflieht, dich warne vor der Schlange,
Die du im Busen wärmst!“
Dem Heuchler glüht die Wange,
Indem er's spricht. Der Schach nach seinem Brauch,
Wenn etwas ihn bestürzt, schlägt sich mit beiden Händen
Vor seinen königlichen Bauch.
„Wie?“ spricht er, „sollte mich mein böser Geist verblenden?
Und Duban sollte fähig sein —
Mein Freund? mein Retter? nach dem Leben
Mir stellen? — Guter Rukh, dein Eifer täuscht dich! Nein!
Ich glaub' es nimmermehr! Ihm hab' ich ja dies Leben
Zu danken — wem als ihm allein?
Wenn er mir's rauben will, wozu mir's wiedergeben?
Er konnte, wenn er nur an meinem Uebel mich
Verderben ließ, sich einen Mord ersparen!
Wesir, du bist mir treu, ich weiß es, bist erfahren
Und kennst die Welt; doch diesmal sicherlich
Betrügst du dich!“

„O Herr,“ erwidert Rukh, „wie sollte mich's nicht schmerzen,
Mit diesem königlichen Herzen,
So argwohnlos, so gut! betrogen dich zu sehn?
O! eben dies verdoppelt das Vergehn
Des Mannes, der, so nah an deinem Herzen,
Des schwarzen Anschlags fähig ist!
Der durch den Anschein, sich verdient gemacht zu haben,
Erst dein Vertrauen stiehlt, mit Gaben
Sich überschütten läßt, um, wenn du, keiner List
Gewärtig, bei verschloßnen Thüren

Einst unbeschützt in seinen Händen bist,
Um so viel sicherer den Mörderstoß zu führen!"

Bei diesen Worten fährt dem Schach
Ein kalter Schauder übern Rücken;
Er sieht den falschen Freund mit Dolchen in den Blicken
Sich schleichen in sein Schlafgemach
Und fühlt den Stahl schon zwischen seinen Rippen.
„Was ist zu thun?" ruft er mit blassen Lippen,
„Was rätst du mir?
Zwar, glauben kann ich's nicht — und doch besorg' ich schier —
Wer kann ins Herz des Menschen schauen?
Dem besten, wie du sagst, ist nicht zu viel zu trauen.
Ein Mensch kann sich verstellen, das ist klar,
Und Duban — ist ein Mensch! — Ich denke,
Das beste ist, wir machen ihm Geschenke
Und schicken ihn zurück nach seinem Kandahar."

„Zurück ihn schicken, und Geschenke
Noch obendrein? — Nein, Herr!" — erwidert Rukh,
Der, wie er seinen Schach bereit sieht, nachzugeben,
Nur einen einz'gen frischen Druck
Noch nötig hat. — „Herr! läge nicht dein Leben
Hier auf dem Spiel, so sagt' ich nichts dazu.
Doch, deine Sicherheit und deiner Völker Ruh'
Zu wagen, bloß um einen Mann zu schonen,
Der, wie ich sicher weiß, dir nach dem Leben steht,
Und ihn dafür noch zu belohnen,
Daß ihm sein Streich mißlang — das geht
Zu weit! Ein Uebermaß von Güte
Wird Schwachheit, Herr! — Auch ich bin zum Verzeihn
Geneigt; doch dieses Mal müßt's ein Verräter sein,
Der Deiner Hoheit nicht zum Weg der Strenge riete."

„Was meinst du denn," versetzt der teure Schach,
„Was ist zu thun?"

„Den Kopf ihm vor die Füße legen!"

„In diesem Stück," spricht Lolo, „bin ich schwach,
Ich sag' es frei; es sträubt sich was dagegen
In meinem Herzen —"

„Wie? hat er nicht siebenfach
Den Tod verdient? Wenn's auch nur Argwohn wäre?
In solchen Fällen hat ein Sandkorn Zentnerschwere.
Ist etwa deine Sicherheit

Nicht wert, mit eines Sklaven Leben
Erkauft zu sein? Es ist die höchste Zeit;
Die Stunde Frist, die wir ihm geben,
Kann deine letzte Stunde sein!"
„Wesir, ich gebe mich,"
Ruft der erschreckte Schach; „du siehst in solchen Dingen
Gewöhnlich richtiger als ich.
Befiehl, ihn stracks herbeizubringen!"

Mein Duban kommt mit ruhigem Gesicht,
Bückt nach Gebrauch sich an des Thrones Stufen
Und steht erwartend da.
„Kannst du erraten," spricht
Der Schach zu ihm, „warum wir dich berufen?"
„Nein Herr, das kann ich nicht."
„So will ich dir's in wenig Worten sagen:
Es ist — den Kopf dir abzuschlagen."
„Den Kopf mir abzuschlagen, Herr?
Wie? bist du nicht geheilt? Was hätt' ich denn verbrochen?
Du scherzest, wie ich seh'."
„Verkappter Luzifer,
Das hilft dir nichts! Dein Urteil ist gesprochen!
Wir kennen nun den Schalk, der dir im Busen steckt.
Verräter! Alles ist entdeckt:
Daß meine Feinde dich bestochen,
Daß du ein Bube bist — der bloß
Mein Arzt und trauter Freund geworden,
Um auf der Freundschaft sicherm Schoß
Mich desto sichrer zu ermorden!
Trug war auf deinem Mund, in deinem Herzen Mord!
Drum nieder auf die Knie', und nichts von leeren, kahlen
Entschuldigungen! Fort!
Dein Kopf soll mir dafür bezahlen!
Bind't ihm die Augen zu, und nicht ein einzig's Wort!"

Der gute Duban steht als wie vom Blitz getroffen.
Er sieht, daß ihm der Neid dies Wetter angeschürt.
Doch wie entfliehn? Wo ist ein Ausweg offen?
Die Unschuld eben ist's, was ihm den Kopf verliert.
Den Schach kennt er zu gut, um viel von ihm zu hoffen.
Zum Unglück hat er den nur äußerlich kuriert;
Dem innern unheilbaren Schaden,
Dem hilft kein Schwitzen und kein Baden!

Das einz'ge, was ihm bleibt, ist, auf Geratewohl
Des Sultans Menschlichkeit durch Flehen zu erregen.
Er thut's nach äußerstem Vermögen;
Allein das Herz, an das er schlägt, ist hohl;
Schach Lolo ist nicht zu bewegen.
Jetzt soll man sehn, ob ich so wankelmütig bin,
Als wie die Leute immer sagen,
Denkt Lolo bei sich selbst; fast könnt' ich ihn beklagen —
Allein ich halte fest. — „Fort!“ ruft er, „kniee hin,
Du flehst umsonst!“
„Nun, bist du so entschlossen,
So werde denn unschuldig Blut vergossen!
Nur eine Bitte, Herr, wollst, eh' ich sterben muß,
Aus Königsmilde mir gewähren!
Gib eine Stunde nur mir Aufschub, heimzukehren,
Den Meinigen den letzten Abschiedskuß
Zu geben und, was ich verlassen muß,
Das wenige, noch unter sie zu teilen.
Es wird nicht lange mich verweilen.
Das meiste sind, ich muß gestehn,
Nur Bücher; aber die in guter Hand zu sehn,
Liegt mir nicht wenig
Am Herzen — eins voraus, das man mit Recht den König
Der Bücher nennt, und wert, daß niemand als ein König
Sein Erbe sei.“ — „Was ist denn dran
So Sonderlichs?“ fragt Lolo. — „Großer Chan,
Es ist der Nachlaß eines Weisen,
Der über hundert Jahre dran
Gesammelt hat, die Frucht von großen Reisen
Und tiefem Forschen der Natur.
Das ganze Buch hat zwanzig Blätter nur,
Allein auf jedem Blatt den Schlüssel
Zu einem Wunderding. Zum Beispiel: im Moment,
Worin das Schwert mein Haupt vom Rumpfe trennt,
Werd' es in eine goldne Schüssel,
Die auf dies Wunderbuch gestellt wird, aufgefaßt;
So wirst du, Herr, ein Wunder sehen,
Wie du noch keins gesehen hast.
Mein Blut wird plötzlich still in jeder Ader stehen,
Und in der Schüssel wird im gleichen Augenblick
Mein Kopf sich von sich selbst erheben
Und dir auf jedes Fragestück

Laut und vernehmlich Antwort geben,
Das du, mein gnäd'ger Herr und Fürst,
Ihm aus dem achten Blatt des Buches vorzulegen
Fürstmildiglich geruhen wirst."

„Das wäre!" ruft der Schach. „Nun, dieses Wunders wegen
Sei denn noch eine Stunde Frist
In Gnaden dir geschenkt! Die Wache soll zur Seiten
Ihm gehn und ihn zurückbegleiten;
Und daß er ja das Buch mir nicht vergißt!"

Mein Duban betet an zur Erde
Und wird hinweggeführt. Und überall
Bei Hof und in der Stadt erschallt des Günstlings Fall,
Und daß bei seinem Tod sich was ereignen werde,
Was noch kein Mensch gesehn. Der große Diwanssaal
Wallt wie ein See von Menschen ohne Zahl,
Die alle vor Begierde brennen,
Das große Wunder auch zu sehn;
Man hätte durch den Saal, so dichte, wie sie stehn,
Auf lauter Köpfen gehen können.
(Um — nichts zu sehn,
Läßt sich kein besser Mittel denken.)
Auch ist kein Herz, das nicht von Mitleid überfließt
Mit Dubans Fall und doch in großen Aengsten ist,
Der Schach möcht' ihm das Leben schenken.

Der Seiger schlägt. Mein Duban, wohl bewacht,
Wird mit dem Schlag herbeigebracht.
Die Wache macht ihm Platz. Die goldne Flügelthüre
Fährt auf; das ganze Vorgemach
Ergießt sich in den Saal; dann Emirn und Wesire,
Und dann ein Zwischenraum, und dann zuletzt der Schach,
Von Rukh, der diese Lust bereitet,
Und von dem Oberhaupt der Hämlinge begleitet.
Der Schach besteigt den Thron, und Duban, züchtiglich,
Doch ohne Furcht, tritt zwischen vier Trabanten,
Mit einem mächt'gen Folianten
Im Arme, hin zum Thron, bückt bis zur Erde sich,
Legt dann das Buch am Fuß des Thrones nieder
Und wiederholt, was er dem Schach davon
Bereits gesagt. Drauf wird zum Werk geschritten.
Ein scharlachrotes Tuch deckt mitten
Im Saal des Bodens goldne Pracht,

Der Kreis um Duban her wird räumiger gemacht,
Der Henker zückt das Werkzeug kalter Schrecken,
Und seitwärts steht ein Sklave mit dem Becken.

Der Duban war im Grund ein guter Tropf,
Und, minder um sich selbst den Kopf
Zu sparen, als dem Schach die Qual zu später Reue,
Kniet er noch einmal hin und schwört ihm seine Treue
Und Unschuld, bittet, fleht sogar
Mit heißen Thränen. — Alles war
Umsonst! — „Dein Kopf, mein Freund, muß fliegen,
Und wär' es auch nur ums Vergnügen,
Zu hören, was er sagen kann,
Wenn er herunter ist." — „Nun gut, so sei es dann!"
Spricht Duban, löst gelassen seinen Kragen
Vom Halse, schließt die Augen als ein Mann,
Und — ritsch! ist ihm das Haupt herabgeschlagen.

Das goldne Becken faßt, auf Dubans Buch gestellt,
Den Kopf, sowie er blutend fällt,
Im Fallen auf. Stracks hört er auf zu bluten,
Der Rumpf bleibt stehn, als wär' ihm nichts gethan,
Und, gegen aller Welt Vermuten,
Hebt sich der Kopf und fängt zu reden an:
„Nun, Herr der Welt, wenn du's mit einer Frage
Versuchen willst und hören, was darauf
Ein Kopf zu sagen hat, so schlage
Das achte Blatt des Wunderbuches auf;
Auf dessen linker Seite stehn
Drei Fragen oder vier in großen goldnen Lettern."

Schach Lolo spricht: „Wir wollen sehn!"
Man reicht das Buch ihm hin, und er beginnt zu blättern.
„Setzt," ruft der Kopf, „wenn ihr so gut sein wollt,
Mich, während daß er sucht, auf meinen Rumpf und bindet
Den Faden von gedrehtem Gold,
Den ihr in meiner Tasche findet,
Mir um den Hals." —
Der Sultan, um zu sehn,
Was noch draus werden soll, läßt alles gern geschehn
Und blättert, während man den goldnen Faden bindet,
Auf seinen Thron zurückgelehnt,
In Dubans Buch. Nun hatte Lolo, neben
Mehr Unmanieren, auch sich diese angewöhnt,

Daß er, so oft ein Blatt in einem Buch zu heben
Und umzuwenden war, bei jedem einzeln Blatt
Den Finger erst an seiner Zunge netzte,
Bevor er ans Papier ihn setzte.
Da nun die Blätter etwas glatt
Und klebrig waren, schien's hier um so mehr von nöten.
So schlägt er nach und nach, den Finger stets am Mund,
Bis auf das achte um, beguckt es ernstlich rund
Herum und ist gar mächtiglich betreten,
Zu sehen, daß darauf nicht eine Silbe stund.

„Da ist ja nichts!" — „Nur ein paar Blätter weiter!"
Ruft Dubans Kopf, der nun ganz frei und heiter
Auf seinem Rumpfe stand; „ich habe mich am Blatt
Geirret, scheint's."
Schach Lolo blättert weiter;
Doch eh' er drei noch umgeschlagen hat,
Ist schon das Gift, das er von jedem Blatt
Mit feuchtem Finger seiner Zungen
Unwissend mitgeteilt, ihm bis ins Herz gedrungen.
Ein wilder Schmerz fährt zuckend wie ein Blitz
Durch sein Gebein, ihm schwindelt's im Gehirne,
Und dunkel wird's um seine kalte Stirne.
Er stürzt herab vom goldnen Sitz
Und liegt in Zuckungen und ringet mit dem Tode.
„Wohlan," ruft Dubans Kopf, der nun in seinen Rumpf
Sich wieder eingesenkt, „du nickende Pagode!
Am Herzen kalt, an Sinnen stumpf,
Hab's an dir selbst! Ich bin an deinem Tode
Unschuldiger als du. — Doch spotten deines Falls
Kann Duban nicht. — Als ich um meinen Hals
Zum letztenmale dir mit heißen Thränen flehte,
War's Menschlichkeit, was mich dazu betrog;
Dein böser Dämon überwog;
Nun kommt die Reu' — und die Moral zu späte."

Bei diesem Wort entfuhr dem armen Schach
Der letzte Hauch; betäubt von Schrecken, rannen
Die Emirn aus dem Saal, das Volk den Emirn nach,
Und Duban ging — mit seinem Kopf von dannen.

Pervonte

oder

die Wünsche.

Erster Teil.

Es war einmal, ich denke zu Salern,
Ein König, Namens — ja! die Namen,
Die Namen, die vergess' ich gar zu gern!
Am Ende sind's ja auch nur Rahmen
Und Schalen; das Gemäld', der Kern
Macht alles aus. Nennt ihn Astolfo, Holofern,
Hengst oder Horst — genug, daß in Salern
Ihm niemand gern den Preis der Schönheit streitig machte.
Was mancher in geheim vor seinem Spiegel dachte,
Ging zollfrei durch. Indessen, wie es geht,
Kam eine Zeit, und kam mit schnellen Flügeln,
Worin bei Seiner Majestät
Von allen einst so treudevoten Spiegeln
Nicht einer mehr den Dienst so gut wie sonst versah.
Zum Troste blieb ihm noch, sich täglich zu bespiegeln,
Die Erbprinzessin Vastola,
Die ihm — der ganze Hof beschwor's — so ähnlich sah,
Als wäre sie ihm aus den Augen ausgeschnitten.
Dies war gewiß: aus Kappadocia
Und Pontus bis zum Land der wilden Briten
Und Hersen hatte sich der schönen Vastola
Von allen, die auf Abenteuer ritten,
Noch keiner ungestraft genaht,
Und wer ins Aug' ihr sah, that eine kühne That.
So, dachten sie, so sah die Heldenzucht der alten,
So sahn die Omphales, die Deianiren aus;
Die eines Herkules Umarmung auszuhalten
Vermochten, forderten mit solchem trotzig kalten,
Sich selbst bewußten Blick die Herrn der Welt heraus
Und tändelten, indes im Kreis der Mägde
Der Göttersohn Flachs an den Rocken legte,
In seine Löwenhaut gehüllt,

Mit seiner Keul', als wär's ein Sonnenfächer.
Gott steh' uns bei! uns arme Schächer
Der Afterwelt, uns wirft ein bloßes Bild
In Gips von Weibern dieses Schlages
Zehn Schritte weit! — Doch freilich, dazumal,
Ihr lieben Herrn, war's nicht wie heutigstages.

Umringt von Freiern ohne Zahl
Ging Vastola daher, sah ganze Legionen
Markgrafen, Grafen und Baronen
Erbötig, sollt' es auch ums bare Leben gehn,
Das Abenteuer zu bestehn.
Indessen war von diesen Freiern allen
Doch keiner schön genug, der Stolzen zu gefallen,
Geschweig' als Ehgemahl zur Rechten ihr zu stehn.
Zwar, daß die Herrn, vom Hoffnungsgeist belogen,
Sich atemlos an ihrem Wagen zogen,
Stand ihnen frei; mitunter wurden sie,
Um ihnen Atem zuzufächeln,
Wohl gar mit einem kaum bemerkbarn Lächeln
Zum Fortziehn gnädigst angefrischt;
Doch immer war darein, ich weiß nicht was, gemischt,
Das ihm die Kraft, die Anmut, kurz, was Lächeln
Zum Lächeln macht, auf einmal wieder nahm,
So daß den Herrn nicht viel davon zu Gute kam.

Der König, der sich Großpapa begrüßen
Zu hören eben noch nicht mächtig lüstern war,
Ließ bis ins zweimal zehnte Jahr
Der mädchenhaften Lust sein Töchterchen genießen;
Und Vastola, der Abgott von Salern,
Indem sie rings umher die liebessiechen Herrn
An ihrer Sonnenglut, Schneemännchen gleich, zusammen
Hinschmelzen sah, blieb mitten in den Flammen,
Nach wahrer Salamanderart,
Stets unversengt, eiskalt und felsenhart.

Wir lassen nun, um weiter vorzugehen,
Die schöne Vastola mit ihrem Zauberstab
Und hören, was im Walde sich begab,
Den wir dort rechter Hand die Höhen
Der Gegend von Salern mit Schatten decken sehen.

Da steht bei einem Bündel Reis
Ein junger Kerl. — Wer doch, zu Lob und Preis
Der Bildnerin Natur, den Burschen malen könnte!
So wie er da, im Kopfe kratzend, stund,
Im dicksten Kopf, den je der weite Sund
Von einem Ochsenmaul in zwei Halbkugeln trennte,
Mit rotem Haar garniert, das kurz und borstig stund
Und um die platte Stirne rund
Wie angezünd'te Stoppeln brennte;
Die Ohren ellenlang, die Nase flach und weit,
Der Nacken kurz, die Schultern breit,
Der Rücken hoch, und etwas krumm die Beine;
Mit einem Wort, der Cruditäten eine
Des alten Mütterchens, ein Kauz, für dessen Glück
Ich Bürge bin! — Denn wahrlich, das Geschick,
Sagt, was ihr wollt, verfährt doch immer billig
Und nimmt Figuren dieser Art
In seinen sondern Schutz, stets gut zu machen willig,
Was Mutter Isis dran gespart.

Der junge Kerl, so schön, als wir ihn eben
Geschildert, war der einz'ge Erb' und Sohn
Von einer guten Frau, die manchen Winter schon
Im Witwenstande sich und ihrem Sohn das Leben
Mit Spinnen fristete; ein braves flinkes Weib,
Das früh und spät sich Müh' zu geben
Gewohnt ist, keinen Zeitvertreib
Als ihres Haspels Knarren kennet
Und sehr zufrieden ist, wenn auf dem kleinen Herd
Ein wenig dürres Reis zur Mittagssuppe brennet,
Wirtschaftlich dann den Rest zusammenkehrt
Und in den Wärmer thut, der in der morschen Hütte
Dem Winterfrost nur dürftig wehrt.

Bei dieser Lebensart und Sitte
War ihre einz'ge Plage die,
Daß sie, mit aller ihrer Müh',
Aus ihrem lieben Sohn Pervonte
Nichts ziehen und zu nichts den Lümmel brauchen konnte.
Da war auch keine Spur von Neugier und Verstand,
Nichts ging in seinen Kopf, nichts ging ihm von der Hand;
Sein Werk war, tagelang, mit halb geschloßnen Augen,

Am Ofen, auf die Streu der Länge nach gestreckt,
An seinen kurzen Fingern saugen
Und, wenn die Mutter ihn zur Arbeit scheltend weckt,
Sich über Rückenweh beklagen.
Drei Späne Holz zur Küche stöhnend tragen,
Auch dann und wann, wenn's Mutter ihm gebot,
Die Gänse aus dem Garten jagen,
War alles, was das Faultier sich mit Not
Bereden ließ zum Haushalt beizutragen;
Im übrigen ein gutes Vieh,
Den nie der Kitzel stach, nach wann, warum und wie
Bei irgend einem Ding zu fragen,
Und den, ist nur sein Wanst, womit es sei, gefüllt,
Nichts weiter in der Welt bekümmert;
Das wahre Seitenstück zum Bild
Des Weisen beim Horaz, dem's mächtig gleichviel gilt,
Wozu die Götter wohl dies schöne Rund gezimmert,
Dem Sonne, Mond und Stern stets unbewundert schimmert;
Kurz, der, fein warm und dicht in — Dummheit eingehüllt,
Nichts liebt und haßt, nichts billigt und nichts schilt.

Als eines Morgens nun die Mutter
Den Topf zum Feuer setzen will,
Gebrach's an Holz. Mein Flegel, mäuschenstill,
Saß auf der Schwell' und aß sein Brot und Butter.
„Pervonte," sprach sie, „sei einmal zu etwas gut!
Du siehst, der Topf kann ohne Holz nicht kochen;
Frisch auf, mein Sohn! nimm deinen Hut,
Lauf in den Wald! da liegt, vom Sturm gebrochen,
Des dürren Reisigs viel umher;
Mach' einen Bündel draus, so schwer
Du tragen kannst! Auf! rege deine Glieder
Und mach' es hübsch und komm bald wieder!"

Pervonte, der an diesem Morgen just
Bei guter Laune war, wie wenig Lieb' und Lust
Er auch zur Arbeit hat, so rafft er doch am Ende
Sich auf und schlendert in den Wald,
Steht da und gafft, als ob er gar besonders fände,
Wie so viel Bäume in den Wald
Gekommen, schreitet drauf zum Werk, spuckt in die Hände,
Kriecht im Gesträuch herum und bringt so ziemlich bald

Sein Bündel dürres Holz zusammen,
Stellt sich dann hin dazu und denkt: „Ja, wer mich nun
Mit meinem Bündel da in einem Hui zu Ammen
Nach Hause trüg'!" — Allein da war nun nichts zu thun,
Als selbst den Bündel frisch auf seinen breiten Rücken
Zu nehmen und zu gehn. Die Sonne fing schon an,
Als er aus dem Gebüsch hervorkam, stark zu drücken.

Von ungefähr erblickt er auf dem Plan
Drei Frauen, jung und schön von Farbe, Wuchs und Zügen,
Die schlafend an der Sonne liegen,
Bleibt stehn, betrachtet sie vom Haarband bis zum Schuh,
Drückt vor Behaglichkeit die kleinen Augen zu,
Guckt abermal und denkt so bei sich selber:
„'s ist schade doch für diese Dirnen da,
So in der Sonne, wie die Kälber,
Zu liegen, unbeschirmt! Ist doch der Busch so nah;
Ich geh' und schneide Holz und steck' es in die Erde
Und mach' ein Obdach um sie her."

Nun sagt mir noch, daß auch der dümmste Bär
Nicht durch die Zaubermacht der Schönheit menschlich werde!

Gedacht, gethan! Er haut sechs Stangen oder acht,
Befestigt sie, so gut ihm möglich, macht
Ein grünes Dach um diese schönen Kinder
Und spreitet dann sein Wams und Halstuch drüber hin.
Nie ging ihm, weil er lebt, geschwinder
Die Arbeit von der Faust. Und nun, in seinem Sinn
Sehr mit sich selbst vergnügt, schlägt er ein herzlich Lachen
Ob seinen Einfall auf und gähnt aus vollem Rachen
So laut als eine Eselin,
Daß unsre Nymphen dran erwachen.

„Bist du's," fragt ihn die eine, „der so gut
Gewesen ist, uns dieses Dach zu machen?"
Pervonte schmunzelt, läßt den abgegriffnen Hut
Im Kreis um seinen Daumen treiben
Und spricht kein Wort, wie sanft ihm auch die Frage thut.

„Dein gutes Herz soll unbelohnt nicht bleiben,"
Fährt jene fort, „das ist nun unsre Pflicht.
Vernimm, Pervonte, wir sind Feeen.

Man legt uns viel zur Last; allein, das sollst du sehen,
Undankbar mindstens sind wir nicht.
Verlange, was du willst, es soll sogleich geschehen!"

Mit diesem Wort verschwanden alle drei.
Pervonte guckt noch immer nach dem Orte,
Wo nichts mehr ist, und brummt bei sich: „Ei, ei!
Um dieses Edelvolk! — Was sie mir gute Worte
Und Augen gab! ich dachte, wie geschwind
Sie mir den Sack mit Thalern füllen würde!
Nun seh' ich wohl, 's war alles lauter Wind."

Mein Bursche kehrt zu seiner Bürde
Zurück, lupft auf, kratzt hinterm Ohr, beginnt
Am Ende doch den Bündel aufzupacken,
Und wie er ihn so ziemlich drückend find't,
Spricht er: „Da muß ich mich dich heim zu tragen placken!
Ich wollte wohl, du müßtest mich
Nach Hause tragen!"
Kaum entschlich
Pervonten dieses Wort, so scheint ein tierisch Leben
Auf einmal in dem Holz zu weben;
Der Bündel schlüpft, so sanft wie Flaum,
Dem Burschen zwischen seine Beine,
Hebt ihn empor und läuft euch über Stock und Steine
Mit ihm davon, so hurtig, als ihn kaum
Der schnellste Klepper tragen konnte.
„Ha, ha! das geht ja schön, ihr Feeen!" ruft Pervonte;
„Ich sagt' es nur im Spaß, und ihr macht Ernst daraus!
Nun, weil's denn so ist, hott! mein Gäulchen, grad' nach Haus!"

Der nächste Weg nach seiner Mutter Hütte
Ging durch die Stadt, am Schloß vorbei.
Nun denket euch den Lärm, den solche Reiterei
Da machen muß! Bei jedem Schritte
Nimmt Zulauf, Drang, Gelächter und Geschrei
So überhand, daß man sein eigen Wort nicht hörte.
Pervonte, den das alles wenig scherte,
Trabt ruhig seines Weges fort.
Der Bündel, dem das Volk zu nah kommt, schlägt auf Mord
Bald links, bald rechts und weiß sich Platz zu machen.
So langt denn, unter lautem Lachen
Der ganzen Stadt, mein Kauz am Schloßplatz an.

Prinzessin Vastola und ihre Damen sahn
Durchs Fenster, wie der neue Reiter
Vorüber trabt; und weil nun Ihre Hoheit just
Nicht mit dem rechten Fuß heut aus dem Bette stiegen,
Macht ihr die allgemeine Lust
Verdruß und Laune statt Vergnügen.
„Ha!“ ruft sie laut genug, daß hört, wer Ohren hat,
„Das lohnt sich auch der Müh', daß eine ganze Stadt
Um einen solchen Bärenhäuter
So närrisch thut!
Sein Pferd ist schlecht und doch für solchen Reiter,
Den Wechselbalg, den Unhold, noch zu gut!“

Pervontes wohlgestreckte Ohren,
So dumm er sonsten war, verloren
Kein Wort von diesem Lob. — „So? Fräulein Isabell',
So? bin ich nicht nach ihrem kleinen Schnabel?
Ich bin ein Wechselbalg, ein Unhold? — Wohl, Mamsell
Prinzessin, wär' ich gar der große Bel zu Babel,
So wollt' ich, daß Sie gleich von mir
Mit Zwillingen zur Stelle schwanger ginge!
Dann sollte man doch sehn, eh' Sie von Thür zu Thür
Mit Ihren Krabben betteln ginge,
Ob Sie dem Wechselbalg, der Ihr
So mißbehagt, nicht selbst sich an den Gürtel hinge!“

Mit diesen Worten sprengt mein Krauskopf stolz davon,
Verliert in drei Minuten schon
Die Stadt aus dem Gesicht und reitet wohlbehalten,
Zu großem Schrecken seiner Alten,
Auf seinem Bündel Reis in ihre Wohnung ein.
Die gute Frau erschöpft sich ganz mit Fragen;
Allein der Gänsekopf weiß wenig drauf zu sagen,
Bringt klaren Unsinn auf die Bahn,
Fängt, weil er schon den Handel halb vergessen,
Sein Märchen stets von vornen wieder an
Und, kurz, verwickelt sich in Bündeln und Prinzessen,
Bis er nicht mehr heraus sich helfen kann.

Die Mutter hört zuletzt zu fragen,
Und er zu trätschen auf; man denkt nicht weiter dran;
Pervont' bleibt, was er war, lebt ohne Zweck und Plan,
Gelüstet nichts, als täglich seinen Magen

Zu füllen und auf seinem Schragen
Zu flacken wie bisher, macht gutes Blut dabei,
Und alles andre ist ihm völlig einerlei.

Indessen zu Salern im Schlosse stand es, leider!
So ruhig nicht. Vier Monden waren kaum
Vorbei, so muß bereits der Kammerschneider
Der schönen Vastola, ganz in geheim, mehr Raum
Für ihrer Hoheit Weichen machen;
Zwar mit den Freiern spielt sie immer noch den Drachen:
Von allen keiner, der sich nur
Der kleinsten Gunst von ihr zu rühmen hätte.
Nichts desto minder schwillt zusehends ihr Kontur,
Und, kurz, man bringt (nicht ohne viel Gespötte
Und Achselzuckerei des Hofes und der Stadt)
Sie, die den Ruf der sprödsten Kälte hat,
Bei hohem Wohl — mit Zwillingen zu Bette.

Des Königs Wut und der Prinzessin Scham,
Die billig es sehr übel nahm,
Daß gegen ihren Ruhm, so rein, so unbescholten,
Die Zwillinge als Zeugen gelten sollten;
Das wicht'ge Air der jungen Herrn
Markgrafen, Grafen und Baronen von Salern,
Als ob ein jeder hier viel zu verschweigen hätte,
Der seine Unschuld doch ganz in geheim bedau'rt
Und auf den Schuldigen an diesem Wochenbette
In jedem andern hämisch lau'rt;
Die Stille in den Vorgemächern,
Der inhaltsschwere Blick, das Zischeln hinter Fächern,
Das Aergernis der tugend-, ehr- und zucht-
Begabten Rats- und Bürgersweiber,
Der Jungfern Angst vor gleicher Wassersucht;
Die Scherze platter Zeitvertreiber
Und all die undankbare Müh'
Der Herren der Akademie,
Um durch verschiedne Hypothesen,
Mit A + B und Kupfern ausstaffiert,
Ganz klärlich darzuthun: daß der Begriff vom Wesen
Des Dings die Möglichkeit unleugbar in sich führt,
Wie Vastola zwei Keimchen aufgelesen,
Die ihr, Gott weiß woher, ein Zephyr zugeführt,
Und die, in ihrem Leib allmählich evolviert,

So weit gediehn, bis sie, wie sich's gebührt,
Der holden Töchterchen zu rechter Zeit genesen:
Dies alles, und was jedermann
Bei einem solchen Fall moralisieren kann;
Und daß der Großpapa vor Gift und Galle gelber
Wie eine Quitte wird und nicht verschmerzen kann,
Von einem ungenannten Mann
Sich so gefoppt zu sehn — versteht sich von sich selber.
Genug, die Hauptperson dabei
Beteu'rt mit reinestem Gewissen,
Daß die Begebenheit ihr unbegreiflich sei;
Und damit wird man sich für jetzt begnügen müssen.

Die beiden Töchterchen, die (wie wir alle wissen)
Ein bloßer Wunsch gezeugt, die wuchsen nun heran.
Sie waren lieblich anzuschauen,
Und hätten Ammen, Kammerfrauen
Und Gouvernanten nicht gethan,
So hätten sie mit Gottes Segen
Ganz wackre Mädchen werden mögen.

Und als sie nun zum sechsten Mal
Die Rosen blühen sahn, da trat der Seneschall
(Ein Mann von großem Kopf) zum König,
Strich seinen Bauch und sprach: „Ich lese ziemlich wenig. —
Denn unsereinem läßt die Amtsgeschäftigkeit
Zum Bücherlesen keine Zeit. —
Indessen fällt mir bei, daß ich vorlängst gelesen,
(Wo? weiß ich nicht — ich denk' in einem Versebuch) —
Ja, ja, so etwas ist's gewesen,
Sie nannten's, ist mir recht, Terenziens Eunuch)
Es sei — wie heißen's doch auf griechisch die Doktoren? —
So ein — so ein — Instinkt den Kindern angeboren,
Der sie vermögend macht, aus einem ganzen Heer
Von Vätern flugs den wahren auszuspüren."

„Der Einfall," spricht der König, „ist nicht leer,
Herr Seneschall, wir können's ja probieren."

Und ein Gebot geht aus, es soll am nächsten Fest
Vom kleinsten Junker an bis zu den Herrn mit Stäben,
Was Ahnen hat, nach Hofe sich erheben.
Die Zwillinge, die man nicht merken läßt
Warum, erscheinen auch. Man läßt bei offnen Thüren

In einem ungeheuern Saal
Die Herren allerseits vor ihnen defilieren
Zum ersten-, andern-, drittenmal;
Doch von Instinkt ist nicht das mindeste zu spüren.

„Gut," spricht der Seneschall, „wir sehen also klar,
Daß es von diesen keiner war;
Doch gegen mein System kann das noch nichts probieren.
Wir gäben, dächt' ich, nun den Bürgern einen Ball,
Vielleicht." — „Ei, ei, Herr Seneschall!
Ihr denkt nicht, was Ihr sagt," fällt ihm sein Herr, der König,
Ins Wort, „so tief kann meine Tochter nicht
Gesunken sein!" — „Ich bitte unterthänig,"
Versetzt der Seneschall; „zu glauben ist es nicht —
Allein — was wollen wir? Gelegenheit macht Diebe,
Das Fleisch ist schwach, und blind die Liebe,
Spricht mein Ovidius." — „Da spricht er freilich wahr,"
Versetzt der Fürst. „Wohlan, den Ball gegeben!
Wir tanzen mit, Herr Seneschall, nicht wahr?
Man findet im gemeinen Leben
Oft manches feine Augenpaar
Und Busen, die sich noch aus eigner Kraft im Schweben
Zu halten wissen — kurz, erschlafften Magen thut
Auch grobe Kost mitunter gut."

Der Ball versammelt nun, was innerhalb der Pfählen
Der Stadt Salern zur schönen Welt sich zählt;
Allein der große Zweck wird abermal verfehlt.
Die beiden Grazien, mit Flinkern und Juwelen
Reich ausgeziert, sind, wie man schließen kann,
Zuerst dabei: umsonst! für keinen einz'gen Mann
Spricht die Natur ein Wort zu ihren Seelen.

„Nun," sagt der Seneschall, „ist nichts, was auf die Spur
Uns bringen kann, als ein Cocagne nur.
Dies, Gnädigster, dies muß den Ausschlag geben!"
„Topp!" ruft der Fürst, „ich lieb' es für mein Leben!
Nur Anstalt gleich dazu gemacht,
Und daß nichts fehl' an Ueberfluß und Pracht,
Herr Seneschall!"
Sogleich, am Fuß der großen Treppe,
Wird's bei Trompetenschall dem Volke kund gethan.
Man fährt, was eßbar ist, Gans, Ente, Truthahn, Schneppe,
Kaninchen, Rebhuhn und Fasan,

Rindszungen, Schinken, Brezeln, Wecken
Und Würste aller Art zu ganzen Fudern an,
Die Pyramide zu umstecken,
Die man an diesem Freudenfest
Dem Volk zu plündern überläßt.

Als nun, erharret mit Verlangen
Von jung und alt, der große Freudentag
Erschienen war, an dem, noch eh' er aufgegangen,
In ganz Salern kein Mensch im Bette lag,
Die Trommeln trommelten, Trompet' und Zimbeln klangen,
Rings um den großen Platz die Fenster überall
Schon mit geputzten Köpfen prangen,
Die ganze Stadt von Jubelschall
Ertönt, und wogenweis in wimmelndem Gedränge
Aus allen Gassen schon die Menge
Sich auf den Platz ergoß, mit Augen voller Durst
Den Raub verschlang und kaum erwarten konnte,
Bis man zum Angriff blies, spricht zu Pervonte
Die Mutter: „Geh du auch! Du wirst doch eine Wurst
Zum wenigsten von diesem Spaß erhaschen;
Lauf, was du kannst!"
Der Hof, der gern bei jedem Fest,
Um desto reizender zuletzt zu überraschen,
Fein lange auf sich warten läßt,
Der Hof war eben angekommen
Und hatte schichtenweis auf einem Schaugerüst,
Zu großem Trost des Volkes, Platz genommen;
Und was dem Volk dabei das Liebste ist,
Das sind die Zwillinge, die in gar schönen Mützen
Am Fuß der Pyramide sitzen.

Wie nun zum großen Reihentanz
Die Jugend hin sich stellt in einen bunten Kranz,
Kommt plötzlich mitten in den Haufen
Mein Rotkopf keuchend angelaufen.
Und nun hört alle, was geschah!
Kaum werden sein, so schmutzig als er da
In seiner Jacke steht, mit ungekämmtem Haar
Und ohne Schuh',
Kaum werden sein die Kinderchen gewahr,
So laufen sie zu aller Welt Erstaunen
Mit offnen Armen auf ihn zu.

„Hm! sagt' ich's nicht?" beginnt in großer Ruh'
Der alte Seneschall dem König zuzuraunen,
„Hält mein Instinktus sich nicht gut?"

„Verdammt sei dein Instinkt!" fährt in der größten Wut
Der König auf. — „Was? Ich den Schimpf erleben?
Ha! meine Tochter! Mir! von einem solchen Strolch!
Von einem Schuft mir Enkelchen zu geben!
Das ist zu grob! — Gift, Feuer, Strang und Dolch
Sind zu gelinde noch, die Majestät zu rächen,
Die so entheiligt wird!"
Die arme Vastola,
Sich keiner Schuld bewußt, will sprechen;
Allein der König droht, ihr Arm und Bein zu brechen.
Es war ihr Glück, daß er das Faß ersah,
Das, nach Gebrauch des Festes, neben
Der Pyramide stand, voll ziemlich sauerm Wein,
Den man gesonnen war, die Herzen zu erfreun,
Dem Pöbel gnädigst preiszugeben.
„Man schlag' den Boden aus und werfe sie hinein!"
Ruft der ergrimmte Fürst; „fort! ohne Widerstreben!
Sie und den herrlichen Galan
Und ihr Gezücht! fort, in den Ozean!"

Des Königs strenges Wort wird ungesäumt vollzogen.
Man steckt die Kinderchen, die ganz erbärmlich schrein,
Und Vastola und ihn, den man, vom Schein betrogen,
Für ihren Buhler hält, stracks in das Faß hinein
Und überlässet sie den Winden und den Wogen.

Zweiter Teil.

Man denke nun sich eine Omphale,
Alkmene, Danae, Latone,
Kurz, Dame Vastola, von ihrem Schönheitsthrone
Herabgestürzt, der unwirtbaren See
In einer Tonne preisgegeben,
Mit Zwillingen, wozu sie um ihr Leben
Sich nicht bekennen kann und doch ein Mutterherz
Zu ihnen fühlt, und — was vor Scham und Schmerz

Sie zur Medea machen möchte —
Gesperrt zu einem solchen Hechte!
Und diesen feinen Seladon
(Das Ideal von einem Besenbinder)
So öffentlich zum Vater ihrer Kinder
Erklärt! — die Situation
War neu und einzig, sollt' ich meinen;
Zumal wenn ihr den Raum bedenkt,
Der die Prinzessin und die Kleinen
Und unsern Kauz so nah zusammenschränkt.
Daß sie mit Armen und mit Beinen
Bei jedem neuen Wellenstoß
Sich mehr verwickeln, — seine Nase
All' Augenblick' in ihres Halstuchs Gaze
Behangen bleibt, und oft zwei Linien bloß
Den schönen Mund von seinem Rüssel trennen:
Das alles sollte wohl die Obermeisterin
Der Spröden mürbe machen können!
Doch Vastolas erhabner Fürstensinn
Zeigt just im Unglück, wo die Blöße
Gemeiner Seelen sich am schnellsten offenbart,
Die Majestät der angestammten Art
In ihrer ganzen Heldengröße;
Zeigt durch den kalten Stolz, womit
Ihr Blick Pervonten niedertritt,
Daß Kränkungen ihr Herz nur höher schwellen.
„Pfui des Gedankens!“ ruft sie; „ich
Bei einem solchen Alp mir Zwillinge bestellen?“

„O meiner Treu'! das könnt Ihr sicherlich
Mir glauben, Frau,“ versetzt der ungeschlachte Lümmel;
„Den großen Spaß,
Gesperrt zu sein mit Euch in dieses muff'ge Faß
Und zwischen Wasser, Luft und Himmel
Zu schaukeln, hätt' ich auch entbehren können. — Dumm!
Zu Euern Zwillingen als Vater stehn zu müssen!
Wenn Ihr nicht besser wißt, warum,
Als ich —“
„Was soll ich besser wissen,
Ich, die dich nie in meinem Leben sah?“

„Was das betrifft, Frau Vastola,
Da möchtet Ihr die Wahrheit ziemlich sparen.“

„Ah, nun besinn' ich mich — an deinen roten Haaren
Und an dem weitgespaltnen Maul —
Bist du vielleicht der Schuft, der auf dem Steckengaul
Bei unserm Schloß vor sieben Jahren
Vorbeigeritten kam?"

„Ei! freilich bin ich der!
Ich weiß es noch, als wär's von gestern her;
Besinne mich gar wohl, wie Ihr die Nase rümpftet
Und wie ein Rohrspatz auf mich schimpftet
Und hießt mich Wechselbalg und Kauz und Murmeltier
Und was vors Maul Euch kam. Es kroch mir übern Magen,
Das leugn' ich nicht; und, mit Respekt zu sagen,
Da wünscht' ich Euch, Ihr möchtet stracks von mir
Mit Zwillingen ein wenig schwanger gehen.
Ihr solltet, dacht' ich, Spaß verstehen.
Wie Ihr draus Ernst gemacht und zu den Püppchen hier
Gekommen seid, da mögt Ihr selber sehen!
Ich, wie Ihr wißt, bin rein von ihnen und von Euch.
Genug, ich hatt' es von den Feeen,
Daß damals, was ich wünschte, gleich
Geschehen mußte."

„Wie? das hattest du von Feeen?"

„Nicht anders. Meine Reiterei
Auf einem Bündel Holz bei Euerm Schloß vorbei
Kam bloß daher."

„So hast du diese Gabe
Wohl immer noch?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Wie?
Du hast es nie erforscht?"

„Der Anlaß gab sich nie.
Mag sein, es ist vorbei, mag sein vielleicht, ich habe
Sie noch; mir stieg es nie zu Kopf,
Das Ding erkundigen zu wollen;
An Suppe fehlt' es nie in meiner Mutter Topf
Und nie dem Topf an Holz; was hätt' ich wünschen sollen?"

„Ein Philosoph von feinem Schrot!
Die Dummheit, wie ich seh', macht auch Diogenesse
So gut und besser als die Not,"
Ruft Vastola; „doch in der Presse,

Worin wir sind, da uns ein nasser Tod,
Bei jedem Atemzug in jeder Welle droht,
Wird deine Weisheit wohl nicht länger Anstand nehmen,
Zu sehn, daß Feeen uns jetzt sehr zu statten kämen.
Versuch' es! wünsche dir!" —
„Ich, wünschen, und wofür?
Ich bin ein Alp, ein Schuft, ein dummes Tier,
Ein Philosoph, hab' Eselsohren
Und hinten einen Sterz, nicht wahr?
Zum Wetter auch! die Schmeichelein sind rar!
Wenn Ihr nichts Beßres habt, so laßt mich ungeschoren!
Zum Wünschen, ja, da bin ich gut genug!"

„Ei, ei, Pervonte, bist du klug?
Wer wird den Worten gleich die schlimmste Deutung geben?
Es war nicht so gemeint. Komm, Männchen, sei so gut!
Laß dich erbitten!"
„So? nun, da es Not Euch thut,
Nun könnt Ihr gute Worte geben!
Ich dachte ja, wir würden's noch erleben!
Allein Pervonte hat sein Köpfchen auch, mein Schatz!
Wohlfeiler als um einen derben Schmatz
Wird meiner Mutter Sohn sich nimmermehr ergeben."

Schwer lag die Hand des Schicksals einmal nun
Auf Vastola; die Wahl, was hier zu thun,
Ist hart für eine Deianire.
Allein, wiewohl sich Magen, Herz und Niere
Entgegensträubt — gut, daß der Grobian
Noch so begnügsam ist! eh' sie die Wasserspinnen
Zu füttern sich bequemt, was hätte sie gethan?
Kurz, da dem Tode zu entrinnen
Kein ander Mittel war, hielt sie den Atem an,
Die Augen zu und that, was sie nicht lassen konnte.

„Ah, nur noch einen!" ruft Pervonte;
„Und nun, Madonna, eh' die alte Tonne voll
Mit Wasser ist, sagt, was ich wünschen soll."

„Daß sie sich in die schönste kleine Barke
Verwandle, wohl versehn mit allem, was uns not
Zur Seefahrt ist, und zwanzig tücht'ge starke

Matrosen drin und ein Pilot,
An Bajens Ufer uns zu führen."

Pervonte, wie ihr wißt, ein wenig schwach
Von Kopfe, läßt sich's repetieren
Und spricht den Wunsch von Wort zu Wort ihr nach.
Und wie er's sprach, verwandelt sich die Tonne
Ins schönste Schiff, worauf die liebe Sonne
Geschienen, seit Kleopatra
In einer Glorie von Reiz und Liebeswonne
Der Kydnos dem Anton entgegenschwimmen sah.

Von ihren Sinnen hielt sich Vastola belogen,
Da sie die seidnen Wimpel sah,
Die Zephyrflügeln gleich hoch in die Lüfte flogen;
Die Ruder ganz mit Silber überzogen,
Die Segel Purpur, Gold die Stangen samt der Rah',
Und jede Stang' umwebt mit einem Blumenkranze;
Das Rudervolk geputzt als wie zum Tanze,
Belebten Bildern gleich, die, ohne auszuruhn,
Die Arbeit nach dem Takt in tiefster Stille thun;
Kurz, alles so, wie man's erwarten konnte
Von einem Feeenwerk.
Prinzessin Vastola,
Vor deren Augen hier geschah,
Was ihr ein Märchen deucht, begonnte
Pervonten nun für etwas mehr,
Als was er schien und war, zu halten.
Doch er, er bleibt in seinen vor'gen Falten
Und bildet sich nicht minder und nicht mehr
Auf eine Gabe ein, die ihm so fremde sitzet,
Wie jener Eselin die Redeseligkeit.
Der große Schild, der ihn zu aller Zeit
Vor Fragen und vor Wünschen schützet,
Ist Wolfens goldnes: Ist, was ist!
Das Schiff ist einmal da, und weil es ist, ist gegen
Sein Dasein mit Gebühr kein Zweifel zu erregen.
Es scheint nur, dächt' ein Platonist;
Allein Pervont', der keiner ist,
Hält steif und fest sich, gegen zehn Platonen,
An die Realität der Mundprovisionen,
Womit das Schiff versehen war;

Die Möglichkeit, die kümmert ihn kein Haar;
Genug, wo Futter ist, da ist für ihn gut wohnen.

Indessen nun Pervont', für den nichts existiert,
Als was er schmeckt, das Magazin durchnistert,
Und Vastola, die alles gleich verliert,
Sobald sie's hat, nach neuen Wünschen lüstert,
Schwimmt unvermerkt die Barke fort, doubliert
Ein Vorgebirg' und langt bei gutem Wind und Wetter
Vor Abend noch am schönsten Ufer an.

Es schien im Abendrot ein Sitz der Frühlingsgötter,
Ein Zaubergrund, ein wahres Tinian;
Doch, wie sie's in der Nähe sahn,
Da war's ein einsam Thal, von Hügeln eingeschlossen,
Mit Wäldchen hier und da und Büschen untermischt,
Wo Bäche unter Rosen flossen,
Und ungestört im Gras die Sommergrille zischt.

„Hier," spricht die Dame, „laß uns länden,
Der Ort gefällt mir; doch, um leidlich hier zu sein,
Mein guter Freund, fehlt, wie du siehst, allein,
Die Feeen noch um einen Wunsch zu pfänden."

„Ha! ich versteh' Euch — meiner Treu'!
Der Wunsch ist gut, ich bin dabei!
Daß alle Zweige hier, sobald wir es verlangen,
Voll Brezeln und voll Leberwürste hangen,
Das wäre drollig! Meint Ihr nicht?"

„Still, Dummkopf! Muß ich denn mich ewig deiner schämen?"
Ruft Vastola mit glühendem Gesicht.
„Laß, eh' die Feeen dir die Gabe wieder nehmen,
Die du so schlecht verwaltest, mich
Im Wünschen deinen Platz vertreten;
Begnüge dich, mir nachzubeten:
Das Schiff verwandle — hörst du? sprich
Mir jede Silbe nach! — das Schiff verwandle sich
Flugs in das schönste Schloß, das Augen sehen mögen!
Es sei mit Pracht und Eleganz möbliert,
Die Decken und die Fensterbögen
Mit Stuckatur und Malerei geziert,
Die Wände reich vergoldet und lackiert;

Nichts fehle drin: Gemälde, Marmorköpfe,
Bildsäulen, Basreliefs, kampan'sche Blumentöpfe,
Japanisches Geschirr, kurz, nichts, was sich gebührt,
Wenn unsereines für möbliert
Sich halten soll; und, weil's nur wünschen gilt, so ziehe
Sich rings ums Schloß ein großer Garten her,
Wo alles ewig grün' und blühe
Und dufte wie ein Balsammeer.
Auch wünsch' ich mir im dunkelsten der Büsche
Ein Marmorbad, so schön, daß Venus selbst sich gleich
Drin baden möcht', und einen Schwanenteich
Und einen Schmerlenbach, der sanft durch Blumen zische,
Und einen Hühnerhof, und eine Meierei
Und hübsches Schäfervolk, dies alles zu verwalten,
Und Jungfern, wie aus Ledas Ei
Gekrochen, und Lakain und — kurz, was Hof zu halten
Erfordert wird —"
„He! ist's nicht bald vorbei?
Die Feeen können's ja nicht all' im Kopf behalten!
Ihr wollt auch gar zu viel auf einmal!" —
Aber eh'
Pervonte noch das letzte Wort vollendet,
Hebt ein Palast vor ihm sich luftig in die Höh',
Woran die Feeerei all ihre Kunst verschwendet!
Selbst die Prinzessin steht von seinem Glanz verblendet;
Der zu Salern, den sie zum Muster nahm,
War nur ein Bürgerhaus dagegen.
Pervonte starrt und gafft. „Nun seh' ich," spricht Madam,
„Nichts, was ich wünschen kann, geht über dein Vermögen."

Sie tritt hinein, die Kinder an der Hand,
Und auf der Treppe schon schallt ihr Musik entgegen;
Doch, was bei diesem neuen Segen
Pervonte weit das Schönste fand,
War, daß für viere schon gedeckt die Tafel stand.
Sie setzten sich; er aß, bis ihm das Atemholen
Beschwerlich ward, und schien von all dem Glanz
Und von dem neuen Tag, den hundert Girandolen
Durch zwanzig Zimmer strahlten, ganz
Verblüfft und außer sich. Oft lacht' er überlaut
Vor Freuden, rief: „Die Feeen sollen leben!"
Ließ noch ein Glas sich auf ihr Wohlsein geben

Und that mit seiner künft'gen Braut
Beim Nachtisch schon so heimlich und vertraut,
Daß Vastola, vor seiner plumpen Hände
Zu ausdrucksvoller Zärtlichkeit,
Den Sessel nach und nach bis an des Tisches Ende
Zu rücken nötig fand. Und gleichwohl war es Zeit,
Sich zu gestehn, was alle Sprödigkeit
Und aller Stolz der Welt ihr nicht verbergen konnte.
Des Lustspiels Ausgang war zu klar.
So plump, so ungestalt Pervonte,
So dick sein Kopf, so rot sein struppicht Haar,
So eseltreiberhaft sein ganzes Ansehn war,
Was half es ihr? Die Zwillinge, die Tonne
Entschieden ein für allemal
Ihr Schicksal; kurz: entweder eine Nonne,
Wo nicht, Pervonten zum Gemahl.
Nun freilich, eine Morgengabe,
Wie er zu geben hat, erleichtert sehr die Wahl.
Allein dann wieder ein Gemahl,
Wie er, für Vastola? — Ein Rabe
Am Wagen Cypriens gespannt zu einem Schwan!
Es war zu arg, es ging unmöglich an!

„Pervonte," spricht zuletzt die Dame, „deine Feeen
Sind sehr gefällig; aber doch,
Mein guter Freund, fehlt, deucht mich, etwas noch.
Du hast wohl nie im Spiegel dich gesehen?
Da, schau' hinein und sei so billig, zu gestehen,
Wofern sie dich von Fuß auf um und um
Verwandelten, du könntest nichts verlieren!"

„Verwandeln? mich? verwandeln! und warum?"
— „Um schön zu sein." — „Mein feines Lieb, darum,
Das glaubt mir, möcht' ich Euch nicht einen Finger rühren.
Ich war mir selber immer recht.
Indessen, wenn Euch ein Gefallen
Damit geschieht, meinthalben! Laßt vom Ballen
Zum Schopf mich sein, wie Ihr mich haben mögt."

„Nicht gar zu schön ist oft nur desto besser,"
Denkt Vastola; „sei immer ein Adon,
Nur muskelhaft dabei, wie Milo von Kroton;

Nicht allzu schlank; zwei Daumen höchstens größer
Als ich — kurz, minder zart als derb und ritterlich,
So bist du schön genug für mich."

Daß Vastola nicht laut so offenherzig dachte,
Versteht sich. Ratet nun, was sie für Augen machte,
Da sie, von Wort zu Wort, Pervonten, wie sie sich
Ihn in Gedanken zugeschnitten,
Leibhaftig vor sich sah! so ganz aus einem Guß!
Ein Ideal, worin Antinous
Und Herkules so um den Vorzug stritten,
Daß jeder siegt, und keiner weichen muß.

Ein lauter Schrei entfuhr ihr, von den Feeen
Bei Wünschen, deren sie sich selber kaum bewußt
Zu sein gewagt, sich so ertappt zu sehen.
Sie wurde rot bis an die Brust,
Sah hin und her, unruhig und verlegen,
Und hätte gern ein wenig trotzen mögen.
Allein der Undank schrie zu laut.
Das beste war, in seiner neuen Haut
Den jungen Herrn stillschweigend anzunehmen
Und sich der Mildigkeit der Götter nicht zu schämen.

Wir wollen's nur geradezu gestehn
(Bedungen, daß ihr guter Name
Nicht drunter leiden soll), die liebe junge Dame
Schien in der Dankbarkeit beinah' zu weit zu gehn.
Drei Tage lang (und, wie wir schier besorgen,
Die Nächte auch) vom frühsten Sommermorgen
(Daß Feeerei dabei im Spiele war,
Ist sonnenklar!),
Drei Tage, wie gesagt, vom Morgen
Bis in die Nacht, war alle ihre Zeit
Dem holden Korydon geweiht.
Sie trug ihn, wie ein Kind die neu bescherte Puppe,
In ihrem neuen Eigentum
Von Platz zu Platz wie im Triumph herum;
Wohin man sah, stand die verliebte Gruppe,
Strich Arm in Arm durchs Grüne oder saß
In Lauben oder lag beisammen tief im Gras,
Mit Küssen nur den Fluß der Stunden messend,
Sich selbst genug, sonst alles rein vergessend.

Pervonte, der nunmehr der Prinz Pervonte hieß,
War übrigens so dumm geblieben,
Als wie er war, eh' ihn zum Amadis
Die Feeen umgeschmelzt. Für seine Art zu lieben
Schien in gewissem Sinn
Der Schade klein, beträchtlich der Gewinn.
Hätt' er ihr etwa baß mit Witz die Zeit vertrieben?
Was uns in dieser Meinung stärkt,
Ist, daß acht Tage rein verflossen,
Eh' Vastola den Mangel nur bemerkt.
Doch immer Einerlei wird endlich ausgenossen!
Die Spitze der Begier erstumpft sich im Genuß;
Dies bringt Ersättigung, und dann folgt Ueberdruß;
Kurz, Amors Köcher war verschossen.
Ein Herkules, der ruhen muß,
Gibt wenig Trost; und ein Antinous,
Der nur die Zähne weist, ist, jenen abzulösen,
Nicht das geschickteste der Wesen.

Jetzt endlich merkt die Dame, wo es fehlt.
„Ich dächte," spricht sie einst zu ihrem Cicisbeen,
„Ich dächte, Freund, es wäre Zeit, die Feeen
Um etwas anzugehn, woran dir's stark gebricht." —

„Was wäre das?"
„Verstand! — Ein wenig mehr Gehirne,
Pervonte, sollte, dächt' ich, nicht
So übel gehn zu dieser schönen Stirne!"

„Ein toller Wunsch!" versetzt der Haubenstock;
„Ich glaube gar, verzeih mir meine Sünden!
Ihr haltet mich für einen Sägeblock?
Warum nicht gar Verstand! Was gilt davon das Schock?
Ich hatte stets genug, um meinen Mund zu finden
Und, wie Ihr wißt —"
„Still!" ruft sie, „still!" (und hält
Aus Furcht, was Albernes zu hören,
Die Hand ihm vor den Mund), „Freund, diese Ware fällt
Nicht ins Gewicht; du kannst die Dose zehnfach mehren;
Je mehr du hast, je leichter trägst du dran."

„Nun gut, mein Schatz, ich lasse mich belehren.
Was soll ich wünschen? Gebt mir's an."

„Nichts als Verstand, Verstand, um zu verstehen!
Dies einz'ge Wort sagt alles."
„Nun wohlan,
So gebt mir denn Verstand, ihr Feeen,
Und zwar vom guten; denn es heißt,
Es sei nicht alles Gold, was gleißt."

Ihr seht, beim ersten Wort erhörten ihn die Feeen,
Und mehr vielleicht, als Vastola
Am Ende selber gerne sah.

„Prinzessin," spricht Pervont', „wir haben
Der Wünsche nun genug. Der Feeen Gütigkeit
Ist groß; doch immer neue Gaben
Erpressen, wäre Geiz und Unbescheidenheit.
Nichts ist nunmehr uns not als die Begnügsamkeit;
Allein mit dieser muß der Mensch sich selbst begaben.
Laß durch Genuß uns nun verdienen, was wir haben!
Uns lieben, Vastola, und alles um uns her
Mit unserm Glück erfreuen und beleben,
Sei unser Los! Was könnten wir noch mehr
Uns wünschen, oder was die Feeen mehr uns geben?"

Dritter Teil.

Fürs erste Probestück bewährte, dächten wir,
Pervont' die neue Feeengabe
Nicht übel durch dies Wort. Auch ihr,
Der schönen Vastola, bedünkt es selbst, sie habe
Nun nichts zu wünschen mehr, als was Horaz sich dort
Genügsam von Merkur erbittet.
An diesem zauberischen Ort
Mit jeder Gunst des Glückes überschüttet,
An einen schönen Mann von Amorn angekittet,
Der fast bis zur Abgötterei
Sie liebt und nun auch klug ist und gesittet
Und von Gefühl so zart, als hätten statt mit Brei
Mit lauter Rosen ihn die Grazien aufgefüttert;
Von allem, was bei Hof das Leben uns verbittert,

Von Zwang und Langeweile frei;
Kurz, glücklich, wie man es auf Erden
Gewöhnlich nur im Traume pflegt zu werden,
Was könnte Vastola, wie weit ihr Herz auch sei,
Noch wünschen, daß ein Gott zu ihrem Glücke lege,
Als daß es ewig dauern möge?

Vier Wochen lang, bei Tage wie bei Nacht
(Wir müssen es zu ihrem Ruhm gestehen),
Vier ganzer Wochen lang wird an die guten Feeen
Nicht mehr als an den Mann im Mond gedacht:
So sinnreich weiß Pervonte das Vergnügen,
Das jeder neue Tag ihr macht,
Der Phantasie der Schönen anzuschmiegen,
So leise jeden Wunsch gleich wieder einzuwiegen,
Bevor er recht in ihrer Brust erwacht.

Allein — wie könnten wir's verhehlen? —
Am ersten Tag der fünften Woche schon
Begann, ich weiß nicht welch ein matter Farbenton
Dem Glück der Liebe was von seinem Glanz zu stehlen.
Zwar machte die Natur auch diesmal keinen Sprung,
Und, wie vom Mittagslicht zum Schein der Dämmerung,
Schlich sie bei Vastola durch unmerkbare Grade
Vom Vollgenuß zur Sättigung.
Kurz, es entdeckte sich, daß eine eigne Gnade
Dazu gehört, um fern von Hof und Stadt
In einem Dörfchen sich bei Laune zu erhalten.
Wie viel Verdienste auch der Prinz Pervonte hat,
Wie weislich (nach der Warnung unsrer Alten)
Er mit der süßen Schwärmerei
Der Hochgefühle hauszuhalten
Versteht, wie mancherlei Gestalten
Er auch dem ew'gen Einerlei
Zu geben weiß — ein Glück, das schon so lange neu
Zu scheinen aufgehört, wie sollt' es nicht ermatten?
Wie könnte sie mit einem Gatten,
Wär's auch im Paradies, allein,
Beständig ihm und sich genugsam sein?
Gewohnt, sich stets von mehr als hundert
Verehrern, deren Zahl tagtäglich sich erneut,
Gefolgt, geschmeichelt und bewundert
Zu sehn, wie käme nicht in dieser Einsamkeit,

Wo von den ewigen einschläfernden Gefühlen
Ununterbrochner Zärtlichkeit
Nichts Neues, Fremdes sie zerstreut,
Die Lust sie wieder an, der Jugend Rosenzeit
Ein wenig muntrer zu verspielen?

„Das Schäferleben hier verdient den Namen kaum,“
Spricht sie bei sich, „es gleicht dem Schattenleben
Elysiums und ist, um ihm sein Recht zu geben,
Sehr wenig besser als ein Traum.
Der schönste Hirt, der unterm schönsten Baum
Mir ewig gegenüber sitzet
Und seine Zärtlichkeit mir in die Augen blitzet,
Sagt mir zuletzt kein Sterbenswörtchen mehr,
Als wenn's ein Bild von Alabaster wäre.
Wo nimmt es wohl Pervonte her,
Daß unsereine sich von Zartgefühlen nähre?
Er, der so klug sich denkt, er will
(Ich muß des närr'schen Einfalls lachen)
Zu einer Hirtin in Arkadien mich machen?
Doch länger halt' ich ihm nicht still!
Ich bin des Schattenreichs der Linden und der Buchen,
Des Wiesendufts, des Schlafs am rieselnden Kristall,
Des Mondscheins und der Nachtigall
Von Herzen satt. Man muß, zumal in meinem Fall,
Ja wohl von allem was versuchen,
Wenn sich der Anlaß gibt, und Beßres uns gebricht;
Es war ein hübscher Traum, Pervont', ich leugn' es nicht,
Man träumt nicht stets so angenehme Sachen;
Nur sei es mir erlaubt, auch wieder aufzuwachen!“

Ihr seht, der Monolog verspricht
Pervontens Glücke wenig Dauer.
Seit sein Palast ihr nur ein Vogelbauer,
Und sein Arkadien ein Bauergütchen deucht,
Hat seine Seligkeit den Mittagspunkt erreicht
Und wird nun schnellen Schritts zum Untergang sich neigen.
Schon fängt sie an, bei einem Hirtenfest,
Wo sein Geschmack mit Glanz sich sehen läßt,
Ein schläfriges Gesicht zu zeigen,
Das mitten im erzwungnen Lächeln gähnt
Und nach des Festes Schluß sich unverhohlen sehnt.
Der arme Mann beklagt sich selber

Und sie noch mehr; doch schickt er sich darein
Und wird darum nicht magerer, noch gelber.
„Ein schönes Weib kann auch nicht stets ergötzbar sein;
Ein andermal vielleicht wird's besser mir gelingen."
So tröstet er sich selbst; allein
Die Zeit will dieses Mal ihm keine Rosen bringen.
Die Launen nehmen überhand
Und täuschen seinen besten Willen.
Oft werden aus den Launen Grillen,
Die er, auch wenn er sie verstand,
Zu schwichtigen nicht immer ratsam fand.
Um Vastolas Gelüste zu vergnügen,
Müßt' einer, denkt er, Tag und Nacht
Den Feeen in den Ohren liegen,
Und wen sein Herz nicht glücklich macht,
Den kann man nicht ins Glück hinein betrügen.

Von diesem Augenblick beschließt
Pervonte, der nicht gern ins Faß der Danaiden
Vergebens volle Eimer gießt,
Mit dieser Frone sich nicht länger zu ermüden.
„Ich," denkt er, „war mit meinem Los zufrieden;
Des reinsten Glückes Quelle fließt
Für sie und mich: will sie sich glücklich machen lassen,
Wohl ihr! — wo nicht, so seh' sie selber zu!
Ich kann mit diesem Amt nicht länger mich befassen;
Ich sorge nun für meine eigne Ruh'."

In diesem Selbstgespräch war etwas üble Laune.
Man weiß, sie malt die Dinge gern ins Braune.
Im Grunde war Pervont' ein guter Mann,
Das heißt, so eine fromme, zahme,
Weichherz'ge Kreatur, aus welcher eine Dame,
Wie Vastola, was ihr bequem ist, machen kann.
Kaum merkt sie also, daß der Wärmemesser
Von seiner Liebe bis auf Lau
Zu fallen droht, so stimmt die schlaue Frau
Die Saiten um. — „Pervont', du siehst heut blässer,"
Spricht sie mit einem Blick der wärmsten Zärtlichkeit,
„Es ist, als ob ich weiß nicht was dir fehle;
Dein Auge wölket sich, du scheinst zerstreut
Und anderswo, du suchst die Einsamkeit;
Am Ende, Freund, ist's nichts als Atonie der Seele,

Die leicht zu heben ist. Du kommst seit ein'ger Zeit
Kaum aus dem Hause; Luftveränderung, mein Lieber,
Vertreibt vielleicht dies kleine Nervenfieber.
Ich statt' in unserm Dorf ein hübsches Bräutchen aus,
Der Bräut'gam ist ein feiner Junggeselle,
Ich selbst vertrete Mutterstelle
Und sorge für den Hochzeitschmaus:
Darf ich zu diesem Fest dich bitten?"

Der Blick, der Ton, womit die Zauberin
Dies sagt, erheitert stracks Pervontens düstern Sinn.
Wer liebt wohl mehr als er den Sitz der milden Sitten
Der goldnen Zeit, die frohen Schäferhütten,
Für ihn das Schätzbarste von allem seinem Gut!
Und daß ihm Vastola aus eignem freien Triebe
Den Antrag thut, so freundlich an der Liebe
Des jungen Brautpaars Anteil nimmt,
Sich selbst mit ihrem Glück beschäftigt
Und sich dabei das Mutteramt bestimmt:
Wie mächtig wird dadurch der süße Wahn bekräftigt,
Daß trotz der Eitelkeit, die sich zuweilen regt,
Ein gutes Herz in ihrem Busen schlägt!
Wie schnell entwölken sich die finstern Augenbrauen!
Wie dankt sein Blick, sein Mund ihr diese reine Lust!
Wie innig presset sich sein Herz an ihre Brust!

Mit stillem Jubel sieht die listigste der Frauen
Den leichten Sieg, den über Manneskraft
Und Mannesklugheit ihr die Weiberlist verschafft.
Das Hirtenfest geht nun nach Herzenslust von statten.
Pervonte, den das Glück der neuen Gatten
Kaum minder als sie selber glücklich macht,
Fei'rt seine eigne Hochzeitnacht
Und hängt mit wonnevollem Blicke
An Vastola. Die Schlaue hascht im Flug
Den günstigsten der Augenblicke
Und spricht zu ihm: „Mein Schatz, wir haben lang genug
Den Feeen nichts mehr vorgetragen;
Sie können sich, zumal da sie so willig sind,
Nicht über unsere Bescheidenheit beklagen.
Nun aber hab' ich was, mein Kind;
Und wär' es auch nur eine von den Grillen,
Die einer jungen Frau das leichte Hirnchen drillen,

So weiß ich doch, du bist ein zu getreuer Hirt,
Um ein Verlangen nicht zu stillen,
Das nur ein Wort dich kosten wird."

„Sag' an, Geliebte," spricht Pervonte,
So kirr in diesem Nu, als Juno einst den Herrn
Der Welt auf Ida machen konnte,
„Dein Wink ist mein Gesetz. Wofern,
Was du begehrst, die Macht der guten Feeen
Nicht übersteigt, so nimm es für geschehen!"

„Mich plagt," erwidert sie, „die Sehnsucht, mein Salern,
Woraus ich schon so lang verstoßen bin, zu sehen.
Heut ist des Königs Fest; er gibt ein prächtig Mahl,
Und dann ist Tanz im großen Rittersaal.
Nun, Männchen, thu mir den Gefallen
Und wünsche dich mit mir zur Stunde nach Salern,
So prächtig ausgeschmückt, daß allen
Den steifen Damen und den unverschämten Herrn,
Die uns ins Weiße sehen wollen,
Die Augen übergehen sollen;
Und wenn wir uns an ihrem Vorwitz satt
Erlustigt, und, uns auszufinden,
Der König selbst, was nur am Hofe Atem hat,
Uns auf den Hals schickt, plötzlich schwinden
Wir wieder weg und sind in heiler Haut
Schon wieder hier, noch eh' der Morgen graut."

Pervonte, der sich noch vor kurzem schlecht erbaut
Durch diesen Wunsch gefunden hätte,
In diesem Augenblick vergnügt und liebetraut
Mit Vastola auf einem Ruhebette —
Wie könnt' er jetzt den rein gestimmten Ton
Des Einklangs ihrer Herzen stören
Und einem solchen Weib die kleine Freude wehren?

Kaum ist der rasche Wunsch aus seinem Mund entflohn,
So deucht ihn auch, die Hörner schon
Im Schlosse zu Salern zu hören.
Sie sehen einen Saal, mit allen Zubehören
Zu einem Königsfest, sich selber mitten drin,
Er einem Sultan gleich, sie einer Kaiserin
Von Hindostan, mit blitzenden Karfunkeln

So dicht besät, daß sie der Kerzen Schein verdunkeln.
Das Hofgesind sperrt Mund und Augen auf,
Drängt sich hinzu, drückt wieder auf die Seite,
Fragt flüsternd, was die Vision bedeute,
Begreift es nicht, und niemand fällt darauf,
Den Lümmel, dem noch jetzt die treuen Bürger fluchen,
In diesem Großsultan, und Fräulein Vastola,
Die man in einem Faß im Meere schaukeln sah,
In dieser Kaiserin zu suchen,
Der, wo sie geht, gleich alles schüchtern weicht,
Und die, im leichten Tanz von ihm daher geführet,
An Wuchs und Majestät mehr einer Göttin gleicht
Als einem Erdenkind.
Der Hof indes verlieret
Vor Ungeduld, zu wissen, wer sie sind,
Und welche Windesbraut sie nach Salern geführet,
Beinahe den Verstand. Die Sache wird zuletzt
Ein Staatsgeschäft, nachdem aus gnädigstem Befehle
Der Seneschall, so fein als eine dicke Seele,
Wie er, nur immer kann, dem Sultan zugesetzt
Und nichts von ihm als Wendungen und Schrauben
Zurück erhielt. Der Fürst verliert nun ganz
Die königliche Kontenanz.
„Ihr Schranzen,“ fängt er an, den Alten anzuschnauben,
„Ihn selbst, mit Gunst, Herr Oberschranz,
Mit eingeschlossen, habt nicht mehr Verstand als Kälber;
Ich sehe wohl, am Ende muß ich selber
Das Beste thun.“ Und nun, nachdem er einen Tanz
Mit Vastola gethan und alle seine Künste
Und Grazien, zu Majestät geprägt,
In einer zierlichen Chaconne ausgelegt,
Entbietet er der Göttin seine Dienste
Mit so galantem Schwung und macht es ihr so schwer,
Mit guter Art sich von ihm loszuwinden,
Daß sie genötigt ist, ihn auf die Frage: Wer?
Mit einer Antwort zu verbinden.
„Wie?“ spricht sie, „kennen Sie von zwanzig Wochen her
Die arme Vastola nicht mehr?“

Der König prallt zurück, und augenblicks verschwinden
Die Fremden aus dem Saal. So grimmig als ein Bär
Tobt Seine Majestät im ganzen Schloß umher

Und droht, sein Hofgesind mit eigner Hand zu schinden,
Entdeckt man nicht die Spuren ihrer Flucht,
Bevor die letzten Sterne schwinden.
Allein umsonst wird Schloß und Stadt durchsucht;
Sie sind Gespenstern gleich verschwunden,
Und nirgendswo wird ihre Spur gefunden.

Prinzessin Vastola hingegen fand den Spaß
Zu lustig, es dabei verbleiben
Zu lassen. Sollte sie die Zeit sich nicht vertreiben,
Da sie nur wollen darf? Und alles also, was
Pervont' damit gewann, die erste ihrer Grillen
Zu füttern, war, daß nun das vorbesagte Faß
Der Danaiden voll zu füllen
Noch eher möglich schien als seiner Dame Willen.
Was sie begehrt, ist immer — nur ein Spaß;
Ihm ist's so leicht, ihr diesen Spaß zu machen,
Ihm, der nur wünschen darf. Vernunft wird ohne Frucht
An einem Köpfchen, wie das ihre war, versucht:
Sobald er ernsthaft spricht, erwidert sie mit Lachen;
Und gute Laune, Fröhlichkeit,
Mutwille selbst (dies hat sie ausgefunden)
Macht ihre Stärke aus; sein Ernst wird jederzeit
Mit diesen Waffen überwunden,
Denn immer lohnt Gefälligkeit
Ihr jede kleine Lust, die er durch sie empfunden.
Ein Kranz, von ihrer Hand gebunden,
Mit Freundlichkeit gereicht, ein Blümchen, eine Frucht,
Von ihrem schönen Aug' in goldnen Morgenstunden
Für ihn im Garten ausgesucht
Und noch versüßt durch einen dieser Küsse,
Die sie allein nur küssen kann,
Was braucht es mehr, damit der gute Mann
Zu allem, was sie wünschen kann,
Sich dankbarlich verbunden halten müsse?

Der erste Wunsch, den wenig Tage drauf
Die schöne Vastola vom Stapel
Der Wünsche laufen ließ, flog in geradem Lauf
Zur stolzen Königsstadt Neapel.
Hier läßt sie sich als Erbin von Salern
Mit ihrem schönen Mann in solchem Glanze sehen,
Daß selbst die Königin nicht gern,

Wo sie ist, sichtbar wird. Der Wert von ganz Salern
Schien im Juwelenbusch auf ihrem Hut zu wehen,
Und jeder Knopf an ihrem Kleide war
Der bare Preis von einem kleinen Lehen.
Auch mußte sich Pervont', wiewohl sich jedes Haar
An ihm dagegen sträubt, zu gleicher Pracht verstehen.
Mit Gold bedeckt umrauscht sie, wo sie gehen,
Das Wimmeln einer Heeresschar
Von großen, zierlichen und schmucken
Leibdienern aller Art, von Läufern und Heiducken.
Der prächtigste Palast, das schönste Gartenhaus
Zu Pausilipp war nicht für sie zu teuer;
An jedem Galatag, bei jeder Kirchenfeier
Sticht Vastola die andern Fürsten aus,
Ist ihr Gefolg das schimmerndste von allen,
Macht ihrer Wagen Glanz die Pracht der andren fallen,
Ist ihr Geschirr das reichste, und ihr Zug
Der schönste, aber gleichwohl beides
Für ihre Eitelkeit nie ungemein genug.

Ob alles dies den Zahn des Neides
Auf Vastola gewetzt, kann keine Frage sein;
Auch wendete Pervont' gar viel dagegen ein;
Sie stritten öfters sich, selbst hinter den Gardinen,
Wiewohl sich leicht erraten läßt,
Daß Fehden dieser Art, wie hitzig sie auch schienen,
Der Dame Regiment nur zu befesten dienen.

Indessen nahte sich ein weltberühmtes Fest,
Der Hochzeittag des Dogen von Venedig,
Der sich das Meer von Adria vermählt.
Natürlich wird sie hier noch eines Wunsches ledig.
„Es wird so viel von diesem Fest erzählt;
Es nicht zu sehn, mein Schatz, in meinem ganzen Leben,
So lieb du mir auch bist, könnt' ich dir's nicht vergeben."

Was soll Pervonte thun? Um eine Kleinigkeit
Wie diese mit dem holden Weibe brechen?
Es geht nicht an! — „Befiehl, es ist die höchste Zeit,
Der Barke, in die See zu stechen,
Die uns vor einem Jahr an Bajens Strand gebracht!
Sie segelt leicht und schnell und bringt noch diese Nacht
Dem Markusplatz uns gegenüber."

Pervont', wiewohl er zehnmal lieber
In sein Arkadien, wo ihm so wohl ist, sich
Mit ihr (zusamt dem prallen Schwanenbette,
Worauf er eben lag) zurückgewünschet hätte,
Fügt sich mit guter Art und wird auch dankbarlich,
Nach ihrem Brauch, dafür mit einem Kuß beseligt.

Die Barke wird sogleich befehligt.
Sie steigen ein, sie langen an.
Das Fest beginnt. Schon füllt mit aufgeschmückten Nachen
Sich der Kanal, schon drängt sich Kahn an Kahn:
Da schwimmt, begrüßt aus hundert Feuerrachen,
In träger Majestät der Bucentaur heran;
Die Reihen trennen sich, dem Stolzen Raum zu machen,
Und fei'rlich-lustig wird die launenvolle Braut,
Die unbezähmbarste der Widerbellerinnen,
Dem alten Herrn im Horne angetraut.
Vor Wonne kommt der Pöbel fast von Sinnen,
Wiewohl man ihn bei diesem Hochzeitfest
(Wie überall) die Geiger zahlen läßt.

Prinzessin Vastola ergötzte sich nicht wenig
An diesem prächt'gen Possenspiel;
Doch was dabei am besten ihr gefiel,
War, daß ihr Feeenschiff an Form und Pracht der König
Der Gondeln, deren wimmelndes Gewühl
Das Meer verdeckt, und sie allein die Schöne
Des Festes schien; so unverwandt
Und gierig hielten stets Venetiens blonde Söhne
Die Augen nur auf sie gespannt.
Frau Vastola, Dank sei den unerschöpfbarn Feeen!
Wird bald genug auch hier von jedermann gekannt.
Venedig hatte, seit Sankt Markus' Türme stehen,
Noch keine fremde Frau wie Vastola gesehen;
Noch keine, die so prächt'ge Assembleeen
Und Bälle gab, das Gold für bloßen Kies
Zu achten schien, den hungrigen Harpyen
Von Brokantierern so freigebig sich erwies
Und mittelmäßige Kopieen
So teuer sich für echt verkaufen ließ.
„Die Dame muß den Stein der Weisen haben,"
So dachte man, und gieriger als Raben

Fällt alles zu und frißt so lang sich satt,
Als die Verschwenderin noch was zu geben hat.

Pervonten wird zuletzt dies Leben unerträglich.
Oft denkt er, wie Horaz: „O, wer bei magerm Kohl
In seiner Hütte säß' und fühlte sich behäglich!"
Frau Vastola bemerkt es nur zu wohl,
Daß ein Gewitter sich um seine Stirne ziehet,
Und eh' die Wolke platzt und Blitze sprühet,
Wär's, deucht ihr, klüger, ihm den Antrag selbst zu thun.
„Pervonte," spricht sie einst und schlingt die runden Arme
Um seinen Nacken, „auszuruhn
Von diesem langen Fastnachtsschwarme,
Ist's hohe Zeit; ich fühl's so sehr als du!
Komm, eilen wir der Freistatt wieder zu,
Wo wir, geheilt von diesem ew'gen Streben
Der Phantasie, uns selbst und unsrer Liebe leben."

Wo ist in diesem Augenblick
Ein Mann so froh wie er? Was gleichet seinem Glück?
Er glaubt das holde Weib von allem eiteln Wesen
Auf immer aus dem Grund genesen.
Wie segnet er den löblichen Entschluß!
Wie dankbar drückt er sie an seinen Busen!
„Komm, mein Pervont'," spricht sie mit einem Kuß;
„Die reine Landluft sei für uns, was Lethens Fluß
Den frommen Schatten! Dort, im Schoße stiller Musen,
Am Mutterbusen der Natur
Und an dem deinen, mein Pervonte, soll in süßen,
Schuldlosen Freuden nun mein Leben, wie ein Bach
Durch stille Rosenbüsche, fließen!"

Die Freude preßt ein wollustvolles Ach
Ihm aus der Brust, von ihrem schönen Munde
Zu hören, was er hört; und zu derselben Stunde
Trägt sie das Zauberschiff zurück nach ihrem Gut.

Sechs Tage machte nun der glückliche Pervonte
In seiner Vastola Gesellschaft gutes Blut;
Sechs Tage lang bleibt sie bei frohem Mut,
Sich selber gleich, empfindsam, sanft und gut;
Allein das war auch alles, was sie konnte!
Am siebenten fällt ihr auf einmal ein,

Sie habe — Gäste eingeladen.
„Man kann doch,“ spricht sie, „auch nicht stets in einem Hain
Zu lauter Nymphen, Oreaden
Und Schäfern eingeschlossen sein!
Auch siehst du leicht, da mir so viele Ehre
Zu Napel und Venedig widerfuhr,
Daß es von mir nicht schön gewesen wäre,
Zu thun, als lebten wir auf unserm Gute nur
Für uns allein. Es mußte dich beschämen,
Wie mich, mein Schatz, hätt' ich dem leisesten Verdacht,
Als wären wir zu karg, um Gäste aufzunehmen,
Bei unsern Freunden Raum gemacht.
Ich hab' indes mit gutem Vorbedacht
Nur bloß die Wichtigsten gebeten,
Den Kern der schönen Welt an Alter, Geist und Rang.“

Pervonte hört dies alles sehr betreten
Mit Achselzucken an, sein Kinn wird ellenlang,
Die Lippe bebt, schon fängt der Kamm sich an zu röten;
Allein ein liebevoller Blick
Aus diesen Augen, die noch niemals fehl gebeten,
Bringt plötzlich zur Besinnung ihn zurück;
Ein Blick, so arglos, sanft und unbefangen,
Als wäre, was sie angestellt,
Das tadelloseste Benehmen von der Welt.
Was ist mit einem Weib wie dieses anzufangen?

„Mein Kind,“ versetzt der arme Herr Gemahl,
„Wenn du mich kennst, so weißt du, das Getümmel
Der großen Welt ist niemals meine Wahl;
Mit dir allein in diesem schönen Thal
Bin ich, sofern ich dich zufrieden seh', im Himmel.
Du denkst in diesem Stücke nicht
Wie dein Pervont'; du findest mehr Behagen
An höfischem Geräusch, und ihm ist's immer Pflicht,
Dir keinen Wunsch, den du gerecht nennst, abzuschlagen.“

Der Dame scheint dies Wort ein Stich;
Sie fühlt es wenigstens, und also glaubt sie, sich
Mit Ernst verteidigen zu müssen.
Ihr halb erwachendes Gewissen
Will eingeschläfert sein; kurz, Vastola beweist,
Sie habe recht, mit so viel Witz und Geist,

Daß, sich mit ihr herumzufechten,
Pervonten wenig edel deucht,
Und sie mit ihrem Haberechten,
Zu künft'gem Präjudiz in ähnlichen Gefechten,
Was sie gesucht, im Wege Rechts erreicht.
Im Hauptwerk übrigens (ein Punkt, worauf vielleicht
Pervonte Rücksicht nahm) war nichts dadurch verloren.
Denn kurz und gut, bevor die schönen Horen
Dem Sonnenwagen zwier die Pforten aufgethan,
Langt eine Ladung schon von feinen Herrn und Damen,
Die von Neapel her mit gutem Winde kamen,
In Vastolas prachtvollem Vorhof an.

Das Leben, das nunmehr erfolgte, zu beschreiben,
Das würde mir und euch die Zeit gar schlecht vertreiben.
Genug, die Damen und die Herrn
Sind (wie uns Vastola sie angerühmt) der Kern
Der schönen Welt in Parthenopel
Und hatten, Paar und Paar an Amors seidner Koppel,
Sich in geheim hieher bestellt,
Im Vollgenuß von allen guten Dingen
Bei Vastola den Sommer zuzubringen.

Natürlich hatten sie nicht dazu sich bestellt,
Um ihre edle Zeit sich thöricht zu betrügen.
Das Land war hier nur als Verzierung da,
Und auch nicht eine dieser Schönen
Schien nach der Grabschrift sich zu sehnen:
„Auch ich lebt' in Arkadia!"
Man will in diesen stillen Gründen
Die Stadt (die man aus langer Weile zwar
Verlassen hat) vollständig wiederfinden.
Beim Auszug wähnte wohl die ganze hohe Schar,
Die in der Stadt nicht länger zu gedeihen
Vermocht', unsäglich auf die Landluft sich zu freuen,
Die ihnen was ganz Neues war.
Die reine frische Luft, der Duft der Blütenhaine,
Der Wiesen Schmelz, der Wälder grüne Nacht,
Der Nachtigallen Sang im stillen Mondenscheine,
Kurz, alles das, wonach Guarini lüstern macht
(Der diese Dinge uns so zauberisch ins Feine
Zu malen weiß), im lieblichsten Vereine,

Wer glaubte nicht ins Feeenland
Zu ziehn? — Allein das alles fand
Sich in der Wirklichkeit ganz anders. Denn bei Tage
War Sonnenglanz der blöden Augen Plage,
Auch kränkt der Blumen Duft die ekeln Nasen sehr;
Daß Morgentau an zarten Wangen nage,
Ist ausgemacht; der Brust ist Abendluft zu schwer,
Und, dem Triumph der Sonn' im Aufgang zuzusehen,
Wär's not, nach durchgewachter Nacht
Sechs Stunden früher aufzustehen,
Als man vom ersten Schlaf erwacht.

Man fliegt demnach in Tag und Nacht
Die Freuden alle durch, auf die man sich gefreuet,
Und nun, wie billig, wird nicht weiter dran gedacht.
Das vor'ge Leben wird an ihrer Statt erneuet.
Hier träte nun der Fall der alten Seelenpein,
Der Langweil', augenscheinlich ein;
Allein dafür weiß Vastola zu sorgen.
Den armen Feeen wird vom Morgen
Zur Mitternacht, von Mitternacht zum Morgen
Nicht eine Stunde Ruh' vergönnt.
Die Stadt hat nichts, was man Vergnügen nennt,
Das nicht bei Vastola sich besser wiederfände;
Theater und Konzert, Ballett und Opera,
Was Aug' und Ohr von einem Ende
Der Welt zum andern je Kurzweilig's hört' und sah,
Mit einem Wunsch ist alles da!
Und bis zur Sättigung der Gäste
Folgt Spiel auf Spiele, Fest auf Feste.
Auch hielten sie den ew'gen Sinnenschmaus,
Der Feeenkunst zu Trotz, nicht in die Länge aus,
Thät' Amor nicht dabei das Beste.

Pervont', an dem von seinem ersten Stand
Noch manche Ueberbleibsel kleben,
Und welcher, als er um Verstand
Zu bitten sich gemüßigt fand,
Die Feeen bat, vom besten ihm zu geben,
Pervonte, der Natur getreu,
Fand diese Art, sich selbst zu überfüllen
Und in dem buntsten Einerlei
Von Sinnenrausch den Geist herumzudrillen,

So lästig, daß er sich dem alten Sisyphus
Den Felsen, den er schon so lange wälzen muß,
Für diese ganze Zeit viel lieber abzunehmen
Entschlossen hätte, als zum tödlichen Verdruß
Der Rolle, die sein Weib um einen schalen Kuß
Ihn spielen macht, sich länger zu bequemen.
Er zieht allmählich sich mit guter Art zurück,
Gewiß, man werde sich nicht mächtig nach ihm sehnen.
Sein platter Ernst, sein finstrer Blick,
Der Zwang, den Herrn und Fraun nicht ins Gesicht zu gähnen,
Kurz, alles, was ihn lächerlich
In ihren Augen macht und ihrer Lust gefährlich,
Macht seine Gegenwart für alle sehr entbehrlich,
Noch eh' der zwölfte Tag verstrich;
Zumal nachdem, getäuscht von seinem Aeußerlichen,
Zwei Damen oder drei (sich schwesterlich in ihn
Zu teilen, in geheim verglichen)
Den Gimpel in ihr Garn zu ziehn
Vergebens Mühe sich gegeben —
Ein Unfall, der in ihrem Leben
Zum erstenmal sie traf, und den ein hübscher Mann
Durch schnelle Flucht allein vergüten kann.

Selbst seine Vastola scheint ihn mit höflich kalten
Formalitäten mehr zu scheuchen als zu halten;
Im Grunde hielt sie ihn aus bloßer Weiberlist.
Denn leider können wir euch länger nicht verhalten,
Daß es ganz richtig nicht mit ihrem Herzen ist.
Daß Sympathie sie mit Pervonten nicht verbunden,
Habt ihr schon ohne uns vermutlich ausgefunden;
Daß sie dem wundervollen Mann,
In welchen durch der Feeen Gunst Pervonte
Verwandelt ward, sich nicht versagen konnte,
Begreift sich; doch, daß dann und wann
Der gute Hausverstand, womit besagte Feeen
Auf sein Begehren ihn versehen,
Ihr lästig fiel, ist auch nicht zweifelhaft.
Zwar liebt' er sie mit einer Leidenschaft,
Die ziemlich nah' an Schwäche grenzte;
Und gleichwohl hieß er ihr nicht selten grillenhaft;
Auch war es nicht der Witz, wodurch Pervonte glänzte.
Was Wunder denn, wenn ihre Neigung sich

In Jahr und Tag ein wenig abgemattet
Befand, und ein Adon in ihre Gunst sich schlich,
Dem ihr Gemahl an jedem Vorzug wich,
Worin sich Witz und feiner Weltsinn gattet;
Ein junger Mann, der die Verführungskunst
Seit manchem Frühling schon zu seinem einz'gen Fache
Gemacht, die Liebe nicht als eine Herzenssache,
Sie bloß als Spiel der Phantasie,
Als Sache des Geschmacks und einverstandner Sinne
Behandelt und — zwar immer spät und früh
Darauf bedacht, wie er ihr Herz gewinne —
Stets ohne Anspruch scheint, sich nie
Zur Unzeit aufdringt, nie im Stil der hohen Minne
Von seiner Liebe spricht, kurz, sie wie eine Spinne
So fein umwebt und an sich zieht,
Daß sie, indem sie nur zu scherzen
Vermeint, sich unvermerkt mit überraschtem Herzen
In — seinem Arm gefangen sieht.

War's ihre Schuld, daß unter den Adonen,
Die ihr Neapel zugesandt,
Zum Unglück sich ein solcher Mann befand?
Und daß sie schon acht Tag' in Freiheit auf dem Land
Stets unter einem Dache wohnen?
Daß täglich sich ein neuer Zug entdeckt,
Der die Befreundung ihrer Seelen
Bestätigt; jeden Tag ein Reiz, der noch versteckt
Geblieben war, sich zeigt, daß niemand im Erzählen
Ihn übertrifft, daß niemand feiner lacht
Als Signor Claudio, noch schöner tanzt und singet,
Gewandter reitet, höher springet,
Die Zither besser spielt und schneller Verse macht?
Wo lebte wohl vom Arno bis zur Brente
Die Vastola, die solchem Uebermaß
Gefälliger und reizender Talente
Acht Tage widerstehen könnte?
Die unsrige, die selbst nicht wenige besaß,
Fand desto leichter durch die seinen sich gewonnen.

Von allem diesem wurde zwar
Vor lauter Ehrlichkeit Pervonte nichts gewahr,
Doch sind die Vastolen zuweilen unbesonnen;
Und wirklich ist es hohe Zeit,

Daß eine Reis' in dringenden Geschäften
Von seinen Augen sie befreit,
Seitdem, so oft sie sich lang auf die ihren heften,
Sie Zeugen ihrer Schuld darin zu sehn sich scheut.

Pervont' ist nun entfernt und hat den Scherzen, Freuden
Und Liebesgöttern Platz gemacht,
In voller Freiheit sich zu letzen und zu weiden.
Auf jeden schönen Tag folgt eine schöne Nacht,
Vergnügen wechselt mit Vergnügen,
Genuß wird von Genuß gepreßt,
Und Amor, der hier niemand seufzen läßt,
Belustigt sich mit leichten Siegen.

Er ruft auch unsern Mann zu Vastola zurück.
Allein ihr kalter Gruß schlägt gleich beim ersten Blick
Ihm alle Lebensgeister nieder.
Er sieht in ihm den Urlaub, schnurstracks wieder
Zu gehen, sieht, indem er um sich schaut,
Sein Mißgeschick an jeder Stirn geschrieben,
Und das Gefühl, das ihn von Hause weggetrieben,
Treibt ihn beinah' aus seiner Haut.

Man hatte seiner sich so bald noch nicht versehen,
Sein Anblick stört der Gäste frohen Mut;
Indes, da er zum Schatz der guten Feeen
Den Schlüssel hat, so ist er doch zu etwas gut.
Es gänzlich mit ihm zu verderben,
Wär' unklug. Vastola läßt also sich herab,
Beim ersten Anlaß, der sich gab,
Durch einen süßen Kuß um seine Gunst zu werben,
Durch einen Kuß, den für die halbe Welt,
Gäb' ihn das Herz, er nicht zu teuer hält.

„Mein Schatz," spricht sie zu ihm, „ich bin, wie du, der Feste
Von Herzen satt; der Landluft nur allein
Werd' ich, wie du, nie überdrüssig sein.
Es ladet einer unsrer Gäste
Uns nach Sorrent zum Traubenlesen ein;
Meinst du nicht auch, es wär' an uns nicht fein,
Ihm diese Freude zu versagen?
Ich mache dann in den Novembertagen
Von da wohl einen kleinen Flug

Nach Rom, vielleicht auch nach Venedig
Aufs Karneval. — Nur ist nicht Gold genug
In meinem kleinen Schatz zu einem solchen Zug.
Noch einen Wunsch, mein Kind, so bist du meiner ledig!
Ein mäßig Beutelchen, das von Zechinen schwillt
Und, wenn es leer ist, stets von selbst sich wieder füllt.
Mir würd' ein großer Dienst durch diesen Wunsch geschehen,
Mir, der nichts ärgern Ueberdruß
Als rechnen macht; und was verschlüg's den Feeen?"

„Von Herzen gern," versetzt, indem er sie umarmt,
Pervont' mit nassem Blick; „ich hoffe, meine Feeen
(Wiewohl wir sie, die Wahrheit zu gestehen,
Nicht sehr geschont) sind noch nicht so verarmt,
Mir diesen letzten Wunsch für dich nicht nachzusehen."

Kaum spricht Pervont' ihn aus, so ist er schon erfüllt.
Der goldgewirkte Beutel schwillt
Von lauter wichtigen Zechinen
Und schrumpft, wie oft und ernstlich ihnen
Auch zugesprochen wird, doch niemals wieder ein.

Die Reisezeit bricht nun herein.
Pervonte sieht mit ziemlich schiefen Mienen
Der Anstalt zu und rührt euch keinen Finger nicht.
„Ich sehe wohl, mein Bester," spricht
Frau Vastola mit halb verbißnem Lachen,
„Du hast nicht große Lust, die Reise mitzumachen;
Ich hätte dich zwar gern dabei,
Allein von Pflichten spricht mein Herz dich immer frei;
Ergötze dich nach deiner eignen Weise,
Mein Schatz, und bleibe (raunt sie leise
Mit Lächeln ihm ins Ohr), und bleibe mir getreu!"

„Adieu, Madame! Glück auf die Reise!"
Erwidert ihr Pervont', eilt in sein Kämmerlein
Und schiebt den Riegel vor — ihr denkt vielleicht, den Kragen
Sich abzuschneiden — aber nein,
Er geht — dem Himmel Dank zu sagen;
Und kaum ist Vastola mit sechs gestopften Wagen
Und ihrem Sack voll Feeengold
Im großen Trott zum Thor hinausgerollt,
So wirft sich, ohn' ihr nachzusehen,

Der Mann auf beide Kniee hin
Und spricht aus voller Brust: „Hört mich, ihr guten Feeen,
An denen ich, trotz meinem bessern Sinn,
So oft durch Wünschen mich vergangen,
Hört meinen letzten Wunsch! Nehmt alles wieder hin,
Was ich von eurer Huld empfangen,
Und setzt in diesem Augenblick
Mich in den Stand, worin ich war, zurück,
Als ich zu wünschen angefangen!“

Kaum hat er diesen Wunsch gethan,
So fängt das Schloß zu beben an;
Es blitzt und kracht, und vor ihm stehen
Die nämlichen drei schönen Feeen,
Die für sein freundliches Bemühn
Die Wünschelgabe ihm verliehn.

„Du sollst, was du begehrest, haben,“
Spricht ihn der Feeen eine an,
„Es ist die beste unsrer Gaben,
Und du verdienst, sie zu empfahn!
Nur den Verstand, den du gehörig zu verwalten
Gelernt hast, sollst du, uns zu Ehren, noch behalten!“

Und mit den Feeen sieht er Haus
Und Hof und Gärten, Buchen, Linden
Und Meierei und Dorf verschwinden;
Er sieht in blaches Feld hinaus,
Und — die Komödie ist aus.

Auf einmal steht er in der Mitte
Der alten mütterlichen Hütte,
Sieht wieder fast so plump und kraus
Wie an demselben Morgen aus,
Da scheltend, einer Wurst zulieb,
Die Mutter nach der Stadt ihn trieb.
Er findet sie an ihrem Rocken;
Vor Wunder will das Blut ihr stocken.
Ihm deucht, was ihm in Jahresfrist
Und drüber widerfahren ist,
Ein langer, wunderlicher Traum,
Und er besinnt sich dessen kaum.
„Ich hatt' es,“ spricht er, „von den Feeen;

Ich wünschte nur, so war's geschehen.
Auch wünscht' ich Euch, zum Zeitvertreib
Von einem launenvollen Weib,
Den Tag lang, Gott verzeih mir's! viel
Gar tolles Zeug, ein Schattenspiel
Von kunterbunten Siebensachen;
Ihr müßtet krank Euch drüber lachen!
Genug, ich wünschte mich zuletzt,
So wie ich bin, zu Euch versetzt
Und hoff' es nun nicht schlimm zu machen;
Ich bring' Euch aus dem Feeenland
Gesunden, derben Hausverstand,
Notfeste Schultern, tücht'ge Hände,
Und mit dem Wünschen hat's ein Ende."

Gut! Aber noch ist jemand da,
Von dessen Schicksal wir was Näheres zu wissen
Berechtigt sind. Die arme Vastola
Wird, da sie sich's am wenigsten versah,
Pervontens letzten Wunsch zu grausam büßen müssen!
Denn daß sie, seit die guten Feeen
Die andern Wünsche ungeschehen
Gemacht, beim ersten Pferdewechsel,
Wie sie den Beutel zog, nur Häcksel
Statt funkelnder Dukaten fand,
Das gibt schon jedem sein Verstand.
Ihr prächt'ges Reisekleid sogar,
Ja, alles, bis aufs Hemde, war
(So wie Pervontens ganze Habe)
Bekanntlich bloße Feeengabe
Und fiel demnach dem armen Weib
Auf einmal wie versengt vom Leib. —
Doch sorget nicht, so weit soll's niemals mit ihr kommen!
Wir haben ihr mit gutem Vorbedacht
Schon einen Rückenhalt an Claudio gemacht;
Der hätt' auf allen Fall sich ihrer angenommen.
Allein sie braucht auch diesen Schützer nicht.
Denn kurz (um euch nicht aufzuhalten),
Sobald der Feeenzauber bricht,
So stellt sich alles in den alten
Naturstand her, und Vastola

Ist, was sie war, bevor der Possen
Ihr durch Pervontens Wunsch geschah;
Sieht sich, vom vor'gen Glanz umflossen,
Umringt von Damen und von Herrn,
Die Zier des Hofes zu Salern;
Ist ihres Vaters Liebling wieder,
Ist wieder oder gilt für eine reine Magd,
So gut, als eh' ihr klaffend Mieder
Verletzter Zucht sie angeklagt;
Die Zwillingstöchter fliegen wieder
Zurück ins luft'ge Feeenland;
Kurz, alles setzet sich in seinen alten Stand.
Nur hielten es die Feeen, die so willig
Ein volles Jahr des Fräuleins Uebermut
Gekrönt, zu ihrer Besserung für gut
Und wenigstens zur Züchtigung für billig,
Von jenem Glück, womit ihr Leichtsinn solch ein Spiel
Getrieben, ihr gerade noch so viel
Erinnerung und Nachgefühl zu lassen,
Als nötig war, sich selbst dafür zu hassen,
Daß sie aus eigner Schuld verlor,
Was Fürstenstand und Hof ihr nicht ersetzen können.
Stets schwebt ihr, mitten in dem ew'gen Ringelrennen
Nach wesenloser Lust, das schöne Traumbild vor,
Wovon die Farben nie ermatten;
In ihrem größten Glanz, beim üppigsten Genuß
Der Welt, dem Zwang und Ueberdruß
In kurzer Zeit den Reiz genommen hatten,
Scheint sie sich selber oft ein abgeschiedner Schatten
Und ruft mit Wehmut aus: „Du arme Vastola,
Auch du warst in Arkadia!“

Menander und Glycerion.

Vorbericht.

Die Glycera oder Glycerion dieser Briefe ist eine ganz andere als die Glycera des Athenäus, welcher selbst zu vermuten scheint, daß es mehr als eine berühmte Schöne dieses Namens gegeben habe. Die unserige ist wenigstens zwanzig Jahre jünger und mit der Stephanopolis oder Stephanoplokos (Kränzehändlerin oder Kränzeflechterin) des Malers Pausias, deren der ältere Plinius erwähnt, und mit der Glycera, welche Alkiphron einen so schönen Brief an Menandern schreiben läßt, daß man ihn für echt halten möchte, eine und eben dieselbe Person.

In dem Menander, den uns diese Briefe darstellen, werden griechisch-gelehrte Leser (wenn sie anders solchen Lesern in die Hände fallen sollten) alle die Züge wieder finden, die von dem Charakter des berühmten komischen Dichters dieses Namens teils aus den übriggebliebenen Trümmern seiner Werke, nicht ohne eine Art von Divination, erraten oder geahnet werden können, teils von dem Herausgeber derselben, Le Clerc, aus alten Schriftstellern zusammengetragen worden sind.

Die sechs Jahre, worin diese Briefe geschrieben sein sollen, fallen zwischen die 116. und 117. Olympiade, in eine Zeit, wo Athen, die glänzende, aber stürmische politische Rolle, die es 150 Jahre lang gespielt hatte, und die stolzen Ansprüche an die höchste Gewalt in Griechenland aufzugeben genötigt, an dem edleren Vorzug, die Pflegerin der Philosophie und der Musenkünste zu sein, sich allmählich begnügen lernte.

Daß es übrigens bei einem Sittengemälde, wie das vorliegende, um innere Wahrheit, um Verbindung aller Teile zu einem harmonischen Ganzen, um Uebereinstimmung der

Personen mit sich selbst und dem Geist ihrer Zeit und um eine, zwar nicht ängstliche, aber doch zu einem gewissen Grade von Täuschung unentbehrliche Beobachtung des Kostümes und anderer charakteristischer Umstände mehr als um strenge historische und chronologische Wahrheit zu thun sei, bedarf wohl kaum erinnert zu werden.

I.

Menander an Dinias.

Du beschuldigest mich der Unempfindlichkeit gegen die Reize des Geschlechtes, dem Götter und Menschen huldigen; ich sei ein wahrer Weiberfeind, sagst du, ein Verwegener, der Amorn und seiner Mutter Trotz biete, mit einem Wort, ein zweiter Hippolytus; und du zitterst in meinem Namen vor der Gefahr, die dein leichtsinniger Freund wenig zu achten scheint, wie jener Sohn der Amazone, ein klägliches Opfer der Rache dieser so leicht zürnenden Götter zu werden. Du thust mir großes Unrecht, lieber Dinias, und zitterst ohne Not für mich; denn wie sehr auch der Schein gegen mich zeugen mag, ich bin eher alles andere als gefühllos gegen die Reize unserer Schönen. Seit meinem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre sah ich keine Panathenäen noch Eleusinien, wo ich mich nicht entweder in goldgelbes oder rabenschwarzes Haar, in einen milchweißen Nacken oder in die runden Lilienarme und zierlichen Knöchel dieser oder jener jungen Korbträgerin verliebt hätte. Daß solche Liebesflämmchen eben so schnell wieder verfackelten, als sie sich entzündet hatten, versteht sich. Aber ist es meine Schuld, wenn unter allen Töchtern Athens noch keine meine Phantasie zu fesseln und mir eine dauernde Zuneigung einzuflößen vermocht hat? Wenn ich noch keine gesehen habe, die zur Liebe, in der edelsten Bedeutung des Wortes, liebenswürdig genug war, ist es meine Schuld? Daß ich der Art von Liebe, die vom ersten Anblick zu einer unbändigen Leidenschaft aufbrennt, einem Menschen alle Gewalt über sich selbst raubt und das Glück oder Unglück seines ganzen Lebens unwiderruflich entscheidet, daß ich dieser tragischen Art zu lieben unfähig bin, habe ich glücklicherweise der Natur zu danken. Aber zeige mir ein Mädchen, aus deren Augen — blau oder schwarz, gleichviel! — eine kunstlose, offene, im Bewußtsein ihrer Unschuld freie und fröhliche

Seele und ein reiner, zarter, angeborener Sinn für alles Schöne hervorblickt; zeige mir eine, deren Blicke weder frech umherschießen und die Männer zum Kampf herausfordern, noch, hinterlistig unter langen Augenwimpern emporschielend, zu verraten wünschen, was sie zu verbergen gelehrt worden sind; zeige mir ein Mädchen, die, mit einer Rose im Haar und einem einfachen leichten Kettchen um den Hals, den prächtigsten Schmuck einer reicheren Gespielin ohne Mißgunst ansieht; kurz, zeige mir ein Mädchen, wie ich zu Athen keines zu finden hoffen darf, unverfälscht an Seel' und Leib, ohne Ansprüche, ohne Herrschsucht, ohne Lüsternheit, eine echte Tochter der Natur, von den Grazien gepflegt, von den Musen erzogen, würdig, geliebt zu werden, und fähig, wieder zu lieben — und ich schwöre meine Freiheit auf immer in ihren Armen ab! Wahr ist's, wir haben keine Gelegenheit, unsere Jungfrauen anders als an öffentlichen Festtagen zu sehen, wo sie im höchsten Staat, mit züchtig gesenkten Blicken und mädchenhaftem Stolz, wie ein Zug Schwäne, bei uns vorüberziehen; es ist unmöglich, sie eher kennen zu lernen, bis es uns zu nichts mehr helfen kann. Aber ich denke mich nicht zu irren, wenn ich von den Müttern auf die Töchter schließe; und daß unsere Frauen, im Durchschnitt genommen, viel besser geworden sein sollten, als Aristophanes und die anderen Dichter der alten Komödie vor hundert Jahren ihre Aeltermütter schilderten, scheint mir nach allem, was ich sehe und höre, nicht sehr wahrscheinlich. Gönne mir also, Freund Dinias, bis mir etwa durch mein gutes Glück ein so seltener Vogel in den Busen fliegt, meine gewohnte Art, keine zu lieben, weil ich in alle verliebt bin, oder (wenn du lieber willst) laß mir meine Freiheit und Gleichgültigkeit; und mögest du dagegen täglich neue Ursache finden, die Stunde zu segnen, da Amor und Hymenäus, in seltener Eintracht, dir mit den hochzeitlichen Fackeln ins Brautgemach leuchteten!

Ich vernehme ungern, daß die Besitznahme der Güter, die dir dein alter Oheim verlassen hat, dich länger in Euböa aufhalten wird, als du gedachtest, und ich hoffte. Eine so lange Trennung zu versüßen, sehe ich kein Mittel, als uns recht oft zu schreiben und bis zum Wiedersehen einander alles durch Briefe mitzuteilen, was der Freund dem Busen des Freundes zu vertrauen wünschen mag.

II.

Menander an den Maler Nikias.

Du kennest ohne Zweifel ein Gemälde des Pausias von Sikyon, das unter dem Namen der Kränzehändlerin seit kurzem so viel von sich reden macht? Denn du mußt es notwendig bei dem reichen Xanthippides, der es um eine beträchtliche Summe an sich gebracht, mehr als einmal gesehen haben. Der Besitzer hat mir erlaubt, eine Abbildung davon nehmen zu lassen. Du würdest mich also dir sehr verbinden, lieber Nikias, wenn du jede andere Arbeit, die sich aufschieben läßt, beiseite legen und mir die Freundschaft erweisen wolltest, unverzüglich, solange das Versprechen des Xanthippides noch warm ist, ein deines Pinsels würdiges Nachbild dieser Kränzehändlerin für mich zu fertigen. Ueber den Preis werden wir leicht einig werden; bestimme ihn so hoch, als du für billig hältst, es wird doch immer dein Schade sein, daß ich nicht so reich wie Xanthippides bin. Ich weiß, du wirst mich keine Fehlbitte thun lassen; nur, guter Nikias, laß mich auch nicht zu lange warten! Zehn Tage sind zehn Monate für einen so ungeduldigen Sterblichen, als dein Freund Menander.

III.

Menander an Dinias.

Freue dich oder traure über deinen Freund — welches von beiden, mögen die Götter wissen! — Deine Drohung geht in Erfüllung. Amor und Aphrodite scheinen eine schwere Rache an mir nehmen zu wollen. Ich bin seit meinem letztern an dich so unvermutet — wie ein Knabe am Rande eines Baches Schmetterlinge haschend ins Wasser herabglitscht — bis an den Hals in Liebe hineingeplumpt. — Menander verliebt? rufst du. — Ja, mein Freund, und in ganzem Ernst verliebt. Aber in wen? — Das ist eben das Schlimmste! Nicht in die spröde Königin der Götter, wie Ixion; nicht in ein Marmorbild, wie Pygmalion; nicht in mich selbst, wie Narkissos. — Ich bin — um dich nicht länger raten zu lassen — in eine kleine, von Pausias mit Wachsfarben gemalte Blumenhändlerin verliebt. Lache nicht, Dinias! die

Sache ist ernsthafter, als du dir vorstellst. Höre nur, wie es damit zuging!

Ich habe ein kleines Geschäft mit Xanthippides, dem Sohn des weiland reichen Wechslers Pythokles, abzuthun. Er führt mich in eine mit Gemälden ausgezierte Halle. Ich spreche mit ihm von unserer Angelegenheit, ohne mich um die Gemälde zu bekümmern, die ich schon mehr als einmal gesehen habe. Aber im Weggehen fällt mein Blick von ungefähr auf ein drei Palmen hohes Bild, das mir neu ist und mich schon von fern durch den Glanz und die Harmonie seiner Farben anzieht. Ich nähere mich ihm und betrachte es mit immer steigendem Entzücken. „Es ist," sagte Xanthippides, „wie du siehst, ein enkaustisches Gemälde von der Hand des berühmten Pausias, das ich vor kurzem um dreitausend Drachmen gekauft habe. Man weiß nicht, was das Schönere darin ist, das junge Mädchen oder der Blumenkranz, den sie in ihrer niedlichen Hand emporhält, um zu dem großen Korb voll ähnlicher Kränze, der neben ihr steht, Käufer einzuladen." — „Ich gäbe alle Blumen in der Welt, und wenn auch keine Wurzelfaser und kein Samenkörnchen von ihnen übrig bleiben sollte, um das Mädchen," rief dein unweiser Freund. Xanthippides lachte und schien sich nicht wenig darauf einzubilden, der Besitzer eines Stückes zu sein, das einem Schüler des weisen Theophrast einen solchen Wunsch auspressen konnte. „Das Mädchen nennt sich Glycera," fuhr er fort; „sie ist eine Sikyonerin und nährt sich und ihre alte Mutter vom Verkauf der Blumenkränze, die sie mit einer zuvor unbekannten Kunst zusammenzusetzen weiß. Sie ist meine Lehrmeisterin in der Blumenmalerei, sagte mir Pausias, und wirklich scheint es unmöglich, eine größere Mannigfaltigkeit von Blumen malerischer zusammenzuordnen, als du in diesen Kränzen siehest, welche Pausias aufs sorgfältigste von den ihrigen abgebildet hat."

Seit dieser Stunde, mein Dinias, ist es mit deinem Menander nicht, wie es sollte. Das verwünschte kleine Blumenmädchen mit seinem kindischen, runden Gesichtchen und mit seinen unschuldigen Schelmenaugen sitzt mir immer vor der Stirn, folgt mir, wohin ich gehe, und mischt sich in alle meine Gedanken; ich kratze, ohne recht zu wissen, was ich thue, ihren Namen in alle Bäume und träume alle Nächte von nichts als ihr. Bald seh' ich sie als die Göttin der Blumen am Ilissos wandeln; bei Tausenden entsprossen sie dem Boden

unter ihren Blicken und steigen, sich um ihre schönen Knöchel schmiegend, aus ihrem Fußtritt empor. Zephyr fliegt mit offenen Armen auf sie zu; sie liebkosen sich, und ich vergehe vor Neid und Mißgunst. Bald sitzt sie, einen Blumenkranz flechtend, mir gegenüber; ich lese ihr eine Szene aus meiner „Andria“, die an den nächsten Dionysien gegeben werden soll; sie lächelt mir Beifall zu und bindet mir, mit einem Kuß, der mich zum Jupiter macht, ihren Kranz um die Schläfe. Kurz, ich schäme mich sogar, Dir, dem schon so lange alle meine Gedanken offen stehen, zu bekennen, wie verdächtig es in meinem Kopfe aussieht. Erinnere mich nicht an die strengen Forderungen, die ich neulich zu den Bedingnissen machte, unter welchen ich mich einer dauerhaften Anhänglichkeit an ein weibliches Wesen fähig halte! Frage mich nicht, woher ich wisse, daß die Blumenhändlerin der Ausbund aller jungfräulichen Tugenden sei, die ich verlangte! Ich sehe alles, was schön und gut ist, aus ihren Augen, aus jedem Zug ihres lieblichen Gesichtes, aus ihrer Miene und Stellung, kurz, aus ihrem ganzen Wesen hervorblicken. Der weise Sokrates hat recht: ein schöner Leib bürgt für eine schöne Seele. Und gesetzt auch, es wäre anders, warum sollte ich meinem Gefühl nicht glauben? Im schlimmsten Falle wage ich wenig oder nichts dabei; ich habe doch eine Zeitlang die süßeste Täuschung als Wahrheit genossen und bin, wenn mir die Augen endlich aufgehen, um eine Erfahrung reicher, die in der bloßen Erinnerung noch süßen Genuß gewährt.

Das Unglück ist nur, daß ich diese Erfahrung nie machen werde; denn sie lebt zu Sikyon, und ich bin an Athen gebunden. Wie darf ich hoffen, daß sie, die von mir nichts weiß, zu mir nach Athen kommen werde, da ich, den ihr bloßes Bild schon bezaubert, nicht zu ihr kommen kann? Was aus einer so seltsamen Art, in die Ferne zu lieben, werden soll, mag der delphische Apollo erraten! Oder begreifst du etwas davon, Dinias?

IV.

Nikias an Menander.

Deinem Begehren soll Genüge geschehen, Menander, so gut als ein enkaustisches Gemälde sich mit Saftfarben kopieren läßt; nur so schnell, als du wünschest, geht es nicht an, weil

ich ein schon lange bestelltes großes Stück in der Arbeit habe, das ich nicht beiseite legen kann. Aber ich habe dir etwas zu berichten, was dir das Warten vermutlich sehr erleichtern wird. Vor einigen Tagen ist die junge Sikyonerin, von deren Bilde die Rede ist, in eigener Person zu Athen angelangt. Sie nennt sich Glycera und ist wirklich das reizendste Mädchen, das ich je gesehen habe. Lebe wohl!

V.

Glycera an ihre Verwandte Nannion zu Sikyon.

Ich lebe nun beinahe einen Monat in dem schönen Athen, und mir ist, ich lebe unter den Göttern. Was ich für ein Kind war, als ich mir einbildete, Sikyon sei eine schöne und große Stadt! Jetzt, da ich Athen gesehen habe, dünkt mich jenes ein Dorf, und diese die einzige Stadt in der Welt. Mit jedem Schritt glänzt dir ein Tempel oder eine auf zierlichen Säulen ruhende Halle oder ein Gymnasion oder ein anderes öffentliches Prachtgebäude in die Augen; überall siehst du dich von ehrwürdigen Denkmälern des Altertums und den herrlichsten Werken der neueren Kunst und des reinsten Geschmacks umgeben, und du würdest (wie es mir erging) vor Vergnügen in Entzückung geraten, wenn du die Propyläen, das Parthenon und das Odeon des Perikles zum erstenmal sehen solltest.

Meine Mutter hat (wie es unsere Umstände mit sich bringen) ein kleines Häuschen in der Vorstadt Piräeus gemietet, woran das Beste ein ziemliches Stück Gartenland ist, wo wir mancherlei Blumen, besonders Rosen, Hyazinthen, Anemonen und Ranunkeln von allen Farben zum Behuf meiner Blumenkränze ziehen werden. Für jetzt haben wir einige Blumengärten in Beschlag genommen, um mich mit den Materialien zu meiner Kunst zu versehen, die hier großen Beifall findet und uns, wie ich hoffe, hinlänglich nähren wird.

Man sagt, ein sehr reicher und angesehener Mann zu Athen habe dem Pausias die Tafel, worauf er mich, einen meiner schönsten Blumenkränze emporhaltend, abgemalt hat, um großes Geld — einige sagen von sechstausend, andere gar von zehntausend Drachmen — abgehandelt. Meine Mutter und meine Schwestern bauen große Hoffnungen auf diese

Sage. „Wenn er um dein bloßes Bildnis eine so ungeheure Summe gibt,“ sprechen sie, „wie viel wirst du ihm erst selber wert sein?“ Ich höre sie nicht gern so reden. Ich will weder nach Drachmen noch nach Minen geschätzt sein. Ich weiß, daß ich nur ein armes Mädchen bin, aber ich habe keinen Preis. Gewiß ist indessen, daß der reiche Herr bis jetzt noch nichts von sich hören ließ. Am Ende ist wohl an der ganzen Sache nichts, und desto besser!

Mit jedem Tage werde ich von Athen und seinen Einwohnern mehr bezaubert; es sind die artigsten, angenehmsten und gefälligsten Leute von der Welt. Aber was mich am meisten freut, ist, daß ich nun in der Stadt lebe, wo Menander wohnt. Du weißt, daß ich seine Stücke beinahe auswendig kann. Nun werd' ich sie auch aufführen sehen, vielleicht mit ihm selbst bekannt werden; und wer weiß — bewahre mich, gute Adrastea, vor einem gar zu übermütigen Gedanken! Aber daß ich ihn wenigstens nur zu sehen bekommen möchte, das darf ich doch wohl wünschen? Lebe wohl, Nannion! Ich gedenke dir so oft zu schreiben, als ich etwas von mir zu berichten habe, und erwarte dasselbe von dir.

VI.

Menander an Dinias.

Die Götter der Liebe sind mir freundlicher, als ich hoffen durfte. Sie ist in Athen! — Wer? fragst du. — Nun, wer anders als mein Blumenmädchen? das versteht sich doch von selbst. — Mit einem Wort also, Glycerion ist hier. Ich habe sie, ohne von ihr wahrgenommen zu werden, gesehen, und, o welch ein armer Stümper dünkte mich in jenem Augenblick der berühmte Pausias! Es kostete Mühe, mich zurückzuhalten; meine Arme wollten sich mit aller Gewalt öffnen; aber ich bezwang mich, und du siehst daraus, lieber Dinias, daß noch einige Hoffnung für meinen Verstand übrig ist. Je liebenswürdiger sie mir scheint, desto mehr liegt mir daran, mich gänzlich zu überzeugen, daß ich mich nicht täusche. „Viel kaltes Blut für einen Verliebten,“ wirst du sagen. In der That, seitdem ich weiß, daß sie nur eine kleine Meile von mir entfernt ist, bin ich so ruhig, als ob sie mit mir in einem Hause wohnte. Das Vergnügen, so ich mir von unserer

näheren Bekanntschaft verspreche, ist so groß, daß ich mich nicht entschließen kann, es mir selber wegzugenießen: gerade wie ein Geiziger seine Geldkiste täglich und stündlich mustert, aber aus Furcht, sie zu vermindern, lieber hungert und dürstet, als das Herz hat, etwas davon zum Gebrauch herauszunehmen. Denn freilich, das Genossene kann nicht wieder genossen werden.

Anfangs wollte mir vor dem reichen Xanthippides ein wenig bang sein. Ich befühlte ihn daher ganz leise, fand aber, daß er seine Stephanopolis eigentlich bloß der Blumenkränze wegen schätzt und der Meinung ist, ein Mann, der reich genug sei, die Königin aller Hetären unserer Zeit, die schöne Bacchis, zu unterhalten, würde sich lächerlich machen, wenn er sich zu einem Mädchen wie Glycerion herabließe. Das war nun gerade, was ich wollte; und doch ist die Liebe so ein grillenhaftes Ding, daß ich Händel mit ihm hätte anfangen mögen, als ich merkte, er sei bloß darum nicht mein Nebenbuhler, weil er meine Geliebte seiner Aufmerksamkeit nicht würdig hält. Ein Liebhaber ist über jeden Blick, den ein anderer auf die Gebieterin seines Herzens wirft, eifersüchtig und verlangt doch, daß die ganze Welt vor seinem Abgott auf den Knieen liege.

Ruhig von dieser Seite, fuhr ich gleichwohl noch einige Tage fort, das Mädchen scharf bewachen und beobachten zu lassen. Aber alle Nachrichten, die ich erhielt, stimmten darin überein, daß man nicht eingezogener und sittsamer leben könne, daß sie ihre Blumenkränze durch eine ihrer Schwestern verkaufe, und daß es von den vielen Mannspersonen, die ihre Thür unverriegelt zu finden gehofft, noch keiner einzigen geglückt sei, sie auch nur in ihrer Mutter Gegenwart zu sprechen.

Jetzt hielt mich nur noch eine Grille zurück. Ich wollte das Bacchusfest vorbeilassen, um zu sehen, ob mir vielleicht meine „Andria“ zur Empfehlung bei ihr dienen könnte. Denn wiewohl mein Name bereits ziemlich bekannt in Griechenland ist, so darf ich mir doch nicht schmeicheln, daß er an einem Orte wie Sikyon bis zu ihr durchgedrungen sei, geschweige daß sie meine Komödien gelesen und daraus eine gute Meinung von mir nach Athen mitgebracht haben könnte. Philemon, der mir bekanntermaßen schon mehr als einmal mit Recht oder Unrecht den Preis abgewonnen hat, setzte mir diesmal ein Stück entgegen, „Der Kaufmann“ betitelt, das wohl keines seiner besten sein mag, aber der Leichtfertigkeit wegen, womit

ein sehr schlüpfriger Stoff darin behandelt ist, mehr Anziehendes für unsere Zuhörer hatte als meine „Andria“, die in der That für eine neue Gattung gelten kann und eher zu weinen als zu lachen macht. Ich gestehe dir, das Herz pochte mir während der Aufführung stärker als jemals, weil ich wußte, daß Glycera unter den Zuschauern sein würde. Was ich fürchtete, war weniger der Verdruß, den Preis einem anderen überlassen zu müssen, als der nachteilige Eindruck, den ein schlechter Erfolg auf meine Geliebte machen würde. Denn bei den Weibern hat der Ueberwundene gegen den Sieger immer unrecht.

Aber diesmal fiel es anders aus: meine Niederlage war der glücklichste Umstand, der mir begegnen konnte. Glycera urteilte ganz anders als unsere Kampfrichter. Mein Stück hatte einige Thränen in ihre schönen Augen gelockt; sie gab ihm in allem den Vorzug vor dem gekrönten, fand den Ausspruch der Richter ungerecht und geschmackwidrig und sagte so laut, daß es hören konnte, wer wollte: sie gehe, Menandern den schönsten Kranz zu binden, der jemals aus ihren Händen gekommen sei. Die Pflicht, ihr für einen so unverhofften Beifall zu danken, gab nun meinem Besuch den schicklichsten Vorwand. Ich wurde sehr wohl aufgenommen und aus dem eigenen Munde der schönen Glycera mit der Versicherung überrascht, daß sie mehr als eine meiner Komödien auswendig wisse. Ihr ganzes Gesicht überzog sich mit der reizendsten Schamröte, indem sie dies sagte. Was konnt' ich da weniger thun, als ein so schmeichelhaftes Geständnis zu erwidern, indem ich ihr dagegen bekannte, welche Wirkung ihr bloßes Bildnis auf mein Herz gemacht, und dies zu einer Zeit, da ich keine Hoffnung hatte, sie jemals selbst zu sehen? Die Freude, die sie mich hierüber ohne alle Zurückhaltung sehen ließ, verbreitete ein so zauberisches Lächeln über ihr liebliches Gesicht, daß jeder Rest von Weisheit, den mir die Liebe noch gelassen haben mochte, wie Schnee im Sonnenstrahl zerrann. Sie war nun in meinen Augen das liebenswürdigste aller Wesen, und ich, von ihr geliebt, der Glückseligste aller Sterblichen.

Von dieser Zeit an ward ich als der Freund vom Hause betrachtet; es stand mir zu allen schicklichen Stunden offen, und ich brachte gewöhnlich in jeder Dekade drei oder viermal den ganzen Abend bei Glycerion zu. Die Mutter schien anfangs kein sonderliches Wohlgefallen an dieser Vertraulichkeit zu haben; ein Hausfreund wie Xanthippides wäre ihr besser

angestanden als ein Komödiendichter, der, nach seinem schlichten Aufzug zu urteilen, eben kein Günstling des Plutus zu sein schien. Aber Glycerion hat durch ihre liebkosende Zärtlichkeit und die Vorteile, die das Hauswesen von ihrer Geschicklichkeit zieht, eine Art von sanfter Herrschaft über die Mutter erlangt, welcher diese nie lange widerstehen kann. Auch wirst du leicht erachten, daß ich es an meinem Teil nicht fehlen ließ, mir die Alte sowohl als die Schwestern immer gewogener zu machen. Das einfachste Mittel war, daß ich mich in einer geheimen Unterredung mit der Mutter anheischig machte, ihre Glycerion nie zu verlassen und die Hälfte meines (wie du weißt) nicht unbeträchtlichen Einkommens zu ihrer Wirtschaft beizutragen. Mehr brauchte es nicht, sie über das Verschwinden ihrer anfangs zu hoch gespannten Hoffnungen zu trösten und mit ihrem Lose so zufrieden zu machen, als sie in der That Ursache hat, es zu sein.

Seit dieser Zeit sind die Stunden, die ich in dieser kleinen Familie zubringe, die angenehmsten meines Lebens. Glycera hat zwei ältere und eine jüngere Schwester. Die älteste, Myrto genannt, beschickt mit einer einzigen Sklavin das Hauswesen und die Küche; die zweite ist eine Kunstweberin, die es mit Arachnen, ja, wofern man so reden dürfte, mit Minerven selbst aufnehmen könnte; und Melissa oder (wie man zu Athen spricht) Melitta, die jüngste, ein niedliches, gewandtes kleines Ding, geht der schönen Glycerion in ihrer Kunst an die Hand. Praxilla (so nennt sich die Mutter) scheint zu ihrer Zeit sehr schön gewesen zu sein und das Bewußtsein davon so wenig verloren zu haben, daß sie sich noch immer gern etwas Schmeichelhaftes darüber sagen läßt. Sie spielt das Barbiton mit vieler Geschicklichkeit, und da Glycerion und Melitta überaus anmutige Stimmen haben, und ich selbst ehemals von dem berühmten Antigenidas die Flöte spielen lernte, so dienen auch diese Zweige der Musenkunst, dem Vergnügen, das ich in diesem weiblichen Hauskreise finde, mehr Abwechselung zu geben. Meine Muse befindet sich sehr wohl bei dieser Lebensart, und ich mache mir gute Hoffnung, daß es mir an den nächsten großen Dionysien gelingen werde, einen wohlverdienten Sieg über den launischen und willkürlichen Geschmack unserer Athener zu erringen.

VII.

Glycera an Nannion.

Hüpfe bei Empfang dieses Briefes hoch auf, Nannion, und freue dich über das Glück deiner Freundin! Sie hat ihn gesehen und gehört, und, was sie nie zu hoffen gewagt hätte, sie sieht ihn beinahe täglich, sie ist — wirst du mir's glauben, Nannion? — sie ist der Liebling seines Herzens. Die kleine Kränzehändlerin aus Sikyon wird von Menander geliebt! von Menander! — O, verzeihe mir, gütige Nemesis, wenn ich zu stolz darauf bin, von Menander geliebt zu sein! — Doch nein, liebe Nannion, ich bin nicht stolz, ich bin nur glücklich. Wie viel fehlt, daß ich so liebenswürdig wäre, als ich glücklich bin! — Ich wollte dir erzählen, wie dies alles sich begeben habe; aber ich bin noch nicht ruhig genug, noch zu wenig an mein Glück gewöhnt, als daß ich Ordnung in meine Gedanken bringen könnte. Doch ich will's versuchen.

An den letzten Dionysien kämpfte Menanders „Andria" mit Philemons „Kaufmann", einer Komödie, worin es viel zu lachen gibt, aber die Fabel so anstößig, und die Ausführung in mehreren Szenen so leichtfertig und unsittlich ist, daß wir ehrliche Sikyonerinnen nicht begreifen konnten, wie der erste Archon einem solchen Stück die öffentliche Aufführung habe erlauben mögen. Kannst du dir vorstellen, daß die Richter die Unverschämtheit hatten, diesen nämlichen „Kaufmann" der „Andria" des Menander vorzuziehen, die zwar wenig zu lachen gibt, aber von keinem Menschen, dem ein Herz im Busen schlägt, ohne Teilnahme und Rührung angehört werden kann und an Schönheit und Wahrheit der Charaktere, Urbanität der Sitten, Zierlichkeit der Sprache und Harmonie der Verse ein unübertreffliches Muster ist? — Diese schreiende Ungerechtigkeit gegen meinen Lieblingsdichter brachte mich auf; es war, nach meinem Gefühl, eine unverzeihliche Versündigung an allen Musen und Grazien; ich brach in bittere Klagen über den schlechten Geschmack der Athener aus, kurz, ich vergaß mich so sehr, daß ich, laut genug, um von den Umstehenden gehört zu werden, ausrief: „Wenn gefühllose Richter Menandern den Kranz versagt haben, so soll ihm wenigstens Glycera den schönsten binden, der je aus ihren Händen gekommen ist!"

Die meisten, die diese unbedachtsame Rede hörten, lachten über den kindischen Zorn der kleinen Ausländerin; aber einer von Menanders Freunden hinterbrachte ihm auf der Stelle, was ich gesagt hatte, und der Dichter kam noch denselben Abend, mir zu danken, daß ich ihn (wie er sich ausdrückte) so überschwenglich für den verlorenen Epheukranz entschädigt hätte. Sein Anblick setzte mich in die angenehmste Ueberraschung; denn mich deuchte, gerade so müsse Menander aussehen. Noch warm von dem Vergnügen, das mir sein „Mädchen von Andros“ gemacht hatte, und von dem Eifer, worein ich über die Richter geraten war, dacht' ich nicht daran, mich zurückzuhalten, was ohnehin, wie du weißt, meine Sache nie gewesen ist. Ich sagte ihm vielleicht mehr, als ein sittsames Mädchen einem Manne, der ihr nicht gleichgültig ist, bei der ersten Unterredung sagen soll — wenigstens meinte dies meine Mutter — und er entdeckte mir dagegen, daß er zufälligerweise schon vor einigen Monaten die Kränzehändlerin des Pausias (wozu ich, wie du weißt, dem Maler als Modell gesessen) zu Gesicht bekommen und auf der Stelle eine so heftige Zuneigung zu ihr gefaßt habe, daß er bei Tage nichts anderes gedacht und bei Nacht nichts anderes geträumt habe als das Original dieses Bildes. Ich mußte mir alle mögliche Gewalt anthun, nicht vor Freude über dieses Geständnis wie eine Bacchantin im Saal herumzutanzen. Ich errötete, glaube ich, bis an die Fingerspitzen und weinte und lächelte zugleich, wie Homers Andromache; aber was ich ihm sagte, davon weiß ich kein Wort. Genug, unsere Seelen waren nun einverstanden und schwuren einander, mehr durch unmittelbare Mitteilung als durch Worte, ewige Liebe.

Meine Mutter war ganz und gar nicht mit meinem Benehmen zufrieden: ich wäre ein rasches, unbesonnenes Ding, sagte sie, ich hätte mich weggeworfen und vielleicht ein großes Glück verscherzt, das mir noch bevorgestanden wäre, und was dergleichen mehr war. „Gibt es ein größeres Glück,“ versetzte ich, „als von Menandern geliebt zu sein? Für mich gewiß nicht!“ Er hat indessen bald das rechte Mittel gefunden, sie mit meiner Liebe zu ihm zu versöhnen. Er hat sie und meine Schwestern mit Geschenken überhäuft und sagt ihr bei jeder Gelegenheit etwas Schmeichelndes über ihre Schönheit, die in der That vor zwanzig bis dreißig Jahren nicht gemein gewesen sein mag.

Er ist nun gleichsam ein Mitglied unserer kleinen Familie.

Meine Schwestern sind ihm alle gewogen, ohne mich wegen des Vorzugs, den er mir gibt, zu beneiden; und weil Myrto sich gar zu gern geputzt sieht, bringt er ihr immer bald dies, bald jenes, womit das gute Mädchen der Natur zu Hilfe zu kommen sucht. Ich bekomme immer am wenigsten; denn er behauptet, ich gewinne dabei, je weniger ich Entlehntes und Fremdartiges an mir trage. Das Kostüm der Grazien — der Sokratischen allenfalls — sagt der leichtfertige Mann, stehe mir am besten. Mit einem Wort, Nannion, wir sind hier sehr glücklich, und mir fehlt nichts, als daß du nicht auch bei uns bist, um deinen Teil an meiner Glückseligkeit zu nehmen, welche weder schimmernd noch rauschend, aber eben darum meiner Sinnesart so angemessen ist, daß ich, dünkt mich, mein Los mit keiner Königin vertauschen möchte.

VIII.

Menander an Dinias.

Ich merke, daß du mich für glücklicher hältst, als ich zu sein mich rühmen kann. Glycera ist ein seltsames Mädchen. Sie hat sich in ihr Starrköpfchen setzen lassen, das letzte Ziel der Liebe sei — ihr Grab, und noch hab' ich es nicht dahin bringen können, sie von diesem Wahn — (wenn es anders einer ist) — zu heilen. Dafür aber besitzt sie eine ordentliche Wundergabe, den Nektar Cytheräens, woraus wir gemeine Sterbliche kaum fünf Teile zu machen wissen, in so unzählig viele Tropfen zu zerteilen und jedem Tröpfchen eine so eigene Süßigkeit zu geben, daß man sich am Ende doch auf ihre Weise am glücklichsten fühlt und ihr sogar Entbehrung für Genuß anrechnet. Ich weiß nicht, ob dir das sehr klar sein wird; ich könnte dir artige und sonderbare Dinge hierüber entdecken und bin, der holden Glycera zu Ehren, stark dazu versucht; aber sie selbst, in Gestalt der jungfräulichen Grazie Aedo, drückt mir ihren Rosenfinger auf den Mund, und ich schweige. Alles, was ich dir sagen darf, ist, daß sie, wie Aurora im Frühling, mit jedem Tage schöner aufgeht und, wenn das noch einige Zeit so fortdauert, mir zuletzt von der ganzen Hellas abgestritten werden wird. Es klingt nicht sehr glaublich; aber ich schwöre dir, daß ich bisher nicht eine einzige weibliche Untugend an ihr habe ausspähen können. „Das

(wirst du lachend sagen) beweist weiter nichts, als daß du sie mit den Augen eines Liebhabers betrachtest, in welchen die dunkeln Flecken selbst zu Lichtern werden.“ Wenn du das dächtest, Freund, so würdest du dich sehr irren; denn ich habe wirklich das Eigene, daß die feurigste Liebe, deren ich fähig bin, mich nicht verhindert, klar zu sehen, und ich stehe dir dafür, wenn irgend ein Flecken an Glycerion ist — und sie kann doch schwerlich ohne allen Tadel sein — so werde ich ihn noch ausfindig machen, wiewohl ich sie darum nicht weniger lieben werde. Denn mit welchem Rechte könnten wir Unholde, mit allen unseren männlichen Unarten und Lastern, von diesen lieblichen Wesen verlangen, daß sie, wie eben so viele eingefleischte Platonische Ideen, ohne alle Mängel sein sollten?

Ich belangweilige dich vielleicht, guter Dinias, da ich dich schon seit geraumer Zeit mit nichts anderem als dem Gegenstand meiner Leidenschaft unterhalte. Von einem Verliebten ist es nicht anders zu erwarten. Der spricht den ganzen langen Tag von seinem Abgott und glaubt immer noch nichts gesagt zu haben. Aber weißt du, wie du dir am besten helfen könntest? Komm auf die großen Dionysien zu uns herüber und sieh meine Glycerion selbst! Als Zugabe würdest du auch meine „Brüder“ sehen, auf die ich mir (unter uns gesagt) nicht wenig zu gute thue, seit Glycera sie mir mit ihrer Sirenenstimme vorgelesen hat. Auch diese Gabe (bei ihr ist es nicht Kunst) hat ihr die Natur verliehen. So tanzt sie wie eine Nymphe und singt wie eine Nachtigall, ohne jemals singen oder tanzen gelernt zu haben. Sogar in der Kunst zu küssen hat sie es, ohne einen anderen Meister als Amorn, zu einer Vollkommenheit gebracht, von welcher ich keinen Begriff hatte, bis mich die Erfahrung lehrte, wie so etwas ganz anderes ein Kuß von Glycerion ist, als was man gewöhnlich einen Kuß zu nennen pflegt. Aber still! beinahe hätte ich die unaussprechlichen Dinge der geheimnisvollsten aller Mysterien ausgeplaudert!

IX.

Menander an Glycera.

Ich schicke hier meiner Glycerion — meiner Glycerion! o, wie reich macht mich dieses einzige Wort! — einen Korb voll der seltensten Blumen, die in dieser Jahreszeit aus den

Treibhäusern unserer Kunstgärtner zusammenzubringen waren. Es ist eine frühzeitige, prächtige Rosenknospe darunter, die an deinem Busen vollends aufblühen soll; denn kein anderer Platz ist für diese schön genug. Unten im Korbe wirst du eine Abschrift meiner „Adelphoi" finden, mit denen ich, da sie unter deinem Einfluß geboren und gleichsam mit deinen Küssen aufgenährt worden sind, an den nächsten Dionysien unfehlbar zu siegen hoffe. Ich schicke sie dir, damit du dich ein wenig mit ihnen bekannt machen könnest, um sie mir, wenn dir's gefällig ist, morgen vorzulesen. Denn aus deinem Grazienmund und deiner lieblichen Stimme, die der reinste Flötenton nicht zu erreichen vermag, muß ich sie gehört haben, bevor ich gewiß sein kann, daß nichts weiter an dem kleinen Werke zu glätten ist. Myrto wird hoffentlich nicht vergessen, daß schon fünf Tage verflossen sind, seit ich mit euch zu Nacht gegessen habe. Für Melittarion und die übrigen bringe ich zwei neue Skolien von Timotheus mit, und meine Glycera, hoffe ich, hält mir den süßesten ihrer Küsse bereit, um mich für eine so lange Entbehrung zu entschädigen.

X.

Menander an Dinias.

Du wunderst dich, Freund Dinias, wie ich es von mir erhalten könne, die schöne Glycera, wenn sie so liebenswürdig sei, als ich sie beschreibe, nicht je eher je lieber zu heiraten. — Zu heiraten, Dinias? Welch ein Wort ist über den Zaun deiner Lippen gesprungen, mein Freund! Ich, der Komödiendichter Menander, des Diopeithes Sohn, ich sollte ein solcher Wagehals sein, mir ein so unauslöschliches Gelächter von allen, die meine „Arrephoren", meine „Angebrannte", mein „Halsband" und meinen „Weiberfeind" gehört oder gelesen haben, zuzuziehen? — Glycera ist in der That ein bezauberndes Mädchen; aber ein bezauberndes Mädchen macht darum noch keine gute Ehefrau. Sie ist kaum siebzehn Jahre alt; wer kann sagen, was sie im dreißigsten sein wird? Jetzt ist sie unbefangen, anspruchslos, unverfälscht und von der Scheitel bis zur Fußsohle lauter Herz. Wird sie, von Sikyon nach Athen in eine von Ueppigkeit und Wohlleben überfließende Stadt versetzt, wo die Unsittlichkeit einen so hohen Grad er-

reicht hat, daß das Laster höchstens nur so lächerlich ist als die Tugend, wird sie, von so vielen bösen, aber anlockenden Beispielen umgeben und täglich allen Arten von Nachstellungen ausgesetzt, immer bleiben, was sie jetzt ist? Ich will es glauben; aber das Sicherste bleibt doch, sich ans Gegenwärtige zu halten und aufs ungewisse Künftige so wenig als möglich zu wagen. Wenn ich aber auch über das alles hinausgehen wollte, so stünde mir ein Hindernis entgegen, dessen du dich schwerlich versehen hättest — Glycerion selbst. Sie, an der alles Natur ist, philosophiert auch von Natur über alles, was ihr wichtig ist, und (dermalen wenigstens) ist ihr nichts wichtiger als unsere Liebe. Diese, spricht sie, höre auf, Liebe zu sein, sobald sie ihrer Freiheit beraubt werde — das Gesetz habe sich nicht in die Angelegenheiten des Herzens zu mischen, und eine bei Strafe gebotene Liebe verdiene diesen Namen so wenig, als man den Söldner, der seinen Wurfspieß auf Befehl seines Offiziers unter die Feinde schleudert, einen Helden nennen könne. Sie behauptet sogar, die Ehe an sich selbst habe mit der Liebe nichts zu schaffen, sie sei nichts als ein bürgerlicher Vertrag, zu dessen Erfüllung bloße Redlichkeit, ja, schon bloße Rücksicht auf die damit verknüpften Vorteile völlig hinreiche; und sie will nicht zugeben, daß ein so schönes Bündnis, wie unsere Liebe, in einen Kontrakt verwandelt werde. — Mich dünkt, meine Naturphilosophin hat im Grunde recht. Wenngleich die Ehe zu Gründung der ersten bürgerlichen Gesellschaften unentbehrlich war und es für die zahlreichsten Volksklassen, um sie in Zucht und Ordnung zu erhalten, immer bleiben wird: bei edeln und gebildeten Menschen fallen jene Ursachen weg, und diese bedürfen keines solchen Zwangsmittels. Die Verhältnisse, worin ich mit Glycerion stehe, werden so lange dauern als unsere Liebe, und unsere Liebe so lange, als sie — dauern kann; ob unser ganzes Leben durch oder nur eine Zeitlang, was kümmert dies den Staat? oder was verschlägt es ihm, ob Liebende durch den Tod oder ihren freien Willen getrennt werden? Wie dem auch sei, genug, Glycera kann sich mit dem Gedanken nicht vertragen, daß sie irgend einem Sterblichen ein gesetzmäßiges Recht einräumen sollte, wodurch sie sich selbst des schönsten Vorzugs ihres Geschlechts begäbe und aus einer beglückenden Göttin, die sie dem Geliebten sein könnte, solange alles, was sie gibt, freiwillig ist, die Sklavin eines ihr, schon allein aus diesem Grunde, mit Recht verhaßten Mannes würde. „Ich will keinen Augenblick

länger mehr wie alle anderen von dir geliebt sein," sagt sie mir, „als solange ich dir liebenswürdiger scheine wie alle anderen." — „Und nichts ist billiger," antwortete ich ihr, „als daß ich dir ebendasselbe Recht zugestehe." — „Jetzt, da ich frei bin," sagt sie, „fällt mir gar nicht ein, daß ich jemals aufhören könnte, dich eben so innig zu lieben, wie jetzt." — „Und mir eben so wenig, daß etwas Liebenswürdigeres für mich sein könnte als meine Glycerion." — „Aber ich werde nur zu bald aufhören, jung und schön zu sein," sagt sie. — „Für mich niemals, solange die Schönheit deiner Seele und deine Liebe zu mir ebendieselbe bleibt," antworte ich. — Was ist gegen ein solches durch Freiheit zugleich veredeltes und befestigtes Bündnis einzuwenden? Bedarf es der Fackel des Hymenäus, um die Flamme einer so reinen Liebe zu unterhalten? Sie entbrannte ohne ihn und wird ohne ihn dauern, solange sie Nahrung in unserem Herzen findet; gebricht es an dieser, so könnte Jupiter mit allen seinen Blitzen sie nicht länger brennen machen.

XI.

Glycera an Nannion.

Ich male ein wenig, wie du weißt; aber dir Menandern zu malen, es sei mit Worten oder mit dem Pinsel, getraue ich mir nicht, wiewohl man sagt, der Liebe sei alles möglich. Eine Art von Schattenbild kann ich dir allenfalls wohl von ihm machen, wenn du damit zufrieden bist. Verlangst du mehr, so weiß ich dir keinen besseren Rat als: Berede deine Base, es zu machen wie meine Mutter, und nach der schönen Minervenstadt zu ziehen, wo dir deine Kunst die Häuser aller Günstlinge des Glücks, und deine Liebenswürdigkeit die Herzen aller edeln Menschen öffnen wird! Mit Vergnügen würde deine Glycerion die Freundschaft ihres Menander mit dir teilen. Und nun die Hand ans Werk!

Menander ist von mittlerer Größe und kann, ob ihn gleich Polykletus eben nicht zum Modell seines Kanons genommen hätte, in den Augen einer Geliebten für einen ganz hübschen Mann gelten. Du merkst, denke ich, daß ich dir eben so wohl hätte geradezu sagen können, daß seine glänzende Seite nicht die äußere ist. Seine Gesichtsbildung ist fein und geistreich, seine Stirne breit und hoch, sein Auge etwas

hervorstehend und voll Feuer, und um seinen Mund, den die Grazien ausdrücklich zum Sprechen und — zum Küssen gebildet zu haben scheinen, schwebt ein leiser, mehr kitzelnder als beißender Spott, vom zartesten Gefühl des Schicklichen gemildert. Ich darf dir nicht verbergen, daß er, wie die Leute sagen, ein wenig schielen soll. Anfangs ward ich es nicht gewahr; aber da mich meine Schwester Myrto aufmerksam darauf machte, konnt' ich's ihr nicht ganz abstreiten, wiewohl es mir mehr etwas Angewöhntes als ein Naturfehler scheint. Gewiß ist, daß es ihm gar nicht übel läßt. Es gibt ihm etwas angenehm Schalkhaftes, etwas von der Miene der besten Sokratesköpfe, — also etwas Faunenhaftes, wirst du sagen — denke davon, was du kannst — mir gefällt er darum nur desto besser, und ich möchte ihn nicht anders haben, als er ist. Die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Reizbarkeit seiner Sinne leihen ihm bei Gelegenheit etwas Schwärmerisches, das zuweilen in Begeisterung übergeht; aber im Grunde ist er (wenn ich mich nicht sehr an ihm irre) ein so kaltblütiger Sterblicher, als ein Athener und ein Dichter möglicherweise sein kann. Er liebt das Vergnügen und die Freude mehr als Ruhm und Gold; und wenn seine Komödien die Werke aller seiner Zeitgenossen und Nebenbuhler verdunkeln und auslöschen, wie die Mittagssonne den Mondschein und das Sternenlicht, so ist weder Ruhmsucht noch Begierde, dem großen Haufen zu gefallen, die Ursache davon, sondern eine angeborene Liebe zum Schönen und ein Kunstgefühl, das ihm nicht eher erlaubt, die Hand von einem Werke abzuziehen, bis es so rund, glatt und vollendet ist, daß sein zartes Gefühl nichts mehr daran zu polieren findet. Desto mehr ist zu bewundern, daß er in einem Alter von dreißig Jahren bereits über zwanzig Stücke geschrieben hat, wovon immer eines das andere an Schönheit und Interesse übertrifft. Es sind eben so viele sprechende Sittengemälde, zwar aus unserer Zeit genommen, aber auf alle Zeiten passend, so getreu sind die wahren Züge und Lineamente der Menschheit darin nachgezeichnet und der Natur wie aus den Augen gestohlen. Seinen großen Ruhm hat ihm nicht die Volksgunst und der Beifall des großen Haufens, sondern das Gefühl und Urteil der gebildetsten unter seinen Zeitgenossen gemacht; denn er hat bis jetzt kaum dreimal den Sieg über seine Mitbewerber, Alexis, Apollodorus, Diphilus und Philemon, erhalten.

Man sagt — nicht ohne allen Grund vermutlich — daß

sein Hang zu unserem Geschlecht seine schwächste Seite sei. Er kann, heißt es, weder der Allmacht der Schönheit noch dem Zauber des Reizes widerstehen; und wer auf unverletzliche Treue in der Liebe bei ihm rechnet, wird sich übel betrogen finden. Dafür hat er ein Herz, das für die Freundschaft gemacht ist, und wofern diejenige, die ihm Liebe einflößt, Achtung und Vertrauen verdient, kann sie sicher sein, daß sie einen Freund aufs ganze Leben gewonnen hat.

Doch die Hand von der Tafel! Denn es ist gerade nicht mein Wille, Nannion, daß du dich in mein Gemälde verlieben sollst.

XII.

Glycera an Menander.

Alles ist zu dem kleinen Feste vorbereitet, welches ich den Musen gelobte, wenn sie dir heute den wohlverdienten Sieg verschaffen würden. Mein Herz sagte mir mit Gewißheit vorher, ich hätte keine Fehlbitte gethan. Es war ein schöner Tag, Menander, und er soll mit einer schönen Nacht gekrönt werden. Xanthippides und die schöne Bacchis haben sich in die Wette dafür beeifert, daß dir einmal wieder Gerechtigkeit widerführe. Ich wußte, daß Bacchis schon lange mit dir Bekanntschaft zu machen, und Xanthippides das Original seiner Kränzehändlerin zu sehen wünschte. Ich habe also etwas dir Angenehmes zu thun geglaubt, wenn ich sie zu unserem Feste einlüde. Sie werden kommen, und der reiche Herr hat einen großen Korb voll thasischen und cyprischen Weines geschickt, um seinen Anteil (wie er uns sagen ließ) zu dem freundschaftlichen Feste beizutragen. Die schöne Bacchis — darauf mache dich gefaßt — wird von Kopf zu Fuß gerüstet und mit Aphroditens Zaubergürtel um ihren verführerischen Busen erscheinen. Nimm dich in acht, Menander! Glycera ist vielleicht nicht so ganz harmlos und ohne alle Eifersucht, wie du dir einbildest. Uebrigens ist unser Haus wie ein Grazientempel aufgeschmückt, und du wirst es hoffentlich nicht übelnehmen, daß ich die Ersparnisse meiner kleinen Blumenkasse bei einer solchen Gelegenheit nicht geschont habe. Die Küchenmeisterin Myrto hat alle ihre Künste aufgeboten; meine Mutter und meine Schwestern haben sich aus Leibeskräften herausgeputzt, und mit mir wirst du, denke ich, auch

zufrieden sein. Ich kenne deinen Geschmack am Einfachen, er ist immer auch der meinige gewesen. — Komm, sobald du kannst, und bring' deinen Dinias mit, der uns als dein Freund höchst willkommen sein soll!

XIII.

Glycera an Nannion.

Der vierzehnte des Elaphobolion war der schönste meines freilich noch jungen Lebens. Ich sah meinen Menander in einem Kreise von vielen tausend Zuschauern, unter dem jauchzenden Zuruf seiner Stamm- und Zunftgenossen, den Siegeskranz der komischen Muse um die Stirn binden, und ich hatte alle meine Schüchternheit nötig, um vor Entzücken nicht laut auszurufen und dem ganzen Volke zu verkündigen, daß ich die Geliebte des Mannes sei, auf welchen in diesem Augenblick ganz Athen stolz war.

Da ich nicht zweifelte, daß die Vortrefflichkeit des Stückes und der Eifer der Freunde des Dichters uns diesmal den Sieg verschaffen würde, so hatte ich alles schon zu einem kleinen Feste vorbereitet, dem es, ich versichere Dich, an nichts fehlte, was zur angenehmsten Unterhaltung der Gäste erforderlich war. Mir war es indessen bloß darum zu thun, Menandern Vergnügen zu machen, der kein Freund von großen, lärmenden Gastmählern ist; und so hatte ich (zumal da unser Saal keine große Gesellschaft faßt) außer Menandern und zweien seiner vertrautesten Freunde niemand eingeladen als den Besitzer der Kränzehändlerin, den reichen Xanthippides, der durch seinen Eifer und die große Anzahl seiner Klienten am meisten zum Glück des Tages beigetragen hatte, und die schöne Bacchis, seine Geliebte, die unter den Hetären unserer Zeit beinahe das ist, was Lais vor siebzig oder achtzig Jahren war. Du mußt wissen, Nannion, daß meine Blumenkränze zu Athen um einen ungewöhnlichen Preis verkauft werden, und daß die Freigebigkeit Menanders meine Mutter in den Stand gesetzt hat, unser Haus ohne meinen Beitrag zu unterhalten, so daß ich mir unvermerkt einen kleinen Schatz gesammelt habe, den ich (wie du mir zutrauen wirst) bei einer solchen Gelegenheit nicht sparte. Alles gelang mir nach Wunsch. Die Grazien selbst schienen, was sie nach Pindar bei den

Götterfesten sind, die Vorsteherinnen des meinigen zu sein; man war lebhaft und fröhlich ohne bacchantische Schwärmerei. Myrto hat ihr Aeußerstes gethan; es wurde viel gesungen; der Cyperwein des Xanthippides erweiterte alle Herzen, und eine junge, reizende Tänzerin aus Lesbos, von einer trefflichen Zitherspielerin unterstützt, vollendete das allgemeine Vergnügen, indem sie, als die Tafel aufgehoben war, mit einem in einen Knaben verkleideten schönen Mädchen die Fabel von Venus und Adonis so lebhaft und zugleich so anständig darstellte, daß Xenophons Sokrates selbst Vergnügen daran gehabt hätte.

Zwischen den Akten dieses mimischen Duodramas spielten Bacchis und Xanthippides ihre Rollen nach Vermögen. Es galt, wie ich bald merkte, dem Menander und deiner kleinen Freundin. Bacchis hatte sich in ein sehr verführerisches Kostüm gesetzt und, die Wahrheit zu sagen, selbst für ihren Anschlag auf meinen Freund, des Guten eher zu viel als zu wenig gethan. Ihre Kleidung war zwar faltenreich genug, aber beinahe durchsichtig, ihre Arme, auf deren Schönheit sie vorzüglich stolz ist, bis an die Schultern bloß, und um ihren wenig verhüllten Busen schlang sich ein breites Band, mit Perlen vom reinsten Wasser gestickt, in der Absicht, die blendende Weiße ihrer Haut durch einen Schmuck, der den meisten nicht vorteilhaft wäre, noch auffallender zu machen. Sie hatte sich nach der Tafel in einer reizend nachlässigen Stellung auf die gegen die Wand aufgeschichteten Polster hingegossen und schien sich, so oft die Tänzer eine Pause machten, sehr lebhaft mit Menandern zu unterhalten. Meine Mutter, die es zu ihrer Zeit mit der schönen Bacchis vielleicht hätte aufnehmen können, gab sich alle Mühe, den gefälligen Dinias (den Freund Menanders) vergessen zu machen, daß sie dreißig Jahre zu früh in die Welt gekommen war. Mir war Xanthippides zugefallen, der mich in kurzem deutlich merken ließ, daß er mich zum Werkzeug seiner Rache an seiner Ungetreuen ausersehen habe, wiewohl ich überzeugt bin, daß sie ihr Spiel miteinander abgeredet hatten; denn beide stehen im Ruf, wenig Anspruch auf Beständigkeit in ihren Liebschaften zu machen. Gern hätt' er meine Schwester Chelidonis und die kleine Melitta, die für seine Absicht zu viel waren, entfernen mögen; aber sie wußten ihre Rolle, und wirklich thaten wir alle drei unser Bestes, ihn zu unterhalten. Meine Schwestern waren bis zur Ausgelassenheit lustig, sangen

ihm ein Sikyonisches Liedchen nach dem anderen und schenkten ihm dazu so fleißig von seinem eigenen Cyperwein ein, daß Herkules selbst zuletzt hätte unterliegen müssen. Menander hielt sich tapferer, als ich ihm zugetraut hatte, er schielte fleißig nach mir (da siehst du, Nannion, wozu das Schielen bei Gelegenheit gut ist!); denn die schöne Bacchis setzte ihm ernstlich zu, und er schien mir wirklich eine Herzstärkung nötig zu haben, um in einem so gefährlichen Kampfe auszuhalten und wenigstens nur mit leichten Wunden davonzukommen.

Endlich brach mit der Morgenröte das Ende unseres Festes ein. Der gute Xanthippides wurde, in Wein und Schlaf begraben, von vier Bedienten nach seinem Hause im Piräeus getragen; und Bacchis, die mir einen kleinen Verdruß über das Fehlschlagen ihres Planes kaum verbergen konnte, bat mich beim Abschied, etwas kalt, um die Fortsetzung der angefangenen Bekanntschaft und hätte mich gern glauben gemacht, es liege nur an mir, so eifersüchtig über sie zu sein, als ich wolle. „Menander hat alle meine Erwartung übertroffen, er ist ein bezaubernder Mann," sagte sie mit einem schlauen, viel bedeutenden Blick. „Wirklich," versetzte ich mit der harmlosesten Miene von der Welt, „wirklich bezaubert er schon seit zehn Jahren ganz Griechenland." Dinias, der einzige ganz Unbefangene unter uns, führte sie in einem mit zwei raschen Thrakiern bespannten Halbwagen nach Hause, und der zweifache Sieger Menander, der endlich allein übrig blieb, empfing den Lohn seiner Tugend — rate, Nannion, in wessen Armen?

XIV.

Menander an Dinias.

Empfange nochmals meinen Dank für die Freundschaft, die du mir durch deinen Besuch an den Dionysien erwiesen hast! Dein Beifall würde mich entschädigt haben, falls ich den Kranz abermals einem anderen hätte überlassen müssen; um so angenehmer war mir's, daß du, wie ich versichert bin, nicht wenig zum Siege meiner „Brüder" beigetragen hast. Seitdem nicht mehr der innere Wert eines Stückes, als Kunstwerk betrachtet, sondern Verabredung, Einfluß von Gunst oder Mißgunst gewisser Parteien und geheime Zusammen-

verschwörungen für oder wider ein neues Stück den Sieg oder die Niederlage eines Mitbewerbers um den Epheukranz entscheiden, hat ein Dichter zwar wenig Ursache, auf einen Triumph, woran er selbst so wenig Anteil hat, stolz zu sein; aber immer durchfallen und immer den, den wir wirklich geschlagen haben, als Sieger ausrufen hören, wird doch in die Länge so unangenehm, daß man endlich zufrieden ist, wenn man nur den Preis erhalten hat, sei es auch damit zugegangen, wie es wolle.

Noch sicherer, als ich für meine „Brüder“ auf deinen Beifall zählte, konnt' ich darauf rechnen, daß Glycera dir gefallen würde, die in ihrer Art noch einziger ist. Was wirst du also von mir denken, wenn ich dir gestehe, daß ich, der einen so zarten Sinn für ihre Liebenswürdigkeit hat, dennoch einer unwürdigen Buhlerin die Freude gemacht, sich schmeicheln zu können, daß sie einen Triumph über das holde Mädchen erhalten habe?

Du errätst leicht, daß hier von Bacchis die Rede ist, da du ein Augenzeuge der hitzigen Angriffe warst, welche sie an dem Abend, den wir bei Glycera zubrachten, auf meine Beständigkeit machte. Du sahest aber auch, wie wenig sie damals Ursache hatte, sich des Erfolges ihrer Bemühungen zu rühmen. In der That hatte sie, in Hoffnung, ihren Sieg zu beschleunigen, einen Aufwand von Anstalten gemacht, der ihrer Absicht mehr schadete als nutzte. Sie bestürmte meine Augen (den einzigen Sinn, gegen welchen sie damals ihre Angriffe richten konnte) auf einmal zu stark, und das, was sie damit wollte, sprach zu laut an, um nicht jedem Manne, der nicht alles Zartgefühls ermangelte, anstößig zu sein. Es bedurfte nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf Glycerion, deren anspruchslose Einfachheit so gewaltig von der prunkvollen Nacktheit der stolzen Bacchis abstach, um allen Zauber ihrer so übermütig ausgelegten Reize zu vernichten.

Daß Bacchis alles dies hintennach sich selbst gesagt haben müßte, zeigte sich einige Zeit darauf bei einem großen Gastmahl, welches Xanthippides seinen Freunden an den Panathenäen gab, wozu nebst mir auch Glycerion und ihre Mutter eingeladen waren. Er und seine gefällige Freundin hatten es darauf angelegt, ihre neulich mißlungenen Anschläge bei dieser Gelegenheit mit besserem Erfolg auszuführen, und waren (wie ich deutlich merken konnte) übereingekommen, einander dazu behilflich zu sein. Bacchis zeigte sich diesmal als eine

Meisterin in den schlauesten Kunstgriffen des hetärischen Putztisches. Sie war mehr edel und zierlich als schimmernd angezogen, beinahe matronenmäßiger, als ihr zukam, doch so, daß die Augen zwar geschont, aber die Phantasie und die Erinnerung des ehemals Gesehenen desto lebhafter beschäftigt wurden. Der verschwenderische Xanthippides hatte nichts vergessen, was sein Fest glänzend machen und der schönen Glycera von seinem Reichtum sowohl als von seiner Freigebigkeit eine hohe Meinung beibringen konnte. Die prachtvolle Halle, worin man speiste, war von großen Blumenstücken und blühenden Gebüschen umgeben, die mit bequemen Sitzen, Lauben und kleinen Kabinetten reichlich versehen waren.

Nach aufgehobener Tafel lockte die Schönheit der Nacht die Gäste, sich in den Gebüschen zu zerstreuen, und so fand Xanthippides Gelegenheit, sich mit Glycerion ungestörter als das erste Mal zu unterhalten, und Bacchis, sich mit deinem Freunde unversehens allein zu befinden. — Du kennst diesen zu gut, als daß er dir erst zu sagen brauchte, mit welchem Erfolg. In der That mochte sie wohl selbst nicht erwartet haben, daß er ihr den Sieg so leicht machen würde; und vermutlich war dieser Umstand für sie ein Beweggrund mehr, ihn keinen bedeutenden Vorteil von einer so günstigen Gelegenheit ziehen zu lassen. Denn ihr war es darum zu thun, ihn, wo nicht gänzlich, doch lange genug von Glycera zu entfernen, um für Xanthippides so viel Zeit zu gewinnen, als er nötig haben möchte, sich derselben zu nähern und gehört zu werden.

Du kannst leicht erraten, Dinias, daß die Sprödigkeit einer Bacchis deinen Freund nur desto mehr erhitzte, sein Ziel zu verfolgen — kurz, denn ich kann über dieses Glatteis nicht schnell genug hinwegkommen — sie wußte sich ganzer drei Wochen lang seiner so völlig zu bemächtigen, daß er (wiewohl nicht ohne Widerspruch seines Herzens) in dieser langen Zeit, die ihm freilich sehr kurz vorkam, Glycerens Haus vermied und die Vorwürfe, die ihm seine bessere Seele deswegen machte, dadurch zu beschwichtigen suchte, daß er sein Wegbleiben alle drei Tage durch ein heuchlerisches Entschuldigungsbriefchen mit vorgeschützten Geschäften und unvermeidlichen Abhaltungen rechtfertigte. Aber kaum hatte er bei Bacchis seinen Zweck erreicht, so würde er, trotz allen ihren Reizungen, noch an demselben Tage zu Glycera zurückgekehrt sein, wenn ihn nicht die Scham und die Unmöglichkeit, ihr seine Untreue zu ver-

heimlichen, so lange abgehalten hätte, bis sie selbst den ersten Schritt that und ihm in dem Briefe (den ich dir mitteile) mit einer Verzeihung zuvorkam, die er so leicht nicht zu erhalten gehofft hatte.

Wirklich kostet es dem holden Mädchen zu wenig, mir zu verzeihen, als daß es mir viel mehr kosten könnte, mich mit mir selber auszusöhnen. Sie weiß dem ganzen Handel einen so komischen Anstrich zu geben, und Bacchis mit ihrer fehlgeschlagenen doppelten Hoffnung und mit ihrer Gutmütigkeit, mir den Lohn eines sehr ungewissen Erfolgs vorauszuzahlen, kommt ihr so lächerlich vor, daß ich beinahe wider Willen mitlachen muß. Denn ich kann nicht bergen, diese leichte Art, die Sache zu nehmen, will mir nicht recht gefallen und beweiset mir wenigstens so viel, daß Glycerions Liebe zu mir das nicht ist, was ich mir einbildete; daß sie mehr den Namen der Freundschaft als der Liebe verdient. Es gibt sogar Augenblicke, wo ich mir's kaum ausreden kann, daß sie mehr meinen Ruhm als mich selbst liebt, und daß ich ihr vielleicht noch gleichgültiger als Xanthippides wäre, wenn sie sich nicht geschmeichelt fände, einen Dichter, dessen Namen die ganze Hellas kennt, zum erklärten Verehrer zu haben. Sollte sie mir jemals Ursache geben, mich von diesem vielleicht ungerechten Argwohn völlig überzeugt zu halten — nun dann? — so hätt' ich mich eben an ihr getäuscht, ohne daß ich darum berechtigt wäre, mich über sie zu beklagen. Denn, im Grunde, könnte wohl eine übermütigere Forderung erdacht werden, als wenn ein Mensch um seines kahlen Ichs willen geliebt sein wollte?

XV.

Glycera an Menander.

Was ist dir, Menander, daß wir dich schon ganzer drei Wochen nicht gesehen haben? Und wofür alle deine Ausreden und Anstrengungen deiner Erfindungskraft, womit du alle drei oder vier Tage dein Ausbleiben entschuldigest? Als ob die wahre Ursache, warum du dich vor uns scheuest, ein Geheimnis sein könnte! Siehst du nun, wie gut ich's mit dir meinte, daß ich, anstatt dich zu einer feierlichen Verbindung zu verführen, dich aus allen Kräften abhielt, diese Thorheit zu begehen? Ich nenne es eine Thorheit, nicht als ob ich

mir zu viel zu schmeicheln glaubte, wenn ich denke, daß ich im Notfall eine ganz leidliche, vielleicht sogar eine wohlachtbare Matrone abgegeben hätte; aber aus dir, mein Freund, würde schwerlich jemals ein guter Ehemann werden. Jetzt bist du frei, und ich habe dir bösen Ruf und zu späte Reue dadurch erspart, daß ich ehrlich genug war, keinen der Augenblicke zu mißbrauchen, wo ein Weib alles aus dir machen kann, was sie will. Bediene dich also auch deiner Freiheit ungescheut! Du hast Bedürfnisse, die ich nicht habe, es ist ein Mangel, den ich der Natur für eine Gabe anrechne. Meinetwegen brauchst du dir keinen Zwang anzuthun; ich werde nie über etwas anderes als dein Herz eifersüchtig sein, und was kümmert sich die schöne Bacchis um dein Herz! Was sie dir ist, kann ich dir niemals sein, wenn ich auch wollte; dafür aber bin ich auch zufrieden, wenn du nur der erste und getreueste meiner Freunde bist — der einzige, sollt' ich sagen; denn habe ich einen anderen Freund als dich? Dir gänzlich vertrauend, dacht' ich nie daran, mir einen anderen zu machen.

Besorge also nie einen Vorwurf von mir, wenn eine unserer Schönen, wer sie auch sei, die einzige Stelle, wo du, wie Achilles, verwundbar bist, ausfindig gemacht hat! Nur vor der schönen Bacchis laß dich warnen, guter Menander! Sie ist eine gefährliche Spinne. Ich sehe schon lange, wie sie dich mit einem Faden nach dem anderen umwickelt; unsichtbar, wie die Maschen des vulkanischen Netzes, sind sie eben nicht; aber du fliegst so lüstern und gierig auf die Lockspeise zu, daß du dich mit offenen Augen fangen lässest.

Das Lustigste indessen, und was du nicht zu sehen scheinst, ist, daß sie ihr Netz zwar für dich, aber zu gunsten eines dritten ausgespannt hat, der dich aus seinem Wege haben wollte. Solltest du denn wirklich nicht wissen, daß, während du, von dem süßen Gift ihrer Augen berauscht, zu ihren Füßen lagst, der edle Xanthippides alles mögliche versuchte, mich zu gewinnen und, da es ihm bei mir nicht gelang, wenigstens meine Mutter durch die glänzendsten Versprechungen und Aussichten auf seine Seite zu bringen? Oder sollte Bacchis dich schon so sehr bezaubert haben, daß es dir gleichgültig ist, wer sich deiner verlassenen Glycerion bemächtigt? So spricht meine Mutter, so sprechen meine Schwestern; und sind sie zu verdenken? Ich allein sage Nein, halte fest an meiner guten Meinung von dir und bringe die Nächte damit

zu, die Schutzreden zu ersinnen, die ich den ganzen Tag für dich halten muß. Aber Zeit wär' es endlich, daß du mir diese Mühe abnähmest und deine Rechtfertigung selbst führtest.

XVI.

Menander an Glycera.

Rechtfertigen kann ich mich nicht, beste Glycerion; aber nach dem Piräeus fliegen kann ich, um zu deinen Füßen die Verirrung meiner Sinne auf ewig abzuschwören. Du erweisest der schönen Bacchis zu viel Ehre, wenn du sie für so gefährlich hältst. Ich kann mir hier das berühmte Wort des Aristippus zueignen: „Ich hatte die Bacchis, aber sie hatte mich nicht.“ Auch war es bloß eine unüberwindliche Furcht vor der Beschämung des ersten Augenblicks, was mich so lange abhielt, dir unter die Augen zu treten. Meine Ruhe bei den Versuchen des Xanthippides, dich zu Genehmigung seiner Anträge zu bewegen, war keine Folge meiner Berauschung aus dem Zauberkelch der Bacchis; sie war die Frucht meiner Ueberzeugung, daß es weder ihm noch irgend einem seinesgleichen je gelingen könne, ein Herz wie das deinige zu gewinnen; und daß du mit Gold erkäuflich seiest, ist ein Gedanke, der gar nicht in meine Seele kommt. Demungeachtet fühle ich jetzt nur zu sehr, daß auch der bloße Schein der Gleichgültigkeit eine gerechte Ursache wäre, mich auf immer aus deinen Augen zu verbannen, wenn meine Glycerion über die gemeinen Schwachheiten ihres Geschlechtes nicht so hoch erhaben wäre.

XVII.

Nannion an Glycera.

Was seit mehreren Jahren unser beider Wunsch war, liebste Glycera — daß eine wohlwollende Gottheit uns in Athen wieder zusammenbringen möchte, ist nun endlich, wenn sich uns anders kein neues Hindernis in den Weg legt, der Erfüllung nahe. Meine Base findet, daß ich es durch ihren Unterricht und meinen Fleiß in meiner Kunst weit genug gebracht, mit Vorteil zu Athen auftreten zu können. Ob sie

sich hierin geirrt habe oder nicht, darüber sollen meine Glycerion und ihr Menander Richter sein; denn vor euch will ich meine erste Probe ablegen. Genug, es ist beschlossen, daß wir Sikyon mit Athen vertauschen. Alle Anstalten werden dazu gemacht, und ich brauche dir nicht erst zu sagen, wie eifrig ich sie betreibe. Ich bin wie berauscht, wenn ich Athen nur nennen höre, und träume alle Nächte, daß ich in Athen bin und unter dem alten Feigenbaum eurer Göttin oder unter dem Ahorn des Sokrates am Ilissos tanze. Kurz, Glycerion, am Vorabend der nächsten Panathenäen wird, wenn die Götter uns günstig sind, deine Nannion in deinen Armen sein.

XVIII.

Glycera an Nannion.

Ich freue mich auf deine Ankunft in Athen, liebe Nannion, wie ich mich vor sechs Jahren auf die erste Hyazinthe und auf die erste Nachtigall im Frühling freute. Ich sehe dich in Gedanken bald Daphne, von Apollo gejagt, bald Ariadne auf Naxos, bald die Entführung Proserpinas oder Orpheus und Eurydike tanzen — mit einer Wahrheit des Ausdrucks und Leichtigkeit und Zierlichkeit der Bewegungen, die selbst in Athen noch nie gesehen wurde. Glaube mir, Nannion, du wirst, trotz deiner kleinen Faunennase, so viel Eroberungen in dieser üppigen Stadt machen, daß du nicht wissen wirst, wo du sie hinthun sollst. Aber du wirst, hoffe ich, weise sein und, indem du in der Blütezeit den möglichsten Vorteil von deiner Kunst ziehest, der Zukunft immer eingedenk bleiben und von unserem Epikur oder viel mehr von seiner Schülerin und Freundin Leontion, die auch meine Freundin ist und die deinige werden soll, diese Mäßigung im Genießen lernen, ohne welche das freudenreichste Leben nur ein bacchischer Rausch ist, auf den ein schmerzhaftes und reuevolles Erwachen folgt.

Menander hat uns seit einigen Monaten verlassen, um seinen Freund Demetrius nach Alexandrien zu begleiten, wohin ihn der König Ptolemäus sehr verbindlich eingeladen hat. Ich bin seit mehreren Jahren so gewohnt worden, alle zwei oder drei Tage den Abend mit ihm zuzubringen, daß mir durch seine Abwesenheit ein Teil meiner selbst zu fehlen scheint.

Ohne den äußerst anziehenden und unterhaltenden Umgang mit meiner neuen Freundin Leontion wüßte ich mir wirklich kaum zu helfen. Denn daß ich der Lieblingsbeschäftigung meiner kindlichen Jahre, des ewigen Blumenlesens und Zusammengattens, endlich müde worden bin und durch Menandern eine edlere und genußreichere Art von Dasein kennen gelernt habe, kannst du dir leicht vorstellen. Anfangs wollt' er mich bereden, ihm nach Aegypten zu folgen, und ich fühlte mich nicht wenig dazu versucht; aber bessere Gedanken kommen über Nacht; er selbst machte sich, als Ernst daraus werden sollte, Einwürfe, auf die er keine Antwort fand; und so blieb ich hier und erwarte seine Wiederkunft um so sehnlicher, da ich seit unserer Trennung nur zwei Briefe von ihm erhalten habe.

Ein Zufall hat inzwischen dem Komödiendichter Philemon Gelegenheit verschafft, uns einen wichtigen Dienst zu leisten und unsere Verlassenheit durch seine Besuche zu erheitern. Denn dieser Philemon ist trotz seiner fünfzig Jahre, seines halbgrauen Kopfes und seiner auffallenden Häßlichkeit in Gesellschaft einer der kurzweiligsten Menschen, die ich noch gesehen habe. Sein böser Dämon hat den Alten mit einer Art von Leidenschaft für deine Freundin angehaucht, die ihn zum Helden einer viel lächerlicheren Komödie macht, als er jemals auf den Schauplatz gebracht hat. Anfangs konnt' ich lange nicht von mir erhalten, dem Menschen, der mit schlechten Stücken schon so oft den Sieg über meinen Menander erhielt, ein freundliches Gesicht zu verleihen; aber seitdem er uns d i e s e Komödie gibt, hab' ich mich unvermerkt mit ihm ausgesöhnt. Denn damit ich ihm erlaube, mir von Zeit zu Zeit eine erzkomische Liebeserklärung zu thun und mich in einem seiner Stücke die Gute zu nennen, läßt er sich so übel von mir mitspielen, als ich Lust habe. Du bildest dir vielleicht ein, daß er seine Häßlichkeit und seinen grauen Ziegenbart durch Freigebigkeit gut machen werde; aber da würdest du dich sehr irren; er ist der zäheste Filz in ganz Athen. Gleichwohl bringt ihn Amor, „der Götter und der Menschen Herrscher“, dahin, daß er sich zuweilen mit kleinen Geschenken wehe thut, auf die er einen so hohen Wert legt, als ob er die Schätze des Krösus mit mir teilte. So schickte er mir neulich an meinem Geburtstag ein winziges Körbchen voll sehr gemeiner Blumen aus seinem eigenen Garten, die, seiner Versicherung nach, die einzigen in Attika waren; und an einem kleinen Gastmahl, das meine Mutter an den Lenäen gab,

wußte er sich nicht wenig mit einem Kruge Syrakuserwein, den er zum Feste beisteuerte, aber, wohl zu merken, nicht etwa für sein Geld gekauft, sondern von einem Freunde geschenkt bekommen hatte. Doch genug von diesem Ehrenmanne, dessen Freundschaft uns, da wir hier fremd sind, und er bei einigen Häuptern der Stadt viel vermag, in Abwesenheit unseres bisherigen Beschützers nicht so gleichgültig ist, daß wir sie ganz vernachlässigen dürften!

XIX.

Glycera an Leontion.

Menander ist endlich angelangt; aber wohl kam es mir, daß ich die Freude des Wiedersehens wenigstens in der Einbildung vorausgenossen hatte; denn für eine so lange Trennung war die erste Umarmung ziemlich frostig. Vergebens bemühte er sich, einen fröhlichen und zärtlichen Ausdruck in sein Gesicht zu bringen; die Natur scheint den Menschen seiner Art die Gabe der Verstellung schlechterdings versagt zu haben. Menandern wenigstens sieht man's immer auf den ersten Blick an, daß er etwas verbergen möchte, und auf den zweiten oder dritten, was es ist. Daß die düstere Wolke, die auf seinen Augenbrauen lag, mich mit einem Ungewitter bedräue, war gerade, was er am wenigsten verbergen konnte; womit ich mir aber seinen Unwillen zugezogen haben mag, ist mir bis auf diesen Augenblick ein Rätsel. Denn zu einer Erklärung war der einsilbige Mensch nicht zu bringen; auch verschwand er unter dem Vorwand dringender Geschäfte eben so schnell wieder, als er gekommen war. Gewiß ist, daß er Ursache hat, mit seiner Aufnahme in Alexandrien sehr zufrieden zu sein, und daß er also seinen Mißmut nicht von dorther mitgebracht haben kann; denn der Bediente, der ihn auf dieser Reise begleitete, konnte meiner Schwester Myrto nicht genug anrühmen, wie sehr sein Herr von dem Könige ausgezeichnet und mit Geschenken überhäuft worden sei.

Ich gestehe dir, liebste Leontion, daß ich nicht ruhig sein kann, bis ich über dieses sonderbare Betragen meines launenvollen Freundes im klaren bin. Du würdest mich daher sehr verbinden, wenn du mich diesen Abend besuchen oder, wofern dies nicht angeht, mir auf halbem Wege einen Platz

bestimmen wolltest, wo wir uns zu einer von dir bestimmten Stunde antreffen und unsere klugen Köpfe zusammenstecken könnten, um zu überlegen, wie ich mich in einer so unerwarteten Lage zu benehmen habe.

XX.

Leontion an Glycera.

Du wirst sehen, liebe Glycera, daß es am Ende nichts als der leidige Dämon der Eifersucht sein wird, der dem guten Menander in den Leib gefahren ist. Irgend ein dienstfertiger Freund wird ihm von dem Zutritt, den sein Antagonist Philemon während seiner Abwesenheit in deinem Hause erhalten hat, im engsten Vertrauen Nachricht gegeben und, wie gewöhnlich, die Sache vergrößert und in ein zweideutiges Licht gestellt haben. Was braucht es mehr, um die Einbildungskraft eines poetischen Liebhabers in Feuer und Flammen zu setzen? Ohne ein Ungewitter wird es nicht ablaufen, das kann ich dir voraussagen. Sehr gern, meine Liebe, würde ich diesen Abend bei dir zugebracht haben, wenn ich mich nicht bereits an den jungen Metrodor versprochen hätte, der seinem Freund und Lehrer Epikur, dessen Geburtstag heute ist, ein glänzendes Fest geben wird. Wenn du dich aber um die vierte Stunde nach Mittag im äußeren Keramikus bei der Bildsäule des Harmodius einfinden willst, so wirst du nicht lange auf deine Leontion warten müssen.

XXI.

Glycera an Menander.

Höre mich jetzt, Menander, und nimm wohl zu Herzen, was ich dir zu sagen habe; denn gestern warst du nicht in der Fassung, auf die Stimme der Vernunft zu achten, und — ich schwieg.

Es sind nun bald sechs Jahre verflossen, seitdem wir uns zum erstenmal sahen. Meine Seele flog dir entgegen, und wie hättest du mich nicht wieder lieben sollen, da du dich (wie du sagtest) bereits in mein Bildnis verliebt hattest?

Seit dieser Zeit hab' ich weder aus Not noch aus Pflicht, sondern aus freier Zuneigung bloß für dich gelebt, und meine angelegenste Sorge war, dich so glücklich zu machen, als in meinem Vermögen steht. Alle meine Gedanken lagen immer offen vor dir; wen solltest du kennen, wenn du mich nicht kennst? — Und dennoch bist du fähig, mich mit einer Art von Weibern zu vermengen, mit der ich nichts gemein habe als das Unglück, auch ein Weib zu sein. Oder woher sonst diese Eifersucht, mit deren rasenden Ausbrüchen du gestern unser kleines Haus erschüttert und sogar die Nachbarn in Unruhe und Schrecken gesetzt hast? — Du brichst mit Gewalt in meine Kammer ein, wirfst alles darin übereinander, durchsuchst alle Winkel des Hauses, zerbrichst in deiner Wut alles, was dir vor die Hände kommt, überschüttest mich und die Meinigen mit den schmählichsten Vorwürfen und stürmst endlich unter den wildesten Drohungen und Verschwörungen wieder zum Hause hinaus. — Und warum alles das? — Weil ich dem Philemon in deiner Abwesenheit den Zutritt bei mir gestattete, weil er als ein Freund vom Hause angesehen wird, weil er — in fünf Monaten ein einziges Mal — bei uns zu Nacht gegessen hat. Welche Ursachen! Wenn es nur nicht Philemon wäre, sagst du; jeder andere aus Athen, aus Griechenland, aus der weiten Welt, nur nicht Philemon! — Und warum das? — Aus einer Ursache, die du zu gestehen erröten müßtest — weil er auch Komödien schreibt, wie du (wiewohl kein Mensch von gesundem Kopf sie den deinigen an die Seite stellt), und weil ihm (nicht dir, sondern euren Richtern zur Schande) schon öfters der Sieg zuerkannt wurde. — Wie klein! wie deiner unwürdig! Doch es ist nicht meine Absicht, dich durch Vorwürfe, wie verdient sie auch sein möchten, noch mehr zu erbittern; aber die Wahrheit mußt du von mir anhören, und dann — soll es von dir abhängen, ob wir uns gestern zum letztenmal gesehen haben oder nicht.

Höre also vor allen Dingen, wie ich zur Bekanntschaft mit Philemon gekommen bin! Sie schreibt sich von einem sehr wesentlichen Dienst her, den er uns gegen einen Sykophanten leistete, von welchem wir angeklagt wurden, daß wir unverzollte Waren heimlich von Sikyon nach Athen gebracht hätten. Dies trug sich wenige Tage nach deiner Abreise zu. Wärest du zugegen gewesen, so hätten wir ohne Zweifel der guten Dienste Philemons nicht bedurft. Genug, er leistete sie uns, und meine Mutter fand sich ihm zu sehr verpflichtet,

um seine Besuche, da er sie auch nach Beendigung unseres Prozesses fortsetzte, verbitten zu können. Daß er sich in eine ihrer Töchter vergaffte, war desto schlimmer für ihn; denn das solltest du dir doch wohl vorstellen können, daß Glycera sich weder in sein häßliches Angesicht noch in seine fünfzig Jahre noch in seinen stadtkundigen Geiz wieder verliebt haben werde. Sich über seine Bethörung lustig zu machen, war natürlicherweise alles, wozu ein solcher Liebhaber gut sein kann. Uebrigens mußt du so gut als wir wissen, daß er einer der witzigsten Köpfe in Athen ist, und daß ein ihm eigenes mimisches Talent, alles, was er spricht, und selbst die Personen, von denen er spricht, durch seine Gebärden und den Ton seiner Stimme darzustellen, ihn zu einem überall beliebten Gesellschafter macht; und so konnt' ich es doch wohl geschehen lassen, daß ihm meine Mutter gut begegnete, wenn mir auch seine Liebe, wegen deren er öfters über sich selbst spottete, mehr Langeweile als Spaß gemacht hätte. Dies, Freund Menander, ist das ganze Verhältnis, worin Philemon mit uns steht. Ich sehe nichts darin, was deine Eifersucht, geschweige einen so wütenden Ausbruch dieser häßlichen Leidenschaft, entschuldigen könnte. Oder solltest du mir etwa daraus ein Verbrechen machen, daß ich in deiner Abwesenheit mich ganz leidlich zu behelfen und mir, auch ohne dich, manche fröhliche Stunde zu verschaffen gewußt habe? Wahrlich, Menander, wenn du dir eingebildet hast, daß ich, während du am Hofe zu Alexandrien in Saus und Braus lebtest, diese ganze Zeit über, in Trauerkleider gehüllt, am Gestade des Piräeus umherschleichen und den ganzen Tag nichts thun werde, als deinen Namen in den Sand schreiben oder in die Felsen kratzen und die See von meinen Thränen schwellen machen, so hast du dich sehr in mir betrogen!

Bei so bewandten Umständen erwarte also keine Nachgiebigkeit, die mich zu deiner Sklavin erniedrigen würde! Die Liebe gibt dir kein Recht, deine Launen und Grillen zu Gesetzen für mich zu machen; du hast kein Recht, den ergrimmten Herrn in meiner Wohnung zu spielen, kein Recht, von meiner Mutter zu verlangen, daß sie dir einen Freund, der Verdienste um sie hat, aufopfern, oder von mir, daß ich diesem Manne aus dem Wege gehen soll, weil er mich liebt. Ich habe über mich selbst zu gebieten und weiß am besten, was mir zu thun oder zu lassen geziemt. Kurz, Menander, wenn du dein gestriges Betragen Liebe nennst, so sage ich

dir, daß ich nicht auf diesen Fuß geliebt sein will. Du selbst hättest mich an eine zartere Behandlung gewöhnt, wofern ich jemals eine andere gekannt hätte. Der Menander, den ich liebte, war ein ganz anderer Mann als der gestrige; jener kann gewiß sein, immer eine Freundin in mir zu finden; diesem — ich schwör' es bei meiner Urania und ihren Grazien! — wird sich meine Thür nie wieder öffnen.

XXII.

Menander an Glycera.

Der Jähzorn ist eine Erbkrankheit in meiner Familie, liebe Glycera, und

„Wir rasen alle, wenn der Zorn uns übernimmt,"

wie dein Freund Philemon in einem seiner Stücke sagt. Vergib mir also, was nicht ungeschehen gemacht werden kann, und sei so billig, zu gestehen, daß ein leicht aufbrausender Liebhaber, wenn er zu allem Ueberfluß noch das Unglück hat, ein Dichter zu sein, zu entschuldigen ist, wenn er darüber rasend wird, daß er einen ihm verhaßten Nebenbuhler im Hause seiner Geliebten so frei aus und ein gehen sieht, als ob er zur Familie gehöre; zumal wenn dieser Nebenbuhler unverschämt genug gewesen ist, in Gegenwart mehrerer Zeugen zu prahlen, er habe gute Hoffnung, Menandern auch bei der schönen Glycera den Preis abzugewinnen, den er schon so oft im Theater über ihn erhalten habe. Wenn ihm diese Rede auch von seinen Feinden zur Ungebühr nachgesagt würde, ist es nicht schon daran genug, daß er nichts Dringenderes hatte, als dich in seiner letzten Komödie mit offenbarer Affektation die Gute zu nennen, um zu verstehen zu geben, er möge wohl seine Ursache haben, warum er an der schönen Glycera gerade nichts anderes rühme als ihre Güte? — Doch wenn dieser Umstand gleich meinen Unwillen über Philemon rechtfertigt, meine gestrige Aufführung in deinem Hause kann nichts entschuldigen. Ich unterwerfe mich daher jeder Buße, die du mir auflegen willst, beste Glycerion; nur verzeihe mir — was ich mir selbst nie verzeihen werde; schenke mir, wenn's möglich ist, deine ganze Liebe wieder; und um mir einen Beweis davon zu geben, der mich dir unendlich verpflichten wird, räche mich an dem unseligen Menschen, der an allem

diesem Unheil schuldig ist, an diesem mir mit so vielem Recht verhaßten Philemon, dessen Wangen noch weniger erröten können als seine Fußsohlen, und verschließe ihm deine Thür auf immer.

XXIII.

Glycera an Menander.

Was könnt' ich Menandern nicht verzeihen, wenn er seine Fehler bereut? und wie würde ich ihn lieben, wenn er Herr über sie würde!

Du glaubst eine Buße verdient zu haben, und ich hätte große Lust, dir eine aufzulegen, die dir etwas bitter schmecken dürfte. Von einer Buße ist aber auch nicht zu erwarten, daß sie wie Honig vom Hymettus schmecke. — „Und worin bestünde diese Buße?" — Worin anders, als daß du mir das Vergnügen machen solltest, dich mit Philemon auszusöhnen. Er schwört bei allen Göttern, die Rede, deren er beschuldigt wird, sei nie über seine Lippen gekommen. Diphilus, sagt er, und Hermias hätten ihn, in Gegenwart etlicher anderer Bekannten, etwas spöttisch mit seiner Liebe zu Glycera aufgezogen, und da sie es gar zu arg getrieben, habe er endlich lachend geantwortet: „Warum sollt' es nicht möglich sein, daß die schöne Glycera in einem grillenhaften Augenblick mich mit allen meinen Runzeln dem Menander vorziehen könnte, da unsere Kampfrichter schon oft so blind gewesen sind, meinen Komödien den Vorzug vor den seinigen zu geben?" — Daß dies seine Worte gewesen, sagt er, würden Diphilus und Hermias bezeugen müssen; und ich bin um so geneigter, ihm zu glauben, weil er wirklich bei jedem Anlaß mit der größten Achtung von deinen Werken spricht. Es ist noch nicht lange, daß ich zwischen Ernst und Scherz zu ihm sagte: „Aber, Philemon, wirst du nicht allemal bis an die Ohren rot, wenn du den Sieg über Menander davonträgst?" „Das könnte wohl mehr als einmal der Fall bei mir gewesen sein," war seine Antwort; „der Sieg ist freilich immer etwas Angenehmes, wenn wir ihn auch (was den berühmtesten Feldherren schon begegnet ist) bloß dem Zufall zu verdanken haben; aber ich werde immer laut bekennen, daß Menander der erste unter den komischen Dichtern unserer Zeit ist, und rechne mir's zu

großer Ehre, wenn verständige Liebhaber der Musenkunst mir die zweite Stelle zuerkennen."

Alles wohl erwogen, denke ich, du solltest die Buße, die ich dir aufzulegen willens bin, nicht zu streng finden. Was meinst du?

XXIV.

Menander an Glycera.

Mach' alles mit mir, was dir beliebt, meine Königin; nur mit der feierlichen Aussöhnung, womit du mich bedrohest, verschone mich! Ich verspreche dir, daß ich mich gegen Philemon mit aller Urbanität, die einem geborenen Athener zukommt, betragen will, wo wir uns nur immer antreffen, sollt' es auch in deinem Hause sein; aber Freunde — das mußt du so gut fühlen als ich — Freunde können wir niemals werden. Deine Mutter, um deren Verzeihung ich in einem eigenen Briefe bitte, hoffe ich durch einen großen Tragkorb voll neuen Hausgerätes zu besänftigen, den ich dir statt des zerbrochenen alten übersende. Werdet mir wieder gut, liebe Sikyonerinnen, so viele euer an Glycerion hangen; ich werde nicht eher wieder leicht atmen, bis ihr mir wieder alle mit den freundlichen Gesichtern entgegenkommt, an welche ihr mich von so langem her gewöhnt habt!

XXV.

Menander an Dinias.

Es hat bei meiner Zurückkunft aus Aegypten einen ziemlich harten Strauß zwischen mir und Glycerion abgesetzt, lieber Dinias. Ich erinnere mich dessen nicht gern; aber die angeschlossenen Briefe, die bei dieser Gelegenheit zwischen ihr und mir gewechselt wurden, werden dir mehr davon sagen, als dir meinetwegen lieb sein wird. Genug, der Sturm ist vorüber, alles lacht uns wieder an; wir bilden uns ein, beide zu gleicher Zeit einen bösen Traum geträumt zu haben, und der Sommer unserer Liebe, welche wirklich einiger Auffrischung benötigt war, hat dadurch die Lebhaftigkeit und den Glanz ihrer ersten Blüte wieder erhalten. Glycerion, welche

nächstens ihr zweiundzwanzigstes Jahr zurücklegen wird, gleicht jetzt einer soeben in der Morgensonne völlig aufgebrochenen hundertblätterigen Rose; ihre körperlichen und geistigen Reizungen haben den Punkt der Reife erreicht. Sie ist nun alles, was sie sein kann — ein äußerst liebenswürdiges Weib, bei Amorn und Aphroditen! aber am Ende doch so gut ein Weib wie alle andern; und es gibt der verwünschten hellen Augenblicke immer mehrere, wo ich nur gar zu klar zu sehen glaube, daß ich mich auch an ihr getäuscht habe, daß auch sie ihrer Vorteile über uns sich nur zu sehr bewußt ist, daß auch sie nicht so ganz ohne Eitelkeit, Ansprüche und Launen ist, als sie zu sein schien, da sie mir mit aller Unerfahrenheit, Unschuld und Kindlichkeit ihrer sechzehn Jahre in die Arme flog. Soll ich nun mit der aufgeblühten Rose hadern, daß sie nicht mehr Knospe ist? Vermutlich ist das, was ich von einem Mädchen, das mich auf immer fesseln sollte, forderte, gar nicht in der Natur. — Auch werde ich täglich geneigter, zu glauben, daß diese holden Zauberinnen ohne alle diese Ungleichheiten, Grillen, Widersprüche mit sich selbst und unseren Erwartungen, kurz, ohne alles, womit sie uns zuweilen rasend machen, nicht halb so bezaubernd wären, als sie sind. Verkümmern wir uns also nicht selbst durch eigensinnige und überspannte Forderungen die Freude, die wir an ihnen haben könnten, wenn wir sie nähmen, wie sie sind! Ueberlassen wir uns den süßen Täuschungen, solange sie uns täuschen können, und beschleunigen nicht selbst den leidigen Augenblick der Entzauberung, der immer zu früh kommt, wie spät er auch kommen mag!

XXVI.

An eben denselben.

Seit einigen Tagen ist eine Jugendfreundin meiner Glycerion, Nannion genannt, von Sikyon angekommen, die, wie es scheint, zu Athen ihr Glück versuchen will. Ich war eben gegenwärtig, als sie anlangte, und muß gestehen, der erste Anblick ist ihr nicht besonders günstig. Solltest du wohl glauben, daß sie eines der häßlichsten Mädchen ist, die man sehen kann? Denke dir auf den Körper einer ziemlich plumpen Bacchantin einen runden weiblichen Faunenkopf, einen großen Mund mit dicken Lippen, eine kleine Stirn, eine aufgestülpte

Nase und zu allen diesen Reizungen ein Paar große, funkelnde, herausfordernde Augen, die immer in Bewegung sind und nicht drei Pulsschläge lang auf eben demselben Gegenstand verweilen, so siehst du sie leibhaftig vor dir stehen. Urteile, ob ich betroffen darüber war, daß ein Mädchen dieses Schlages die vertrauteste Jugendfreundin meiner Glycerion sein sollte! Wahr ist's, sie sind Anverwandte und wuchsen von Kindheit an nebeneinander auf; und daß es dieser Nannion an Geist nicht fehlen kann, dafür bürgen schon ihre Augen, derengleichen ich wirklich in meinem Leben noch nie gesehen habe. Denn mit jedem Blick schleudert dir das wilde Mädchen einen Jynx in den Busen, und was das Schlimmste ist, sie scheint keine Absicht dabei zu haben und sieht so harmlos und unbefangen dazu aus, als ob sie nicht wüßte, daß sie Augen habe. Bei allem dem versichere ich dich, daß sie einen widerlichen Eindruck auf mich gemacht und gegen meinen Willen ein — Etwas, dem ich keinen Namen zu geben weiß, in mir aufgeregt hat, welches mich nötigen wird, die schöne Glycerion mit etwas kälterem Blute zu beobachten, als mir bisher möglich war. Nannion soll eine vortreffliche mimische Tänzerin sein, und dies ist es eigentlich, worauf sie die Hoffnung gründet, sich auf Kosten unserer üppigen Athener zu bereichern. Ich bin ungeduldig, eine Probe ihrer Kunst zu sehen. Wie bald dies geschehen wird, ist noch ungewiß. Denn bevor sie sich in einer großen Gesellschaft zeigt, will sie ihre erste Probe in Glycerions Hause machen, und mir ist bereits angekündigt worden, daß keine Mannsperson zu diesen Mysterien zugelassen werden könne; eine Vorsicht, die mir einiges Mißtrauen zu verraten scheint und meine Erwartung von dem gerühmten Talent dieser sikyonischen Künstlerin ziemlich tief herabgestimmt hat.

XXVII.

Glycera an Leontion.

Sage mir doch, Leontion — denn du hast mehr Gelegenheit gehabt, die Männer kennen zu lernen, als ich — ist es eine Untugend des ganzen Geschlechtes, daß sie sich so wenig aus ihren Vergehungen machen, oder ist es ein eigener Zug im Charakter Menanders? Es ist noch nicht sehr lange, seit

er sich so gröblich gegen mich vergangen hat, daß er vielleicht selbst kaum hoffen durfte, Verzeihung zu erhalten. Ich verzieh ihm, und in den ersten Tagen unserer Aussöhnung war der Mensch so demütig, so geschmeidig, so aufmerksam auf meine leisesten Winke, daß ich mich verführen ließ, zu glauben, ich hätte endlich den Sieg über seine Unbeständigkeit erhalten. Aber kaum hielt er sich meiner Liebe wieder gewiß, so war auch alles Geschehene wieder vergessen. Er läßt allen seinen Launen und Unarten den Zügel wieder, übersieht sich selbst alles und nimmt es dafür mit mir so scharf, als ob er sich nichts vorzuwerfen, ich hingegen die größte Ursache hätte, alles von ihm zu ertragen. Wie hätte ich vor sechs Jahren denken sollen, daß dieser Menander, der mich damals so zart behandelte, so aufmerksam auf meine stillsten Wünsche, so selig durch meine kleinsten Gunsterweisungen war, in so wenig Jahren sich selbst so unähnlich sein würde? Ich darf es dir wohl gestehen, liebste Leontion, mir laufen zuweilen wunderliche Gedanken durch den Kopf, und daß ich ihnen kein Gehör gebe, kommt im Grunde bloß daher, weil ich von keinem anderen Mann eine bessere Meinung habe als von Menandern. Doch nichts mehr von diesen leidigen Geschöpfen!

Wie hat dir meine Nannion gefallen? — Wir waren freilich wenig mehr als Kinder, da wir unsere Freundschaft stifteten. Nannion hat sich in den sechs Jahren meiner Abwesenheit von unserer Vaterstadt mächtig entwickelt, oder soll ich verändert sagen? Denn beinahe hätt' ich sie auf den ersten Anblick nicht erkannt. Indessen war sie immer ein gutmütiges Wesen, und ich halte mich versichert, daß sich ihr Herz nicht verändert hat.

XXVIII.

Leontion an Glycera.

Du fragst mich, wie mir die Gespielin deiner Kinderjahre gefallen habe? und ich antworte dir mit meiner gewohnten Offenheit. Es dürfte schwer sein, ein Mädchen zu finden, bei welchem das, was man gewöhnlich Häßlichkeit nennt, in so viele Reizungen eingewickelt wäre. Beim ersten Anblick scheinen alle Züge ihres Gesichts in einem allgemeinen Aufstand gegeneinander begriffen; keiner paßt recht zum anderen; nichts ist

in seinem gehörigen Ebenmaß; aber ihr großes, feuersprühendes Auge herrscht wie ein Gott in diesem Chaos und zwingt die widerspenstigen Elemente ihres Gesichtes zu einer Art von seltsamer, aber gefälliger Einigung. Nimm dazu die frischeste Blume der Jugend und Gesundheit, eine blendende Weiße aller sichtbaren Teile ihres Körpers und eine gewisse einladende Ueppigkeit der Formen, die von den meisten Männern der reinen, Anbetung gebietenden Schönheit vorgezogen wird: so wirst du finden, daß ich, ohne die Gabe der Weissagung vom delphischen Apollo erkauft zu haben, vorhersagen kann, sie werde bei ihrem ersten öffentlichen Auftritt eine große Niederlage unter unseren jungen und alten Athenern anrichten. Ich verspreche ihr viel von ihrem natürlichen Geschicke zur mimischen Kunst, aber noch viel mehr von ihren Anlagen zur Kunst, die Männer einzufangen. Noch scheint das rohe Mädchen nichts davon zu wissen; aber in Athen wird sie sich schnell genug entwickeln. Auf alle Fälle rate ich dir, auf deinen Menander wohl acht zu geben, wenn du anders Lust hast, ihn noch länger beizubehalten. Wirklich ist die Treue, womit du ihm schon sechs ganzer Jahre zugethan bist, etwas sehr Musterhaftes. Eben so gut hättest du ihn vollends geheiratet; denn ich sehe nicht, was die tugendreichste Ehefrau mehr thun könnte. Unter unseren athenischen Matronen sind schwerlich drei oder vier, die der geheimen Feier der Thesmophorien mit so reinem Gewissen beiwohnen, als das deinige dich dazu berechtigte, wenn dir die alte Sitte nicht im Wege stünde.

Ich sage dies nicht, als ob ich Unkraut unter euch säen wollte; aber ich bin doch zu sehr deine Freundin, um dir nicht zu raten, was ich mir selbst in deiner Lage raten würde. — Doch du scheinst mir kaum eines anderen Rates zu bedürfen, als daß du den Mut habest, den Eingebungen deiner eigenen Vernunft zu folgen. Menander ist in seiner Art, die Weiber, die er liebt, zu behandeln, weder viel besser, noch viel schlimmer als andere Männer. Du würdest dich bei manchem anderen nicht so gut, bei keinem vielleicht besser befinden. Aber, meine Liebe, dies ist nicht das einzige, was in Betrachtung kommt. Die Weisheit befiehlt uns, über dem Gegenwärtigen der Zukunft nicht zu vergessen. Da wir doch einmal, mehr oder weniger, von diesen rohen Geschöpfen zu leiden verdammt sind und uns ihrem tyrannischen Joch nicht ganz entziehen können, so laß uns wenigstens die Gewalt, die uns zu unserer Entschädigung über sie gegeben ist, so gebrauchen, daß wir

uns selbst nicht dabei vergessen! Wenn du mich diesen Abend in meinem Garten, der an Epikurs angrenzt, besuchen wolltest, würdest du Gelegenheit finden, mit einem der merkwürdigsten Männer unserer Zeit Bekanntschaft zu machen; und welcher andere könnte dies sein als Epikur selbst?

XXIX.

Glycera an Leontion.

Ich danke dir, meine eben so weise als schöne Freundin, für die Winke, die du mir gibst, und trage kein Bedenken, dir mein Inneres aufzuschließen. Es ist nicht seit gestern, daß die süße Täuschung der ersten Liebe wie eine schöne Seifenblase vor meinen Augen zerplatzte. Die Bezauberung, worin ich befangen war, ist ein sehr angenehmer Zustand; er überträfe sogar die Wonne der Götter deines Freundes Epikur, wenn er ewig dauern könnte. Es wäre der Traum Endymions. Aber es ist, dünkt mich, in der Ordnung der Natur, daß er die Jahre unserer ersten Blüte nicht überlebe. Mich wenigstens konnte Amor nur in seiner Kindesgestalt verführen. Als Jüngling mag er den meisten unseres Geschlechtes am gefährlichsten sein; aber dann zerstört sein Feuer, sein Mutwille und seine Unbeständigkeit den Zauberring der Täuschung, und das, was übrig bleibt, hat wenig Wert in meinen Augen. Immerhin mag sich also Menander, dessen schwache Seite ich nur zu gut kenne, in den Reizen der holden Nannion verfangen; ich werde dazu lächeln; aber schmerzlich würde ich's empfinden, wenn er aufhörte, der erste meiner Freunde zu sein. Denn das schönste aller Gefühle ist, für mich wenigstens, echte Freundschaft zu einer Person, die uns einst mit dem Enthusiasmus der Liebe beseligte. Von Menander bin ich gewiß, daß er mein Freund bleiben wird; aber daß er auch immerfort mit der Sorge für mich und meine ganze Sippschaft beladen bleibe, ist weder billig noch seinen Umständen angemessen. Ich habe bereits, weniger aus Rücksicht auf Menandern als aus einem Selbstgefühl, welches zu ersticken ich nicht vermögend bin, ansehnliche Anträge abgewiesen. Ich kann, wenn die eiserne Not es gebietet, mich viel leichter auf die Bedürfnisse eines Diogenes einschränken als mich zu Aufopferungen verstehen, die mir die Achtung gegen mich selber rauben würden.

Aber meine Mutter? meine Schwestern? — Und wenn die letzteren auch für sich selbst sorgen können, wer sorgt für das Alter der ersteren, die, seitdem wir uns zu Athen aufhalten, wieder an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt worden ist? — Doch diese Sorgen dräuen noch von fern und sollen uns den Genuß des gegenwärtigen Guten und den angenehmen Abend, den du mir in deiner und Epikurs Gesellschaft versprichst, nicht verkümmern.

XXX.

Glycera an eben dieselbe.

Bald kann ich nicht mehr zweifeln, liebe Leontion, daß du Ursache hattest, mich auf eine neue Untreue des brennbarsten und flatterhaftesten aller Liebhaber vorzubereiten. Der arme Menander! er scheint wirklich von einem der feurigsten Pfeile, welche Nannion zu ganzen Büscheln aus ihren großen Augen wirft, mitten durch die Leber geschossen zu sein. Gestern erschien er ganz unerwartet, aber vermutlich von seinem Genius — Dromion, einem äußerst behenden und luchsäugigen Burschen, benachrichtigt, daß Nannion allein bei mir sei. Das unverwandt auf sie geheftete oder viel mehr ihren nie stillstehenden Augen immer folgende Späherauge des Menschen hättest du sehen sollen! Er sprach wenig; aber daß es in seinem Inneren desto unruhiger zuging, war deutlich in seinem Gesichte zu lesen. Das wilde Mädchen, das vermutlich nicht einmal bemerkt hatte, wie sehr sie seine Aufmerksamkeit beschäftigte, glaubte ihm einen Dienst zu erweisen, wenn sie ihren Besuch abkürzte. Aber das hatte sie nicht gut gemacht; er wurde tiefsinnig und einsilbig, sobald sie das Zimmer verlassen hatte. Ich mußte sehen, wie ich es anfing, um den langweiligen Menschen zu unterhalten. „Du scheinst mir meine Nannion sehr aufmerksam betrachtet zu haben,“ sagte ich in einem munteren Tone. — „Wie man eine Seltenheit zu betrachten pflegt,“ erwiderte er, indem er eine hastige Bewegung machte, um mir die Röte zu verbergen, die sein Gesicht überzog. — „Und wenn auch ein junger Mann,“ fuhr ich mit holdem Lächeln fort, „zumal einer aus dem Gefolge des Bacchus und der Musen, ein Mädchen wie Nannion mit etwas mehr als bloßer Neugier betrachtete, wer könnt' es ihm

übelnehmen?“ — „Dies Mehr,“ sagte er mit einem kleinen Nasenrümpfen, „würde nicht sehr schmeichelhaft für sie sein, wenn er aus meinen Augen sähe.“ — „Die Liebe spielt zuweilen Versteckens mit uns, lieber Menander; du wärst nicht der erste, der sich in ein Mädchen verliebt hätte, das er anfangs häßlich fand. Ein häßliches Mädchen kann sehr liebenswürdig sein, zumal, wenn sie so prächtige Augen hat wie Nannion.“ — „Und eine so — sokratische Nase,“ fiel er mit erzwungenem Spötteln ein. — „Und einen so zierlichen Fuß.“ — „Und so strotzende Lippen“ — „die, wenn sie sich öffnen, einem eine Doppelreihe kleiner, perlengleicher Zähne weisen; und wie viel Schönes hätte ich noch an ihr zu rühmen, wenn ich nicht voraussetzen könnte, daß einem so scharfen Beobachter, wie du, an einem so arglosen Mädchen schwerlich etwas davon entgangen ist!“ — „Du willst, wie ich sehe, mit aller Gewalt, daß ich mich in deine Nannion verlieben soll,“ sagte er laut lachend. — „Das eben nicht,“ versetzte ich; „aber was schon geschehen ist, muß ich mir ja wohl gefallen lassen, oder desto schlimmer für mich!“

Du siehst, liebe Leontion, daß ich ihm durch die scherzhafte Wendung, die ich der Sache gab, Luft machen wollte, um sich wieder in Fassung zu setzen. Auch ermangelte er nicht, sich meine Gefälligkeit zu nutze zu machen. „Laß uns,“ sagte er, „endlich aufhören, auf dieser schnarrenden Saite herumzuklimpern, Glycerion! Wer das Glück hat, von dir geliebt zu sein, bedarf keines Moly gegen eine Kirke wie Nannion.“ — „Trotze nicht zu sehr, Menander! Du hast sie noch nicht tanzen sehen.“ — „Ich will sie gar nicht mehr sehen, wenn es zu deiner Beruhigung nötig ist,“ sagte er ziemlich hastig. — Gestehe, Leontion, dies war zu arg! Meine Galle regte sich. „Bin ich etwa unruhig?“ sagte ich mit dem Lächeln der Verachtung; „und ist es schon so weit mit dir gekommen, Menander, daß du nicht merkst, wie unartig das ist, was du mir da sagtest? Welch einen Blick lässest du mich in dein Inneres thun! Wer so viel zu verbergen hat, sollte nicht noch ein Fenster vor sein Herz machen.“ — Er wurde verlegen und bitter und mußte sich die größte Gewalt anthun, nicht auszubrechen. Ich fühlte, daß ich zu weit gegangen war, und ich suchte ihn mit aller Geduld, deren ich fähig bin, wieder zu besänftigen. Zum Glück kamen mir meine Mutter und meine Schwestern zu Hilfe. Seine Stirn klärte sich allmählich wieder auf. Er recitierte uns einige Szenen aus einer

noch unvollendeten Komödie, und bei Tische, wo er (auf einen Wink, den ich Myrto gegeben hatte) sein Leibgericht und eine Flasche guten Thasier fand, wurde er sogar munter. Die Meinigen sind noch so voll von Nannion, daß wir von nichts als von ihr reden konnten. Menander selbst mußte endlich in ihr Lob einstimmen, und nach dem dritten Becher gestand er sogar im Vertrauen, daß ihre kleine sokratische Faunennase für ihn gerade das Gefährlichste an ihr sei. — „Wenn du erst ihren Busen gesehen hättest!" fuhr die kleine Melitta heraus. — „Und wie bist du dazu gekommen, so viel zu wissen?" sagte die Mutter. — „Hab' ich nicht mit ihr gebadet?" rief das Mädchen mit einem kindisch-schlauen Blick; „o, wenn ich reden wollte!" — „Still, kleine Schwätzerin!" fiel ihr die Mutter ins Wort. Aber die Einbildungskraft unseres von Amor und Bacchus zugleich bestürmten Dichters war bereits im Feuer. „Ich habe," sagte er, „von den Gesichten, deren sich Melitta rühmt, nur sehr wenig gesehen, aber doch genug, um den Schwan der Leda zu einer neuen Verwandlung zu zwingen."

Mein Ungetreuer ist, wie du siehst, auf gutem Wege, deine Weissagung wahr zu machen. Sollt' ich mich darüber grämen? Ich gestehe dir viel mehr, ich freue mich, daß er mir einen so guten Vorwand gibt, der Komödie, die wir seit einiger Zeit spielen, ein Ende zu machen. Denn ich kenne nichts Mühseligeres, als aus Schonung gegen den anderen Liebe heucheln zu müssen, wenn die Trunkenheit bei dem einen und die Täuschung bei dem anderen Teile schon lange aufgehört hat.

XXXI.

Menander an Dinias.

Ich bin den Grazien ein großes Sühnopfer und der reizenden Nannion eine reuvolle Palinodie schuldig, lieber Dinias. Ich habe sie tanzen sehen und fühle, deucht mich, erst seitdem, was ein Paar gesunde Augen wert sind. Sie tanzte die Geschichte von Theseus und Ariadne, und — was kann ich dir davon sagen als: komm, je bälder je lieber, zu uns herüber! denn bis du Nannion tanzen gesehen hast, hast du nichts gesehen. Wo soll ich anfangen, alle Lästerungen zu widerrufen, die ich gegen diesen Liebling der Terpsichore

ausgestoßen? Schwatzte ich nicht von Häßlichkeit, von einer plumpen Bacchantin, von einem Faunengesicht? Wo hatte ich meine Sinne? Daß wir doch von allem immer nach Vergleichungen urteilen und nichts mit seinem eigenen Maße messen können! Müssen denn alle Mädchen so schlank wie Glycerion sein oder die Nase der knidischen Venus haben? Ist die Lilie plump, weil sie nicht so niedlich wie das Maiblümchen ist? — Wisse also, Freund Dinias, daß du, um keinen Teil an meiner Versündigung zu nehmen, deine Vorstellung von Nannion gänzlich umändern mußt. Fürs erste ist sie, sobald sie sich im Tanze bewegt, alles andere eher als plump; man kann nichts Geschmeidigeres und Gewandteres, keinen leichteren und zierlicheren Anstand, keine schönere Harmonie aller Glieder zu sehen verlangen. Der Blick vermag ihr kaum schnell genug zu folgen, und man wünscht sich alle hundert Augen des Argus, um alles, was sie auf einmal darstellt, zugleich auffassen zu können; denn etwas geht immer verloren, da es kaum möglich ist, auf die kraftvolle Sprache ihrer Augen und Gesichtszüge und auf die eben so sprechenden Bewegungen ihrer Arme und Hände und übrigen Glieder zugleich scharf genug acht zu geben, daß einem nichts entwische. Zweitens ist zwar nicht zu leugnen, daß ihre Züge weder regelmäßig, noch die meisten Teile ihres Gesichtes, einzeln genommen, sehr schön genannt werden können; aber wenn schön ist, was gefällt, anzieht, bezaubert, in Entzücken setzt, so müßte Momos selbst gestehen, daß ihre Augen (für die ich kein Beiwort habe) einen so verschönernden Glanz über ihr Gesicht verbreiten und mit einer solchen Gewalt über alle anderen Teile zu herrschen scheinen, daß in einiger Entfernung alles Mißtönende verschwindet, und das Ganze ihres Gesichtes mit einer Art von Schönheit überrascht, die gerade dadurch, daß sie einem noch nie vorkam, eine weit größere Wirkung thut als diese regelmäßigen Bildsäulengesichter, die man schon zehntausendmal gesehen zu haben glaubt, weil man ihresgleichen in allen Tempeln und Hallen und Gärten überall in Menge sieht. Aber noch mehr! Nannion hat sogar das Talent, der Juno von Samos und der Venus des Alkamenes ähnlich zu sehen, sobald sie will; denn ihre Züge haben eine so außerordentliche Regsamkeit und Beharrlichkeit zugleich und gehorchen ihrem Willen so unbedingt, daß sie ihrem Gesicht unzählige Formen zu geben und nicht nur alle Leidenschaften mit ihren leisesten Abstufungen und feinsten Mischungen, sondern sogar

jeden Charakter und beinahe jedes einzelne Gesicht, in gehörigem Abstand von den Zuschauern, bis zur Täuschung darzustellen vermag. Sie hat sich in dieser Kunst besonders geübt und gab uns, als ich sie zum erstenmal bei einem unserer Archonten tanzen sah, eine Probe davon, die alle Anwesenden in Erstaunen und Entzückung setzte. Sie verwandelte ihren Kopf in zehn oder zwölf ganz verschiedene Charakterköpfe und zeigte uns in weniger als einer Viertelstunde die Niobe, die Medusa, die Medea, die Pythia auf dem heiligen Dreifuß, die Homerische Andromache, die von ihrem Gemahl Abschied nimmt, die Eurydike, die in dem Augenblicke, da Orpheus sich nach ihr umsieht, von einer unsichtbaren Macht ins Schattenreich zurückgezogen wird, und mehrere Darstellungen dieser Art mit einem Schein von Wahrheit, der die Wirkung der künstlichsten tragischen Larven weit hinter sich zurückläßt. Betrachte alles, was ich dir von diesem bewundernswürdigen Mädchen gesagt habe, als einen bloßen Schattenriß! Ich setze nichts weiter hinzu, weil am Ende von allen solchen Erscheinungen gilt, was Xenophon seinen Sokrates einem jungen Menschen, der die Schönheit der Hetäre Theodota unbeschreiblich nannte, antworten läßt: „Es bleibt uns also nichts übrig, als zu gehen und sie in Augenschein zu nehmen.“

Ich sehe dich die Achseln zucken, Dinias, und für mich und Glycerion wenig Gutes von dieser neuen Erscheinung ahnen. Aber sei unbesorgt! Nannion wird ihre Thür von so reichen Mitbewerbern belagert sehen, daß für deinen Menander wenig zu hoffen bleiben würde, wofern er das Unglück hätte, so vielen und seltenen Reizungen zu unterliegen. — Und doch, gesetzt, dies wäre wirklich der Fall, warum sollt' ich sogleich den Mut sinken lassen? Denke an Lais und Diogenes! Was sogar diesem Cyniker begegnete, warum sollt' es Menandern nicht auch begegnen können? Das Glück und die Liebe haben oft wunderliche Launen. Von Glycera besorge ich nichts. Sie ist zu sehr meine Freundin, als daß sie mir mißgönnen sollte, bei der ihrigen glücklich zu sein. — Doch davon ist noch nicht die Rede. Weil ich einer Künstlerin, wie Athen noch keine gesehen hat, bloße Gerechtigkeit widerfahren lasse, muß ich darum verliebt in sie sein?

XXXII.

Glycera an Leontion.

Seit zehn oder zwölf Tagen spielt Menander eine sonderbare Rolle, deren Sinn und Zweck ich mir nicht recht erklären kann, liebste Leontion. Vielleicht findest du den Schlüssel dazu. Er kommt täglich ein- oder zweimal herbeigelaufen, um sich nach unser aller Wohlsein zu erkundigen. Sogar mein Schoßhündchen, Myrtos Cyperkatze und Melittarions Goldfink liegen ihm am Herzen; er fragt nach uns allen mit großer Teilnahme, sagt mir etwas Verbindliches über mein Aussehen und meine gute Farbe und verschwindet — seiner vielen dringenden Geschäfte wegen, eben so plötzlich wieder, als er gekommen war. Von Nannion ist keine Rede mehr, und wenn eine meiner Schwestern ihrer erwähnt, sollte man meinen, er höre zum erstenmal, daß eine Person dieses Namens in der Welt sei; und doch ist nichts gewisser, als daß er sie täglich besucht und überall erscheint, wo er vermuten kann, sie anzutreffen. Bildet der eitle Mensch sich etwa ein, ich werde mir seine Untreue so tief zu Herzen nehmen, daß ich ein solches Linderungsmittel nötig haben könnte?

Die gute Nannion ist aufrichtiger. Nach mehreren Tagen, daß sie sich nicht bei uns sehen ließ, erschien sie diesen Morgen zu einer Stunde, da sie mich sicher allein zu finden glaubte. Der erste schüchterne und beschämte Blick, den sie, statt ihn auf mich zu richten, vor mir niedersinken ließ, verriet mir sogleich, warum sie gekommen war. Ich sah, daß ein Geheimnis sich mühsam in ihrer Brust heraufarbeitete; sie versuchte zu reden; aber der Atem versagte ihr, und um nicht zu ersticken, fand sie sich genötigt, unter dem Vorwand der Hitze des Tages (die gerade nicht sehr groß war) ihren Gürtel abzulegen. Das Mädchen dauerte mich, ich mußte ihr zu Hilfe kommen.

„Du hast etwas auf deinem Herzen, Nannion?“

„Leider! etwas sehr Drückendes.“

„Entledige dich dessen in den Busen einer Freundin, vor der du nie ein Geheimnis hattest!“

„Es ist mir unmöglich.“

„Warum unmöglich?“

„Ich müßte in die Erde vor dir sinken, liebste Glycerion.“

„Ah! nun fang' ich an zu erraten. Da steckt gewiß Menander dahinter?"

(Sie fuhr zusammen und starrte vor sich auf den Boden hin.)

„Gut, Nannion! Menander also —"

„Liebt mich!" — flüsterte sie nach einigem Zögern mit kaum hörbarer Stimme.

„Das ist nun eben kein großes Wunder! — Und du? du liebst ihn natürlich wieder?"

Sie wurde über und über rot, sah in ihren Busen und schwieg.

„Warum so zurückhaltend, liebe Nannion?"

„Wie kann ich dir gestehen, daß ich ihn liebe?"

„Ich sollte denken, Liebe zu einem Manne, wie Menander, dürfte man der ganzen Welt gestehen?"

„Der ganzen Welt, nur dir nicht, beste Glycerion! Ich schäme mich vor dir und mir selber, wenn ich denke, daß ich meiner Glycerion ihren Freund stehlen solle."

„Nur meinen ehemaligen Liebhaber, gutes Mädchen, nicht meinen Freund. Im Gegenteil, ich hoffe, du sollst ein neues Band sein, das unsere Freundschaft noch fester zusammenziehen wird."

Sie breitete ihre schönen Arme um mich und ließ den Kopf auf meinen Busen sinken. „O, wie gut, wie liebenswürdig bist du!" rief sie, „wie kann Menander dir untreu werden!"

„Sei ruhig, liebe Nannion! die Natur hat es nun einmal so geordnet. Die Freundschaft allein kann beständig sein. Die Liebe ist es nie, denn sie ist bloße Täuschung."

„Täuschung?" — rief sie; „nein, Glycerion, das fühl' ich zu stark, daß meine Liebe zu Menandern keine Täuschung ist!"

„Und die seinige zu dir? Natürlich glaubst du, auch sie täusche dich nicht?"

„Ich glaubte es; aber du hast einen schmerzlichen Zweifel in mir erregt! Wer dich liebte, von dir wieder geliebt wurde und dir untreu werden kann —"

„Das ist ihm schon mehr als einmal begegnet —"

„Du verwirrst mich immer mehr, Glycera."

„Es wird auch dir begegnen, gutes Mädchen. Unbeständigkeit und Untreue ist etwas, worauf du rechnen mußt, sobald du der Liebe eines Mannes Gehör gibst. In diesem Stück sind sie einander alle ähnlich."

„O, wie wohl habe ich gethan, daß ich ihm meine Liebe noch nicht gestanden habe!“

„Wie? Du hast ihm noch nicht gesagt, daß du ihn liebest?“

„Das Wort war mir schon oft auf der Zunge, aber immer hielt es der Gedanke an dich zurück.“

„Laß dich diesen Gedanken nicht mehr abhalten! Du liebst und wirst geliebt — denn ganz gewiß glaubt Menander in diesem Augenblick dich eben so wahr und innig und ewig zu lieben, als du es glaubst. Macht einander glücklich! Dazu allein ist die Liebe da. Je länger, desto besser! Sie ist eine süße Frucht aus dem Garten der Götter, aber sie verzehrt sich im Genuß. Wer sich lange an ihr laben will, muß — sehr genügsam sein. Und doch — laß sie auch jahrelang dauern, sie wird endlich aufgezehrt — oder man müßte sich, wie der weise Plato will, am Anschauen begnügen, was meines Wissens noch nie geschehen ist, wenn die Liebenden, wie ihr, frisches Blut hatten, Herren über sich selbst waren und von keiner Pflicht gefesselt wurden.“

„Du hast mich in eine seltsame Verwirrung der Gedanken geworfen, liebe Glycera. Ich werde alles wohl überlegen, wenn ich wieder allein bin. Aber —“

„Menander wird kommen und alle deine Ueberlegungen und Vorsätze mit seinem ersten Blick verschwinden machen. Ihr werdet die süße Götterfrucht so lange anschauen, bis ihr die Hand nach ihr ausstreckt — kurz, es wird euch ergehen wie allen, die vor euch geliebt haben und nach euch lieben werden. Aber ich will dir einen guten Rat mitgeben, meine Nannion. Es gibt eine Kunst, die Männer absichtlich zu verführen; es ist eine verächtliche Kunst, und die Natur hat reichlich dafür gesorgt, daß du ihrer nicht bedarfst. Aber es gibt auch eine Kunst, sich die Liebe eines Mannes lange zu erhalten, und diese ist eben so löblich als heilsam. Sie gleicht hierin der Kunst der Aerzte: Unsterblichkeit kann diese nicht geben; aber sie kann, in vielen Fällen wenigstens, das Leben länger erhalten, als es ohne sie dauern würde.“

„Ich möchte diese Kunst wohl lernen, Glycerion —“

„Sokrates teilte sie ehmals der schönen Theodota mit, und Xenophon, der dabei zugegen war, schrieb ihr Gespräch auf. Ich will diesen Unterricht, weil er sehr kurz gefaßt ist, für dich abschreiben, und du wirst wohl thun, wenn du ihn auswendig lernst und fleißig darüber nachdenkst.“

Nannion schied ziemlich getröstet von mir, und meine erste Beschäftigung war, es zu machen wie Xenophon, und unsere Unterredung für meine Leontion von Wort zu Wort niederzuschreiben, weil ich gewiß bin, daß du dem gutartigen Mädchen auf immer hold dadurch werden wirst. Vielleicht hätte ich sie mit den bitteren Wahrheiten, die ich ihr sagte, verschonen sollen, da sie doch zu nichts helfen werden. Aber dies ist es auch, womit ich mich tröste. Alles wird doch gerade so gehen, als ob ich meine Weisheit für mich behalten hätte. Denn es gibt nun einmal kein Mittel gegen die Liebe als — sie selbst.

XXXIII.

Leontion an Glycera.

Du scheinst noch nicht so gleichgültig gegen deinen Ungetreuen zu sein, als du dich selbst überreden möchtest, liebe Glycerion, wenn dir sein Benehmen so rätselhaft vorkommt, als du sagst, wiewohl du es wirklich schon erraten hast. Freilich will Menander dich mit Schonung behandeln, dir den Schmerz über seine Untreue erträglicher machen, dir zeigen, daß er noch immer Anteil an dir nimmt, vielleicht auch sich selbst durch seine Augen überzeugen, ob er sich nicht zu viel schmeichle, wenn er glaubt, der Verlust eines Liebhabers, wie er, müsse dir sehr nahe gehen. Wie sollte dich das wundern? Ist er nicht ein Mann und ein Dichter? Gibt es eitlere Geschöpfe unter der Sonne als die Männer? und etwas Eitleres unter den Männern als die Dichter? — Daß deine Eigenliebe sich dadurch beleidigt fühlt, ist billig; dafür bist du ein Weib. Aber daß Menander in diesem allem aufrichtig ist, und daß Nannion, wie berauscht er auch von ihr sein mag, ihm deinen Verlust nicht ersetzen kann, dafür wollt' ich mich verbürgen, wenn du selbst daran zweifeln könntest. Bei allem dem ist das Mädchen so einzig in seiner Art und vereinigt so vieles in sich, wogegen die Männer nicht aushalten können, daß leicht vorauszusehen war, die Weisheit unseres Freundes würde an dieser Sirenenklippe scheitern. Unerwartet ist mir, daß er einen so tiefen Eindruck auf Nannion gemacht hat. Und doch im Grunde beweiset es weder mehr noch weniger, als daß beider Liebe von einerlei Art ist, nämlich von derjenigen, bei welcher (wenn man ein=

ander wohl ins Auge gefaßt und recht erraten hat) die wenigste Täuschung stattfindet. Die Natur thut dabei alles, und da sie gerade auf ihren Zweck losgeht, so kann eine Liebe dieser Art zwar sehr feurig und unaufhaltsam, aber ihrem Wesen nach, zumal auf seiten des Liebhabers, von keiner langen Dauer sein.

Um so grausamer war es von dir, liebe Glycera, daß du dem guten Mädchen die Wonne der ersten Liebe so kaltblütig verkümmern konntest. Deinem eigenen Geständnis nach versichert, daß deine Warnung zu nichts helfen werde, wie konntest du gegen eine dir so ergebene Jugendfreundin hartherzig genug sein, ihr, wie eine Unglück weissagende Krähe, das Ende ihres Glückes anzukünden, bevor sie noch die Erstlinge desselben gekostet hat? unbekümmert, daß du sie dadurch einer der größten Wohlthaten der Natur beraubst, die uns das Voraussehen der Zukunft versagte, weil es uns allen Genuß des Gegenwärtigen verbittern würde! Auch dies, liebste Freundin, bestätigt mich in meiner oben geäußerten Vermutung. Aber ist es billig, daß die arglose Nannion für die Missethat eines anderen büße? sie, die an den Begierden, die sie erregt, so unschuldig ist als an ihren eigenen, und sich durch den Sieg, den sie ohne ihr Verdienst über dich erhalten hat, so beschämt und gedemütigt fühlt, als andere dadurch übermütig würden. Mit einem Wort, du hast dich an dem armen Mädchen schwer versündigt; und da ich dich zur Erkenntnis deines Unrechtes gebracht zu haben glaube, so wirst du dich hoffentlich auch der Buße nicht entziehen wollen, die ich dir auflege, um die strenge Nemesis, je bälder je lieber, zu versöhnen. Sie besteht in nichts Geringerem, als mir deinen heutigen Abend aufzuopfern, von welcher Art auch die Einwendungen sein mögen, die du dagegen anzuführen haben könntest. Um dir diese Buße, so viel an mir ist, zu erleichtern, habe ich dafür gesorgt, daß du, außer meiner Base Philänis, niemand bei mir finden wirst als Metrodoren und seinen Freund Hermotimos, einen jungen Mann aus Mitylene, der vor einiger Zeit durch den Tod seines Vaters Herr eines großen Vermögens geworden ist und sich einige Jahre zu Athen aufzuhalten gedenkt. Ich darf dir wohl im Vertrauen entdecken, daß es diesem Fremdlinge (der, im Vorbeigehen gesagt, ein sehr liebenswürdiger Mann ist) nichts weniger als gleichviel zu sein scheint, ob du meine Einladung annehmen wirst oder nicht. Er hat dein Bild bei Xanthippides

gesehen; er hat auch, von dir unbemerkt, dich selbst schon mehr als einmal von ferne angebetet, und von mir und Metrodor so viel von dir gehört, daß ich sein Verlangen, dich in der Nähe zu sehen, sehr natürlich finde. Besorge nichts von ihm für deine Ruhe! Er ist zwar dem Glauben an die Unsterblichkeit der Liebe sehr eifrig zugethan, scheint aber nicht weniger als du selbst überzeugt, daß sie, um dieses Vorrechtes der Götter teilhaft zu werden, sich vom bloßen Anschauen, als dem wahren Ambrosia der Liebenden, nähren müsse. Kurz, er macht keinen anderen Anspruch als an das Glück, dich anzuschauen; und ich denke, wenn man einen hübschen Mann mit so wenigem glücklich machen kann, so ist es beinahe Pflicht, sich dessen nicht zu weigern. Du wirst mich zweifach verbinden, wenn du deine Schwester Melitta mitbringst, um meine Gäste mit einer kleinen Musik bewirten zu können.

XXXIV.

Glycera an Leontion.

Du bist viel zu scharfsichtig, liebste Leontion, um nicht zu merken, daß ihr beide, du und Metrodor, mit aller eurer Feinheit die Schlinge, worin ihr mich zu fangen hofftet, nicht so unsichtbar weben konntet, daß ich nichts davon gewahr worden wäre. Ist Hermotimos, wie ich kaum zweifle, der dritte in eurem Komplott, so muß ich gestehen, daß er wenigstens eine sehr unschuldige Miene dazu macht und die Rolle eines Liebhabers, von dem nichts zu besorgen ist, so gut zu spielen weiß, daß es ihm vielleicht durch diesen Kunstgriff hätte glücken können, deine Glycerion zu fangen, wenn sie nicht durch Erfahrung sowohl als durch die erotische Philosophie ihrer Freundin Leontion selbst klüger geworden wäre, als sie war, da sie sich, noch halb ein Kind, in ihren eigenen Blumengewinden verwickelte. So leicht als Menandern — das schwör' ich dir beim Genius des Weisen, in dessen Zaubergärten du mich eingeführt hast! — so leicht soll es eurem Freunde nicht werden! Mit hellen, offenen, unverblendeten Augen ist, denke ich, noch niemand in Liebe gefallen. Uebrigens merke ich wohl, worauf euer Freund, der das Ansehen eines so ruhigen Zuschauers seiner eigenen Getriebe hat, sich zu verlassen scheint. Er glaubt mich erraten zu haben. Wenn er

mich nur so sicher machen könne, denkt er, daß ich gegen seine Liebenswürdigkeit nicht auf meiner Hut sei, so werde sie schon von selbst wirken. Weißt du auch, Leontion, daß der Mann nicht so unrecht hat? Wenn es ihm auf irgend einem Wege gelingen könnte, so müßte es auf diesem sein.

Ich hoffe, dich diesen Abend bei mir zu sehen; wo nicht, so siehest du mich morgen, sobald die Sonne den Tau aufgeleckt hat, in deinem Garten. Denn ich kann es kaum erwarten, bis ich dir die schönen Absagebriefe vorgelesen habe, welche Menander und Glycera — zwei durch ihre zärtliche Anhänglichkeit aneinander einst in ganz Athen so berühmte Personen — auf eine vermutlich ganz neue, aber wirklich sympathische Art gegeneinander ausgewechselt haben. Sie werden, wenn sie sich in den Archiven des Liebesgottes erhalten sollten, als ein redender Beweis, wie viel man sich auf die Unsterblichkeit der Liebe, die sich nicht vom bloßen Anschauen nährt, zu verlassen habe, der späten Nachwelt noch von einigem Nutzen sein können. Menander hat sich mit seiner gewohnten — wie soll ich's nennen? — Arglosigkeit oder edlen Unverschämtheit aus der Sache gezogen. Du wirst es lustig finden, daß er so ehrlich gewesen ist, zu gestehen: „er habe erwartet, ich werde ihm seine Seitensprünge immer zu gute halten und, während er jeder Versuchung unterliegt, ihm mit der zahmsten und gefälligsten Anhänglichkeit ewig zugethan bleiben; aber statt dessen habe er zu seinem großen Erstaunen die Entdeckung machen müssen, daß ich am Ende doch nur — ein Weib sei." Wie? glaubt der närrische Mensch etwa, ich würde die vielen Beweise, daß er selbst nur ein Mann wie alle anderen ist, geduldiger ertragen haben, wenn ich eine Göttin gewesen wäre? — Scherze immerhin über diese Nachwehen einer noch nicht völlig ausgeheilten Wunde, liebe Leontion! Menander hat recht; ich bin doch nur ein Weib. Wie könnt' ich sonst empfindlich darüber sein, daß der Mann, von welchem ich geliebt zu sein wähnte, nicht Stärke genug hatte, gegen die Reizungen einer Bacchis, einer Nannion auszuhalten?

XXXV.

Menander an Dinias.

Als du vor mehr als sechs Jahren, bei Gelegenheit deiner Vermählung mit der edeln Kleariste, mich wegen meines vermeinten Weiberhasses schaltest, sagte ich dir zwischen Scherz und Ernst, wie das Mädchen beschaffen sein müßte, die meinen Flattersinn auf immer fesseln könnte. Nicht lange darauf glaubte ich diese Idee, die mir selbst, als ich sie dir mitteilte, ein bloßes Traumgebilde schien, in der reizenden Kränzehändlerin von Sikyon verwirklicht zu sehen, und verliebte mich mit aller Schwärmerei, deren ich fähig bin, in — das Geschöpf meiner Phantasie und meines Herzens. Erinnerst du dich noch, daß ich dir damals schrieb, das Schlimmste, was mir begegnen könnte, falls ich mich in meiner Erwartung getäuscht finden sollte, wäre, daß ich um eine Erfahrung reicher sein und mich in meiner bisherigen Denkart über die Weiber bestätigt finden würde? — Diese Erfahrung ist nun gemacht, lieber Dinias, und ich bedarf keiner neuen, um gänzlich überzeugt zu sein, daß alles, was in der Liebe über den Genuß der Sinne hinausgeht, eitel Zauberwerk und Selbsttäuschung ist. Aber wiederholte Erfahrungen haben mich auch belehrt, daß das letzte Ziel der Liebe ihr Grab ist. Seit ich dies sogar bei Glycera erfahren habe, wie könnte ich länger an einer so alten, so bewährten, so allgemein anerkannten Wahrheit zweifeln? An wem die Schuld liege, ob an Glycera, oder an mir, oder an der guten Mutter Natur, die den Mann und das Weib so und nicht anders machte, mögen sie im Lyceon oder in Epikurs Gärten aufs reine bringen! Ich halte mich an die Sache selbst. Unleugbar war Glycera ein ungemein liebenswürdiges Mädchen. O, daß sie nicht immer das liebliche, unbefangene, sich selbst unbekannte, alles nur ahnende, nur durch leises, schüchternes Tasten sich wahr machende, anspruchslose, trauliche Kind bleiben konnte, das sie mit sechzehn Jahren war! — Thörichter Wunsch! und doch die einzige Bedingung, unter welcher der Zauber, womit sie mich umfangen hielt, ewig dauern konnte. — Ewig dauern, sagte ich? Sollte nicht auch dies bloße Einbildung sein? Es ist mehr als wahrscheinlich. Wenigstens begehre ich mich von dem Vorwurf der Liebe zur Veränderung nicht ganz freizusprechen. Eben derselbe Gegenstand, wie vollkommen er auch sein mag,

immer gesehen, immer genossen, wird mir endlich gleichgültig; und um mich festzuhalten, müßte das Weib, das ich liebe, alle Arten von Reizungen, die unter das ganze Geschlecht verteilt sind, in sich vereinigen und in ewiger Abwechselung nach und nach vor mir entfalten. Lache über meine Ungenügsamkeit, so viel du willst, aber ehre meine Aufrichtigkeit! denn ich bin gewiß, daß ich aus der Seele aller Männer, dich selbst nicht ausgenommen, gesprochen habe. Und soll ich nun so einfältig treuherzig sein, den Weibern auf ihr Wort zu glauben, daß sie beständiger im Lieben seien als wir? Das soll mir, beim Jupiter! keine weismachen, nachdem mich die Erfahrung belehrt hat, daß ein Mädchen, das lauter Natur, Wahrheit und Gefühl war — daß Glycerion selbst ihrer ersten Liebe ungetreu werden konnte.

Ungetreu? höre ich dich ausrufen; hat sie denn einen anderen geliebt als dich? sich einem anderen gegeben als dir? — Das sag' ich nicht, Dinias. Aber ist sie nicht ihren ersten Gesinnungen gegen mich, ihrem Versprechen, immer dieselbe für mich zu bleiben und meiner kleinen Verirrungen wegen mich nicht weniger zu lieben, ungetreu worden? Ist sie immer das anspruchslose, zutrauliche Kind der Natur geblieben, das sie anfangs war? und hat sie mir nicht mehr als einen Beweis gegeben, daß sie von den gewöhnlichen Untugenden ihres Geschlechtes, von Stolz, Eifersucht und Neigung, die Gewalt, die ihnen unsere Schwäche über uns gibt, zu mißbrauchen, nicht ganz frei ist? Hat sie sich nicht, zumal seitdem die Philosophin Leontion sich ihres Vertrauens bemächtigt und ihr unvermerkt ihre eigene Denkart beigebracht hat, zu einem Selbstgefühl, einem Bewußtsein ihrer Liebenswürdigkeit erhoben, wovon an der kleinen Kränzehändlerin keine Spur zu sehen war? Es mag sein, daß von dem allen ohne meine Verirrung mit der schönen Bacchis und neuerlich ohne meine Schwärmerei für die unwiderstehliche Nannion vielleicht wenig oder nichts zum Vorschein gekommen wäre; aber hätte es jemals zum Vorschein kommen können, wenn es nicht da war? Doch das klingt ja, als ob ich, meine eigene Schuld zu erleichtern, ihr Vorwürfe machen wolle, und wozu bedürft' ich das? Gestehet sie nicht selbst, daß unsere Liebe im Grunde bloße Täuschung war? daß überhaupt alle Verhältnisse zwischen Mann und Weib kraft eines notwendigen Naturgesetzes auf wechselseitiger Täuschung beruhen? Meine Unbeständigkeit ist also durch sie selbst gerechtfertigt, und wir haben ein=

ander nichts vorzuwerfen; glücklich genug, wenn uns anstatt der Liebe, die mit unseren Schwüren davongeflogen ist, die Freundschaft bleibt, welcher es, weil sie an keine ausschließlichen Vorrechte Anspruch macht, um so leichter wird, die Fehler und Schwachheiten des Freundes zu ertragen. Daß es beiden Teilen wenigstens nicht an gutem Willen fehle, einander diese Entschädigung zu gewähren, wirst du aus den angeschlossenen Kopeien der Absagebriefe ersehen, die zwischen uns gewechselt worden sind.

Ist es aber nicht sonderbar, daß unsere Sympathie sich sogar in dem Augenblick zeigen mußte, da wir uns voneinander lossagten? Beide Briefe wurden, wie es scheint, in eben derselben Stunde geschrieben und abgeschickt. Unsere Briefträger begegnen einander auf halbem Wege. „Eben gehe ich, deinem Herrn diesen Brief zu bringen," sagte Glycerions Sklavin zu meinem Dromio. — „Und ich diesen hier deiner jungen Frau," antwortete dieser. „So könnten wir uns ja den halben Weg ersparen, und unsere Herrschaften bekämen ihre Briefe desto bälder," sagen beide. Sie wechseln also die Briefe gegen einander aus, und wir erhalten jedes den seinigen im nämlichen Augenblick. Welcher Dichter hätte unserem erotischen Drama einen zierlicheren Ausgang erfinden können?

Ich muß dir gestehen, Dinias, das unverhoffte Glück, meinen Mitwerbern um die reizende Nannion den Vorsprung abgewonnen zu haben, macht mich gegen die Trennung von Glycera unempfindlicher, als ich vielleicht sein sollte. Aber auch — welch ein Glück! — Ich sage dir nichts weiter, als daß mich sogar Jupiter darum beneiden würde, wenn die Zeiten nicht bei ihm vorüber wären, da ihn die Jos, die Europen, Kallistos, die Leden und Antiopen zu so manchen nicht allzu anständigen Verwandlungen nötigten. Wenn für die Olympier selbst endlich eine solche Zeit kommt, wäre es nicht thöricht von einem Sterblichen, wenn er eine Gelegenheit, wie diese, nicht bei ihrer fliegenden Locke faßte? Je gewisser ich (der bezaubernden Trunkenheit ungeachtet, womit das ahnungslose Mädchen sich seinen Gefühlen überläßt) voraussehen kann, daß mein Glück von keiner sehr langen Dauer sein wird, desto mehr liegt mir ob, dafür zu sorgen, daß ich mir, wenn diese Wonnetage vorüber sein werden, keinen Vorwurf machen müsse, auch nur einen Augenblick, dessen Genuß in meiner Gewalt war, leichtsinniger- und undankbarerweise

verloren zu haben. Was kann ein Erdensohn mehr verlangen, als daß ihn das Andenken eines so hohen Lebensgenusses durch die ganze Zeit seines Daseins begleite?

XXXVI.

Menander an Glycera.

Mancherlei Erfahrungen, beste Glycera, hatten mich ehemals beinahe gewiß gemacht, daß ich nie eine Person deines Geschlechtes finden würde, die alles in sich vereinigte, was mein Eigensinn von derjenigen forderte, an welche mein Herz sich auf ewig ergeben könnte. Ich sah dich und fühlte, oder glaubte zu fühlen, daß ich die einzige, die dieses Wunder zu thun vermöchte, in dir gefunden hätte. Lange dauerte der süße Wahn. Aber da alle deine Reize, alle deine Vorzüge, alle deine Tugenden die Flatterhaftigkeit und Ungenügsamkeit meiner Sinnesart nicht bezwingen konnten, so sehe ich klar, daß die Magie der Liebe so gut als alles andere Zauberwesen bloße Täuschung, und die Gefühle des Augenblicks das einzige sind, was daran wahr und wirklich ist. Fern sei es von mir, dir Vorwürfe zu machen, daß du meine ausschweifende Erwartung nicht ganz erfüllt hast; daß du bei allen deinen Vorzügen — mit einem Wort — doch nur ein Weib bist. Warum solltest du nicht sein, wozu die Natur dich gemacht hat? Und wenn ich eigennützig genug war, zu wünschen, daß du von jeder Schwachheit deines Geschlechtes zu Gunsten der meinigen frei sein möchtest, was für ein Recht hatte ich, es zu fordern?

Du hofftest, mich desto gewisser fesseln zu können, wenn du mich frei ließest; ich wähnte thörichterweise, du würdest die naive Unbefangenheit, die holde, bezaubernde Kindlichkeit von sechzehn Jahren immer behalten, und, die reine Wahrheit zu gestehen, darauf allein gründete sich die ewige Liebe, die ich dir schwur. Die Erfahrung hat uns beiden die Augen geöffnet. Wir können uns selbst nicht länger täuschen. Eine neue Liebe hat meine Sinne gefesselt; ich war überwunden, ehe ich daran denken konnte, Widerstand zu thun; auch diese Berauschung aus Amors vollstem Nektarbecher wird ein Ende nehmen. Ich sage mir's in den hellen Augenblicken der Besonnenheit selbst. Ich werde erwachen und zu meiner Glycera,

die in meiner Erinnerung doch immer die einzige bleibt, zurückkehren wollen; aber werde ich meine Glycera in ihr wiederfinden? — Es zu hoffen, wäre Wahnsinn. — Ich spreche mir also selbst mein Urteil. Hältst du mich so, wie du mich nun kennst, deiner Achtung nicht unwürdig; kannst du meine Fehler ertragen, wie ein Freund die Fehler des anderen erträgt: so sei mein Freund, liebe Glycera! — Mich wird das lebhafteste Gefühl deines Wertes, von der wärmsten Dankbarkeit erhöht, nur mit dem letzten Atemzug verlassen.

XXXVII.

Glycera an Menander.

Erschrick nicht beim Anblick der Handschrift dieses Briefes, Freund Menander! Du hast keine Vorwürfe von Glycera zu besorgen. Sie hat das Glück, dich zu lieben und von dir geliebt zu sein, lange genug genossen, um sich nicht beklagen zu dürfen, daß es der Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge unterworfen ist. Weg mit den eiteln Wehklagen über die Täuschungen der Liebe! Meine Gesinnungen, meine Gefühle waren keine Täuschungen; ich hatte sie wirklich; es waren Blumen, die meinem eigenen Boden entsprossen. Ich war selig in dem Gedanken, von Menandern geliebt zu sein, Menandern glücklich zu machen. Die Erinnerung an diese Wonnetage meiner ersten Jugend, an die Tage des unbedingten Glaubens an die Liebe, des sorglosen, kindlichen Vertrauens, womit ich mich dem Geliebten hingab, der Unmöglichkeit eines Zweifels, ob es jemals anders werden könnte, sie verbreitet noch jetzt ein liebliches Rosenlicht durch meine Seele. Ich habe nichts zu klagen, Menander; denn wenn ich mit dir deswegen hadern wollte, daß du ein Mann bist, und ich ein Weib, wär' ich nicht belachenswert? Es hat der Natur nun einmal beliebt, zwei so ungleichartige Wesen, als Mann und Weib es sind, durch den Zauberring der Liebe auf längere oder kürzere Zeit aneinander zu ketten. Zwei Wesen, die von keiner einzigen Sache in der Welt dieselbe Vorstellung haben und keinen einzigen Augenblick dasselbe fühlen; die einander nie verstehen, nie begreifen, nie erraten können und sich also unaufhörlich aneinander irren müssen — zwei solche Wesen so zusammen zu stimmen, daß sie, indem

jedes seine eigene Melodie spielt, beide eben dasselbe zu hören glauben: was kann wunderbarer sein? Wer wird leugnen wollen, daß hier eine seltsame Täuschung mit im Spiel sein müsse? Aber so ordnete es die Natur, und da sie ohne Zweifel ihre Ursachen dazu hatte, wie könnten wir begehren, daß es anders sein sollte? Ohne Täuschung läßt sich zwischen Weib und Mann kein Verhältnis denken; mehr oder weniger Annäherung ist alles, was wir uns versprechen dürfen, und daran läßt die Freundschaft sich genügen. Diese hast du um mich verdient, Menander, und diese hoffe ich auch um dich verdient zu haben. Was ich für dich fühlte, bevor wir uns persönlich kannten, durch alles, was ich dir seitdem zu danken habe, vermehrt, kann nur mit meinem Leben aufhören. Bloß die Zauberbinde, womit die Liebe unsere Augen umschlang, ist aufgelöst. Ob die Schuld an dir oder an mir oder an beiden liegt, verändert nichts an der Sache; denn wiewohl ich nie einen anderen liebte als dich, so leugne ich doch nicht, daß ich dich mit vieler Gemütsruhe einer anderen überlasse. Schmeichle dir also nicht, mein Freund, wenn deine neue Leidenschaft sich selbst verzehrt haben wird, daß du mich jemals bereit finden werdest, den Irrtum zu begünstigen, der dich Liebe und Begierde so leicht verwechseln läßt! Wie geschickt auch Pothos und Himeros die Gestalt ihres Bruders anzunehmen wissen mögen, mich werden sie in dieser Verkleidung nie wieder hintergehen.

XXXVIII.

Leontion an Glycera.

Ich begreife dich nicht, liebe Glycerion. Was für einen Beweggrund kannst du haben, unseren Freund Hermotimos auf so harte Proben zu stellen? — Du gestehst, daß du ihn liebenswürdig findest, und wie sollte auch ein Mann, der so viele Vorzüge: Wohlgestalt, ungeschwächte Jugend, reine Sitten, Sinn für alles Schöne und Liebe der Musen, in sich vereinigt, und dem sogar der Reichtum, wegen des edeln Gebrauches, den er davon macht, zum Verdienst angerechnet wird: wie sollte ein solcher Mann nicht liebenswürdig sein? Und welches Weib, das über sich selbst zu gebieten hat, würde sich durch die Art, wie du von ihm geliebt wirst, nicht geehrt finden? Wie selten ist an unseren Männern sein zarter Sinn

für deinen inneren Wert, für alles, was dich von unseren übrigen Schönen so sehr zu deinem Vorteil unterscheidet! Ohne blind und gefühllos für das reizende Weib zu sein, ist es doch gewiß nicht, was du mit so vielen gemein hast, und worin du vielleicht von manchen übertroffen wirst, was ihn an dich fesselt. Du selbst kannst daran nicht zweifeln. Seine Liebe ist kein schwärmerisches Gebraus, keine sich selbst verzehrende Leidenschaft (um dir einen Ausdruck aus deinem letzten Briefe an Menander abzuborgen); sie trägt alle Merkmale einer reinen, von der Vernunft selbst gebilligten Zuneigung. Wenn man je der Liebe eines Mannes zutrauen konnte, daß sie von Selbsttäuschung frei sei, so ist es die seinige; und wenn je ein Weib hoffen durfte, treu und beständig geliebt zu werden, so darfst es du. Daß du nicht gleichgültig gegen ihn bist, hast du mir selbst gestanden; und wie solltest du, deren Augen so getreue Spiegel deines Inneren sind, du, in deren Gesicht jedermann alles, was in deinem Gemüt vorgeht, lesen kann, und deren ganze Person ein beständiger Widerschein desselben zu sein scheint: wie wolltest du die Gewalt verbergen können, die du dir anthun mußt, dich den Bewegungen deines Herzens nicht zu überlassen?

Wozu also, um aller Grazien willen! dieser Zwang, der für ihn peinvoll ist und dir schwerlich Vergnügen machen kann? Was kann dich abhalten, deine Lippen bekräftigen zu lassen, was ihm deine Augen schon so oft verraten haben? Und wozu vollends das sich selbst Widersprechende in deinem Betragen gegen ihn? In Gesellschaft zeichnest du ihn geflissentlich vor allen anderen aus und begegnest ihm mit einer Achtung, Gefälligkeit und Anmut, die ihn notwendig immer mehr an dich fesseln muß; sobald du dich mit ihm allein siehst, wirst du entweder einsilbig oder kränkest ihn durch den leichtsinnigen, ironischen Ton, womit du über seine Liebe scherzest. — Verzeih ihm, daß er nach langem Dulden und Schweigen sich endlich den Trost nicht länger versagen konnte, seine Klagen dem Busen einer gemeinschaftlichen Freundin zu vertrauen! — Noch einmal, liebe Glycera, wie soll ich mir dieses Benehmen erklären? Solltest du dich wohl gar ungern von den Vorzügen des Hermotimos gerührt fühlen? Sollte Menander, ohne daß du es dir selbst gestehen willst, noch in deinem Herzen herrschen? Solltest du schwach genug sein, dich auf den möglichen Fall aufzusparen, daß Sattheit und Langeweile ihn wieder zu dir zurückführen könnten? Siehe, zu welchem

Gedanken du mich nötigest! Ich weiß, daß ich dir dadurch unrecht thue, und sehe doch keinen anderen Weg, mir dein Betragen gegen einen Mann begreiflich zu machen, der, das einzige ausgenommen, daß er keine Komödien schreibt, Menandern in allen anderen Stücken hinter sich läßt, und von dem du nie zu besorgen hast, daß er dich einer Nannion aufopfern werde. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß es dich, so wie die Sachen zwischen deinem Ungetreuen und dieser holden Faunin stehen, nur einen Wink kosten würde, um ihn wieder zu deinen Füßen zu sehen. Die Umstände haben sich, dank der Klugheit der alten Base und der grenzenlosen Gutherzigkeit der Nichte! seitdem diese an dem Hochzeitfeste der Tochter des ersten Archon ihre Künste ausgelegt hat, gar sehr geändert. Es haben sich so viele kauflustige Kunstfreunde hervorgethan, daß die Alte, um so viel möglich keinen ganz unbefriedigt zu lassen, nötig befunden hat, eine festgesetzte Taxe für den ausschließlichen Besitz der Künstlerin auf bestimmte Zeiten unter der Hand bekannt zu machen. Zehn Tage werden ein gemeines attisches Talent, ein Monat deren fünf, aber ein ganzes Vierteljahr nicht weniger als fünfundzwanzig Talente kosten. Die schlaue Alte hat bei dieser dem Anschein nach verhältniswidrigen Taxe sehr richtig auf die Narrheit unserer jungen Krösussöhne gerechnet. Xanthippides, der sich's nun einmal in den Kopf gesetzt hat, in allen Arten von Thorheiten unübertrefflich zu sein, hat sein bestes Landgut in Lemnos verkauft, um sich des Alleinbesitzes dieses Kleinods für die nächsten drei Sommermonate zu versichern. Du siehst, daß unserem Dichter bei so bewandten Umständen nichts als ein schöner Rückzug übrig blieb. Auch hat er schon ein paar Tage, bevor der Handel mit Xanthippides völlig abgeschlossen worden war, seinen Freunden zu erkennen gegeben, daß er, der Grundlehre des Lyceums und des Wahlspruchs des weisen Chilon eingedenk, den Augenblick der Uebersättigung nicht abwarten wolle und daher den Platz, den ihm Amor unentgeltlich verschafft habe, dem Plutus mit Vergnügen überlasse. Die Wahrheit ist, daß der gute Menander, den ich gestern zufällig bei Metrodoren antraf, in den letzten drei Wochen um dreizehn Jahre älter geworden scheint; und wenn er zugleich um zwanzig oder dreißig weiser geworden ist, so möcht' er noch Ursache haben, mit seinem Schicksal zufrieden zu sein. Auf jeden Fall traue ich weder ihm so viel Unverschämtheit zu, sich wieder bei dir einschleichen zu wollen, noch dir ein

solches Uebermaß von Gutherzigkeit, daß du dich verbunden halten solltest, ihn dafür zu entschädigen, daß er den reichsten Gecken in Attika nicht überbieten konnte. Ich bitte dich also, liebe Glycera, die Nachrichten, die ich dir von deinem alten Freunde mitgeteilt habe, bloß als einen Beweis aufzunehmen, daß er noch nicht so tief in meiner Achtung gesunken ist, daß ich ihn unserer Aufmerksamkeit unwürdig halten sollte.

XXXIX.

Glycera an Leontion.

Du strafst mich beinahe gar zu streng dafür, liebe Leontion, daß ich dich nicht tief genug in meine Seele habe blicken lassen, um auch das zu sehen, was du in meinen Augen nicht lesen konntest, wenn sie auch die Tugend wirklich besäßen, die du an ihnen rühmst. Ich würde mir deine Vorwürfe und Spöttereien, dir vielleicht eine kleine Reue dadurch erspart haben; denn eine solche Züchtigung habe ich schwerlich verdient. Doch du bist zu liebenswürdig, als daß du nötig hättest, es immer so scharf mit dir selbst zu nehmen — und zum Beweis, daß ich dir aufrichtig verzeihe, will ich dir mit allem Vertrauen, wozu du von deiner Glycera berechtigt bist, das Innerste meines Herzens aufschließen und dir dann das Urteil überlassen, inwieweit mein Betragen gegen Hermotimos dadurch gerechtfertigt werde oder nicht.

Daß ich nichts weniger als gleichgültig gegen ihn bin, begehre ich so wenig zu leugnen, daß ich dir viel mehr gestehe, Hermotimos ist in gewissem Sinn meine erste Liebe. Dieses Geständnis, liebe Leontion, kann dich nicht stärker überraschen, als die Entdeckung des wahren Zustandes meines Herzens mich selbst überraschte. Wie war es möglich, daß ich das, was ich für Menandern fühlte, mehrere Jahre lang für Liebe halten konnte? Und was noch seltsamer ist, wie konnte Menander, der in erotischen Sachen nur zu wohl erfahren ist, sich selbst so sehr hintergehen, daß er der Gegenstand meiner ersten Liebe zu sein glaubte und es doch nicht war? Höre mich, und alles soll dir, denke ich, ziemlich begreiflich werden!

Ich war, wenn meiner Mutter zu glauben ist, von der Wiege an ein sehr lebhaftes, aufmerksames und an allem

teilnehmendes Kind. Man glaubte, daß etwas aus mir zu machen wäre, und der Zufall fügte es, daß Menander ohne sein Wissen und Wollen das hauptsächlichste Werkzeug meiner Bildung wurde. Ich war noch ein Kind, als ich meinen Vater verlor. Ein Oheim meiner Mutter, der den größten Teil seines Lebens auf dem Lande mit Verwaltung seiner nicht unbeträchtlichen Güter zugebracht, hatte diese kurz vor dem Tode meines Vaters seinem Sohne übergeben und sich nach Sikyon zurückgezogen, um den Rest seines Lebens im Schoß der Familie seiner Schwester zuzubringen. Ich wurde sein Liebling, und er machte sich einen Zeitvertreib daraus, mich lesen und schreiben zu lehren. Ich mochte etwa zwölf Jahre haben, als er das Gesicht verlor. Nun war es an mir, ihm für die Mühe, die er sich mit mir gegeben, meine Dankbarkeit zu beweisen, und ich wurde seine Vorleserin. Er besaß eine ziemlich große Sammlung der meisten Dichter der neuen Komödie, welche zu seiner Zeit zu blühen angefangen hatte. Diese mußte ich ihm alle nach und nach vorlesen, und so wurde ich mit den Werken des Alexis, Philemon, Menander und verschiedener anderer bekannt; und der alte Großoheim unterließ nicht, mich auf das, was an jedem vorzüglich zu loben und zu tadeln war, aufmerksam zu machen. Je mehr mein Gefühl für das Schöne sich entwickelte und verfeinerte, desto mehr Gefallen fand ich an den Stücken Menanders; ich wurde nicht müde, sie für mich selbst wieder zu lesen, und las sie so oft, daß ich in kurzer Zeit die meisten auswendig wußte. In meinem vierzehnten Jahre verloren wir auch den alten Oheim, der bisher unsere einzige Stütze gewesen war. Da er eines so schnellen Todes starb, war es glücklich für uns, daß sich ein Testament vorfand, worin er auf den Fall, daß sein Sohn ohne gesetzmäßige Leibeserben die Welt verlassen sollte, meine Mutter und seine Vorleserin zu Erben seiner Güter einsetzte, inzwischen aber uns sein Haus in Sikyon mit einer kleinen Rente vermachte, die jedoch zu unserem Unterhalt nicht zureichte. Das übrige meiner Geschichte und die sonderbare Art, wie ich in ein näheres Verhältnis mit Menandern kam, ist dir bekannt. Ich stand in meinem sechzehnten Jahre, als wir nach Athen zogen; und du wirst mir gern zugeben, daß ein Mädchen in diesem Alter mit der Weisheit, die sie aus milesischen Märchen und Komödien geschöpft hat, nicht weit reicht. War es Wunder, daß ein unerfahrenes, mit seinem eigenen Herzen noch un-

bekanntes, aber lebhaftes, gefühlvolles junges Geschöpf, in dessen Augen der Mann, der so schöne Komödien schrieb, der erste aller Menschen war, geblendet und unendlich geschmeichelt von dem unverhofften Glück, der Liebling dieses Mannes zu sein, sich die verworrenen Gefühle ihres Herzens nicht klar zu machen und nicht jedem seinen rechten Namen zu geben wußte? Woher hätte ich den Scharfblick nehmen sollen, den Anteil, den jugendliche Eitelkeit auf der einen, und Dankbarkeit und Hochachtung auf der anderen Seite an meinen Gesinnungen für Menandern hatten, unterscheiden zu können? Man kann diese Gefühle und Gesinnungen Liebe nennen — wie vielerlei Liebe gibt es nicht? Aber daß es nicht die Liebe war, der dieser Name in der eigentlichsten Bedeutung zukommt, hätte ich, wenn man einen Begriff von ihr haben könnte, bevor man sie wirklich erfährt, schon aus der Gleichgültigkeit erkennen müssen, worin mich seine erste Untreue ließ. Ich hätte dir viel Sonderbares hierüber zu sagen, wenn die Materie nicht so zarter und unberührbarer Art wäre, daß ich, um mich nicht länger dabei aufzuhalten, lieber voraussetze, du habest mich bereits verstanden. Uebrigens leugne ich nicht, daß ich eine geraume Zeit mehr als bloße Freundschaft für Menandern fühlte; aber gerade dieses Mehr war Täuschung. Was mich betrog, war nicht mein Herz — unser Herz kann uns, glaube ich, nie betrügen — sondern die übereilte Wahl des Gegenstandes, die eine Folge meiner Unerfahrenheit und Dumpfheit war und mich meine schönsten und zartesten Empfindungen an einen Mann heften ließ, der sie weder zu schätzen noch zu erwidern wußte. Du erinnerst dich vielleicht bei dem Wort „Unerfahrenheit“, daß in Athen die Rede ging, der Maler Pausias sei mein erster Liebhaber gewesen. Vielleicht glaubte man, das Bild, wodurch ich so berühmt worden bin, würde ihm nicht so gut gelungen sein, wenn er nicht mit Liebe gemalt hätte. Es ist nicht unmöglich, daß dies bei ihm der Fall war; aber was ich gewiß weiß, ist, daß er außer der Erlaubnis, mein Bild zu machen, sich keiner anderen Gunst von mir zu rühmen hat.

Ueber meinen dermaligen Gemütszustand werde ich dir jetzt nur wenig sagen, weil er noch oft genug das Gespräch unserer traulichsten Stunden sein wird. Seit sechs bis sieben Jahren haben mich Erfahrung und Nachdenken zum besonnensten Gefühl meiner selbst gereift; ich werde alles gewahr, was in mir vorgeht, gebe mir von allem Rechenschaft und

glaube, vor neuen Täuschungen ziemlich sicher zu sein. Wenn ich mir damit nicht zu viel schmeichle, so hab' ich es vornehmlich dir zu danken, meine Leontion. Denn du hast mir über die Natur der Liebe und der verschiedenen Triebe, die sich zu ihr gesellen, die Augen geöffnet und mich überzeugt, wie widersinnig die falsche Scham ist, die uns nicht erlauben will, wenigstens uns selbst zu gestehen, daß jeder Liebe zu einer gewissen Person ein allgemeines Bedürfnis, zu lieben, zum Grunde liegt. Fern sei es von mir, darüber zu erröten, daß lieben und geliebt werden für mich eine Bedingung der Glückseligkeit ist! Aber um so mehr liegt mir daran, mich weder, wie beim erstenmal, von einem Strom schwärmerischer Gefühle hinreißen zu lassen, noch, da ich jetzt mit völliger Besonnenheit zu wählen fähig bin, mich in der Wahl des Gegenstandes zu irren. Hermotimos hat beides, meinen Verstand und mein Herz, auf seine Seite gebracht. Alles, was ich an ihm sehe, alles, was ich von ihm höre, seine Denkart, seine Sitten, sein ganzes Wesen, flößt mir Hochachtung, Vertrauen und Zuneigung für ihn ein. Mir ist, so oft ich ihn sehe, ich höre eine Stimme in meinem Busen, die mir zuflüstere: Der ist's! Wagte ich's, dieser Stimme zu gehorchen, ich würde ihm bis zu den Garamanten und Indiern folgen, würde mich mit ihm auch in den beschränktesten Umständen glücklich fühlen, wäre fähig, alles für ihn zu thun und zu leiden. Aber bin ich gewiß, daß er — wenigstens so viel es einem Manne möglich ist — eben dieselben Gesinnungen für mich hat? und sie immer haben wird? Wenn ich dir und mir selbst glaube, so wage ich nichts bei ihm; aber welches Weib darf sich schmeicheln, die Männer ergründet zu haben? Warum sollte ich mich übereilen? Und wie könnte Hermotimos es übel finden, daß ich ihn auf die Probe setze, der ich mich selbst unterwerfe?

Aber was ihn, wie es scheint, am meisten schmerzt, ist, daß ich, wenn wir uns allein befinden, entweder wenig rede oder über seine Liebe scherze. Zu beidem könnte ich wohl eine Ursache haben, die ihn viel mehr erfreuen als betrüben sollte. Wenigstens ist meine Absicht nicht, ihn durch ein Benehmen zu kränken, wobei ich bloß auf meine eigene Sicherheit bedacht bin. Ich rede wenig, aus Furcht, zu viel zu sagen, und scherze, um nicht von seinem Ernst angesteckt zu werden. Wenn es aber auch bloße Laune von mir wäre, bei einer Verbindung auf das ganze Leben ist es nichts weniger als

überflüssig, Versuche zu machen, wie viel man allenfalls voneinander ertragen könne. Ich gestehe ihm das nämliche Recht zu und unterwerfe mich allen Proben, auf die er mich stellen will.

„Aber wozu (hör' ich dich sagen) so viele Proben, da du selbst gestehst, daß sein ganzes Wesen und Betragen dir Achtung und Zutrauen einflößt?“ Ich muß bekennen, dies sieht einem Widerspruch mit mir selbst ähnlich; aber bin ich nicht viel mehr zu beklagen als zu schelten, daß ich mit allem meinem Zutrauen zu Hermotimos mich doch eines unvermerkten Einflusses meines allgemeinen Mißtrauens gegen die Männer nicht erwehren kann? — Und doch wär' es lächerlich, ihn dafür büßen zu lassen, daß er ein Mann ist. — Habe also, ich bitte dich, noch etwas Geduld mit mir, liebe Leontion! Eben darum, weil ich entschlossen bin, von dem Augenblick an, da ich mich ihm gegeben haben werde, alle seine Fehler mit der holdesten Sanftmut zu ertragen, so liegt mir daran, sie erst alle zu kennen, damit ich mich nicht verbindlich mache, mehr zu ertragen, als ich vermag.

Was du mir von Nannion meldest, übertrifft meine Erwartung, wiewohl zu vermuten war, daß sie diesen Weg einschlagen würde; denn warum hätte ihre Base sie sonst nach Athen geführt? Auch sehe ich nicht, wie ein Mädchen von Nannions Schlage sehr zu tadeln sein könnte, wenn sie die überschwengliche Thorheit und Ueppigkeit eurer reichen Wüstlinge benutzt und einen so hohen Wert auf ihre Person und Kunst setzt, als sie kann. Ihr Marktpreis wird bald genug fallen, und es ist ein Glück für das wilde, kurzsinnige Ding, daß sie eine Vormünderin hat, die in Zeiten auf die Sicherheit der Zukunft bedacht ist.

XL.

Glycera an eben dieselbe.

Meine Mutter ist im Begriff, von meinen älteren Schwestern begleitet, nach Sikyon abzugehen, um die Erbschaft ihres Oheims, die uns gegen alles Vermuten durch den Tod seines kinderlos gebliebenen Sohnes zugefallen ist, in Besitz zu nehmen. Ich werde mit meiner Schwester Melissa in Athen zurückbleiben, wofern du dich entschließen kannst, uns indessen

als Kostgängerinnen anzunehmen und uns irgend einen kleinen Winkel in deinem (so viel ich weiß) ziemlich geräumigen Gartenhause zu überlassen. Ich würde sehr betroffen sein, wenn du mich eine Fehlbitte thun ließest, und fürchte mich doch beinahe vor der Gewißheit, daß es nicht geschehen wird. Bin ich nicht ein widersinniges Geschöpf?

Noch etwas Neues, liebe Leontion. Menander hat sich unvermutet wieder bei uns sehen lassen. Mich dünkte nicht, daß er sich so sehr verändert habe, als du neulich sagtest; nur schien mir's, er schiele etwas stärker als ehemals. Uebrigens spielte er eine sonderbare Rolle; und es fiel in die Augen, daß er, um seine Verlegenheit zu verbergen, eine Laune erkünsteln mußte, die ihm nicht recht natürlich saß. Anfangs sagte er mir sehr verbindliche Dinge, oder die es doch scheinen sollten: ich wäre am Ende doch das einzige durchaus liebenswürdige Weib, das er kenne, und wenn er sich auch tausendmal von mir verirrte, sein Geschmack und sein Herz würden ihn doch immer zu mir zurückführen. Du kannst leicht denken, daß ich in meiner Antwort auf diese unziemliche Liebeserklärung die Ironie nicht sparte. Dies warf ihn auf einmal in eine ausgelassene Lustigkeit, die sich mit einem allgemeinen Ausfall auf unser ganzes Geschlecht endigte, wobei er so viel witzigtolles Zeug vorbrachte, daß man drei Aristophanische Komödien daraus hätte machen können. Aber unvermerkt wurde er wieder artiger, sagte mir allerlei Schönes über mein freundschaftliches Verhältnis mit dir und Metrodor und fand zuletzt sogar Gelegenheit, mit der unbefangensten Miene auch etwas vom Hermotimos einfließen zu lassen, der das Ansehen habe, sich (wie er zu sagen beliebte) in der guten Gesellschaft, die in den Gärten Epikurs zu Hause sei, zu einem sehr liebenswürdigen Manne auszubilden. Endlich sagte er mir beim Abschied: er schmeichle sich, ich würde nie aufhören, ihn als den wärmsten meiner Freunde zu betrachten, wiewohl er mir, so wie die Sachen stünden, keinen stärkeren Beweis seiner hohen Achtung für mich zu geben wisse, als indem er sich einstweilen, wie eine Schnecke, die ihre Hörner zu weit vorgestreckt, in sein Haus zurückziehe und auf einige Zeit in Vergessenheit zu kommen suche, da er gestehen müsse, die öffentliche Aufmerksamkeit mehr beschäftiget zu haben, als seinem Ruhm zuträglich gewesen sei. Ich fand seinen Vorsatz sehr löblich; die Musen, sagte ich, würden ihn für die kleinen Opfer, die er ihnen zu bringen gedenke, reich-

lich entschädigen; und so schieden wir als gute Freunde voneinander, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir ihn vor Aufführung seiner nächsten Komödie nicht wiedersehen werden.

XLI.

Leontion an Glycera.

Ich bin vor Freude über die Nachricht, die du mir mitgeteilt hast, hoch aufgesprungen, liebste Glycera. Es werden bereits alle Anstalten zu deinem Empfang in meinem Häuschen, das zur Not für ein Haus gelten kann, gemacht. Denn an so viel Raum, als wir nötig haben, soll es uns nicht fehlen. Du kennst, denke ich, das Schlafzimmer mit dem artigen Kämmerchen, das die Aussicht auf den Garten hat und ringsum von einem geschickten Lehrling des Pausias mit der Art von Blumenketten, die deine berühmten Kränze bei uns Mode gemacht haben, bemalt ist. Dies ist für dich und die kleine Melitta bestimmt, und ich hoffe, du wirst dich wohl darin befinden. Meine beiden Nachbarn — die ich dir nicht zu nennen nötig habe — nehmen an meiner Freude so lebhaften Anteil, daß ich, wenn ich nicht eine so gute Seele wäre, auf den Argwohn geraten könnte, ihre Mitfreude sei nicht so ganz uneigennützig, als sie sich die Miene geben möchten. Mein Verlangen, dich bei mir zu haben, ist so ungeduldig, daß du, wenn du mich liebst, deinen Einzug so sehr, als dir nur immer möglich ist, beschleunigen wirst.

XLII.

Menander an Dinias.

Wieder aus einem süßen Traum erwacht, Freund Dinias! Wenn Endymion in seinem langen Schlaf von solchen Träumen besucht wurde, so wird er sich bei dem, der ihn aufweckte, nicht sehr bedankt haben. Ich saß, wie Tantalus, an Jupiters Tafel und schwelgte gleich den Unsterblichen in Nektar und Ambrosia. Aber es ist sehr zu besorgen, daß ich auch nun, da der Götterrausch verdünstet ist, zwischen Glycera, die ich um Nannions willen verscherzte, und Nannion, die mich

dem Krösus Xanthippides aufopfert, mich wenig besser befinden werde als Tantalus zwischen den köstlichen, zu ihm herabhangenden Früchten, die er nicht erreichen kann, und dem frischen Wasser, das an seinen dürren Lippen vorbeifließt, ohne sie zu berühren. Die Erinnerung an den ehemaligen Genuß kann wohl den gegenwärtigen erhöhen, schärft hingegen auch das peinliche Gefühl, auf immer verloren zu haben, was uns glücklich machte.

Doch weg mit den albernen Klagen! Ich will nicht bedauert sein, Dinias! Ich bin um eine Menge goldener Erfahrungen reicher; und sobald der erste Schmerz des Verlustes verbraust sein wird, werde ich auch durch die bloße Erinnerung noch immer glücklicher sein, als zehntausendmal tausend andere im Gegenwärtigen sind. Unter allen Leidenschaften, die aus Pandorens Unglücksbüchse flogen, um die armen Sterblichen zu täuschen, zu necken und zu peinigen, kenne ich keine heillosere, niederträchtigere und hassenswürdigere als die Reue; und unter allen Arten von Reue die unsinnigste und lächerlichste wäre doch wohl, wenn ein Mensch sich's verdrießen lassen wollte, daß er glücklich war? — Wahr ist's, so ganz unentgeltlich habe ich an der Göttertafel nicht geschmaust. Alle meine Freunde behaupten, ich sei seit einigen Dekaden um zehn Jahre älter geworden. Wenn dem so wäre, so müßte es nur daher kommen, daß die Natur die Hastigkeit, womit der überschwenglich Glückliche die Zeit verschlingt, zum Maßstab genommen und mir unvermerkt einzelne Tage und Nächte für Jahre angerechnet hätte. Indessen, falls es auch mit dem raschen Fortschritt meines Alters seine Richtigkeit hätte, so bedenke, daß ich dadurch um zehn Jahre klüger worden bin und mich nun rühmen kann, daß Nannion (wenigstens solange sie so hoch im Preise steht) nie wieder über meine Tugend siegen soll, wiewohl es in der That nicht an der letzteren lag, daß ich die Sirene dem weisen Xanthippides abtreten mußte, der sie in den drei nächsten Monaten um bare fünfundzwanzig Talente für sich allein haben wird.

Ich bitte dich, bester Dinias, keine Moral über alle diese Geschichten! Sie springt so nackt und bloß von selbst daraus hervor, daß es ganz überflüssig wäre, sie mir noch, in Vernunftschlüsse eingekleidet und mit zierlichen Redensarten behangen, vorzuführen. Sei versichert, ich habe mir, seit ich meiner gewöhnlichen Besonnenheit wieder habhaft worden bin, alles mögliche, was du mir sagen könntest, selbst gesagt, in

manchen Stunden sogar mit Bitterkeit; und ich schwöre dir, daß mich dieser einzige Frühling in der Philosophie meines Meisters weiter vorwärts gebracht hat, als ich in allen zweiunddreißig Jahren meines Lebens gekommen bin. In ganzem Ernst, Dinias, ich fühle, daß es hohe Zeit ist, von meinen Verirrungen zurückzukommen und mich der Liebe der Musen, deren Zauber doch über allen anderen geht, gänzlich und einzig zu ergeben. Sie sind freilich auch — Mädchen, so gut wie andere, und haben mich schon manchmal, unwürdigen Nebenbuhlern zulieb, zurückgesetzt. Aber am Ende lag die Schuld doch nur an mir selbst; und ich habe nun gute Hoffnung, sobald ich ihnen mit allem Eifer, dessen ich fähig bin, dienen werde, wenngleich nicht der einzige, doch der erste ihrer Günstlinge zu sein.

Die schöne Glycera — wirklich dermalen schöner und reizender als je — hat seit unserem letzten Abenteuer mit den Absagebriefen die Eroberung eines ziemlich liebenswürdigen Lesbiers gemacht und zum Ueberfluß noch von einem alten Großoheim so viel geerbt, daß sie allenfalls einer sorgenfreien Unabhängigkeit sicher ist. Ich denke aber, Hermotimos (so nennt sich der Lesbier), der mir einer von den gemäßigten, rechtlichen Erdensöhnen scheint, die zur Beharrlichkeit im Lieben ausdrücklich zugeschnitten sind, werde zuletzt doch den Sieg über ihre Bedenklichkeiten davontragen und so glücklich durch sie werden, als Menander es hätte sein können, wenn er — Hermotimos wäre.

Herders Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 6 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Cid. Gedichte in Auswahl. 2. Volkslieder. 3. Kleinere Dichtungen. Prosaaufsätze u. Schulreden. 4—6. Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschheit. I—III.

E. Th. A. Hoffmanns Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Goldene Topf. Nußknacker u. Mausekönig. Klein Zaches. 2. Ritter Gluck. Öde Haus. Majorat. Fermate. Artushof. Rat Krespel. Don Juan. Bergwerke zu Falun. 3. Fräulein v. Scudery. Meister Martin. Spielerglück. Vetters Eckfenster. Doge und Dogaresse. 4. Kater Murr.

Hölderlins Gesammelte Dichtungen. Mit Einleitung von Berthold Litzmann. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Gedichte. 2. Hyperion. Empedokles.

Homers Werke. Deutsch von J. H. Voß. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Horaz' Sämtliche Dichtungen. Deutsch von E. Günther u. Chr. M. Wieland. Mit Einl. v. Hermann Fleischer. 1 Lnbd. 1 Mark.

Jean Pauls Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Rudolf Steiner. In 8 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. 2. Vorschule der Ästhetik. I. II. 3. 4. Flegeljahre. I. II. 5. Quintus Fixlein. 6. 7. Siebenkäs. I. II. 8. Katzenbergers Badereise. Klagelieder der Männer. Wunderbare Gesellschaft.

Immermanns Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 6 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Cardenio u. Celinde. Friedrich II. Merlin. 2. Andreas Hofer. Alexis. Ghismonda. 3. Tulifäntchen. Tristan und Isolde. 4. 5. Münchhausen. I. II. 6. Jugend vor 25 Jahren. Fränkische Reise. Düsseldorfer Anfänge.

H. v. Kleists Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Gedichte. Familie Schroffenstein. Zerbrochene Krug. 2. Amphitryon. Penthesilea. Käthchen von Heilbronn. 3. Hermannsschlacht. Prinz von Homburg. R. Guiskard. 4. Erzählungen. Politische Aufsätze. Kl. vermischte Schriften. Briefe.

Klopstocks Gesammelte Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. 2. Messias. I. II. 3. Oden und geistliche Lieder. 4. Tod Adams. Hermannsschlacht. Hermanns Tod. Epigramme.

Körners Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Gedichte. I. Dramatische Spiele. Szenen und Fragmente. 2. Gedichte. II. Epische Fragmente. Erzählungen. 3. Zriny. Die Sühne. Toni. Rosamunde. Hedwig. Joseph Heyderich. 4. Grüne Domino. Braut. Nachtwächter. Gouvernante. Vetter aus Bremen. Vierjährige Posten. Kampf mit dem Drachen. Fischermädchen. Bergknappen. Alfred d. Große.

Lenaus Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Anastasius Grün. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Gedichte. I. 2. Gedichte. II. Dichterischer Nachlaß. Lyrische Nachlese. 3. Klara Hebert. Marionetten. Anna. Mischka. Ziska. Faust. 4. Savonarola. Albigenser. Dramatischer Nachlaß: Don Juan. Helena.

Lessings Sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Hugo Göring. In 20 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band 1. Gedichte. Fabeln. Abhandl. ü. d. Fabel. 2. Damon. Junge Gelehrte. Misogyne. Alte Jungfer. Freigeist. 3. Juden. Schatz. Sara Sampson. Philotas. Minna von Barnhelm. 4. Emilia Galotti. Nathan. 5. Dramatische Entwürfe. Fragmente. 6. Beiträge z. Historie u. Aufnahme d. Theaters. Neuestes a. d. Reiche

Lessings Sämtliche Werke.

d. Witzes. Briefe. Vorrede zu „Verm. Schriften d. H. Chr. Mylius". **7. 8.** Theatral. Bibliothek. I. II. ꝛc. **9.** Briefe, neueste Literatur betr. **10.** Laokoon. **11.** Sophokles. Hamburg. Dramaturgie. I. **12.** Hamburg. Dramaturgie. II. Dramat. Entwürfe u. Fragmente. **13.** Meusels Apollodor. Briefe antiqu. Inhalts. Wie d. Alten d. Tod gebildet. Kl. Schriften u. Nachlaß. **14.** Kl. Schriften verm. Inhalts. Rezensionen. **15.** Kl. Philolog. Abhandlg. **16.** Kl. Abhandlg. z. deutschen Sprache u. Literatur. Vorreden. Rezensionen. **17.** Theolog. Abhandlg. **18.** Theolog. Streitschriften u.-Nachlaß. **19.** Rezensionen. Philosoph. Schriften u.-Nachlaß. **20.** Kollektaneen.

Lessings Leben von Hugo Göring. 1 Leinenband 1 Mark.

Manzoni, Die Verlobten. Deutsch von E. v. Bülow. Mit Einleitung von Ludwig Fränkel. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Molières Ausgewählte Werke. Deutsch von F. S. Bierling. Mit Einleitung von Paul Lindau. In 3 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Lächerl. Preziösen. Männerschule. Frauenschule. Kritik d. Frauenschule. Don Juan. Menschenfeind. **2.** Arzt wider Willen. Tartüffe. Amphitryo. Geizige. **3.** G. Dandin. Adelige Bürger. Gelehrte Frauen. Kranke in der Einbildung.

Das Nibelungenlied. Bearbeitet und eingeleitet von Roman Woerner. 1 Leinenband 1 Mark.

Platens Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Karl Goedeke. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Gedichte. I. **2.** Gedichte. II. Dramatisches. **3.** Gläserne Pantoffel. Schatz des Rhampsinit. Turm mit sieben Pforten. Treue um Treue. Verhängnisvolle Gabel. Romantische Ödipus. Liga von Cambrai. **4.** Abbassiden. Rosensohn. Das Theater als National-Institut betrachtet. Die Hohenstaufen. Geschichten des Königreichs Neapel. Ursprung d. Carraresen. Lebensregeln. Anhang.

Racines Sämtliche dramatische Werke. Mit einer biograph.-literarhistor. Einleitung v. Heinrich Welti. In 4 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Thebais. Alexander d. Gr. Prozeßsüchtigen. **2.** Andromache. Britannicus. Berenice. **3.** Bajazet. Mithridat. Iphigenia. **4.** Phädra. Athalia. Esther.

Rousseaus Ausgewählte Werke. Deutsch von J. H. G. Heusinger. Mit Einleitung v. Ph. A. Becker. In 6 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1—3.** Bekenntnisse. I—III. **4. 5.** Emil. **6.** Gesellschaftsvertrag. Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen.

Rückerts Werke. Herausgegeben von Ludwig Laistner. In 6 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Liebesfrühling. Agnes' Totenfeier. Amaryllis. **2.** Geharnischte Sonette. Vermischte Gedichte. **3.** Vermischte Gedichte. **4.** Die Verwandlungen des Abu Seid v. Serug, oder die Makamen des Hariri. **5. 6.** Die Weisheit des Brahmanen. I. II.

Schillers Sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. In 16 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Gedichte. **2.** Räuber. Fiesko. Kabale u. Liebe. **3.** Don Karlos. Semele. Menschenfeind. **4.** Wallensteins Lager u. Tod. Piccolomini. **5.** Maria Stuart. Jungfrau v. Orleans. **6.** Wilhelm Tell. Huldigung d. Künste. Braut v. Messina. **7.** Iphigenie in Aulis. Szenen a. d. Phönizierinnen d. Euripides. Macbeth. **8.** Turandot. Parasit. Neffe a. Onkel. Phädra. **9.** Geschichte d. Abfalls d. Niederlande. **10. 11.** Geschichte des 30jähr. Kriegs. I. II. **12.** Prosaische Schriften. **13—15.** Kleine Schriften vermischten Inhalts. I—III. Rezensionen. Anhänge. **16.** Dramatische Entwürfe und Fragmente, zusammengestellt von Gustav Kettner.

Schillers Leben von Karoline v. Wolzogen. 1 Leinenband 1 Mark.

Schopenhauers Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Rudolf Steiner. In 12 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. **2. u. 3.** Welt als Wille und Vorstellung. 1.—4. Buch. **4—6.** Kritik der Kantischen Philosophie. Ergänzungen zum 1.—4. Buch der Welt als Wille und Vorstellung. **7.** Die beiden Grundprobleme der Ethik. **8—11.** Parerga und Paralipomena. I—IV. **12.** Farbenlehre. Aus dem Nachlaß.

Shakespeares Dramatische Werke. Übersetzt von Schlegel, Kaufmann und Voß. Revidiert und mit Einleitungen von Max Koch. In 12 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Widerspenstigen Zähmung. Komödie der Irrungen. Edelleute von Verona. **2.** Verlorne Liebesmüh. Ende gut, Alles gut. Sommernachtstraum. **3.** Titus Andronikus. Romeo und Julie. Kaufmann von Venedig. **4.** König Johann. König Richard II. König Heinrich IV. I. II. **5.** König Heinrich V. König Heinrich VI. I. II. **6.** König Heinrich VI. III. König Richard III. König Heinrich VIII. **7.** Die lustigen Weiber von Windsor. Viel Lärm um Nichts. Was ihr wollt oder Dreikönigsabend. Wie es euch gefällt. **8.** Hamlet. Othello. **9.** Koriolanus. Julius Cäsar. Antonius und Kleopatra. **10.** König Lear. Makbeth. **11.** Timon von Athen. Troilus und Kressida. Maß für Maß. **12.** König Zymbelin. Das Wintermärchen. Der Sturm.

Shakespeares Leben von Max Koch. 1 Leinenband 1 Mark.

Slavische Anthologie. In deutschen Übersetzungen. Mit Einleitung von Gregor Krek. 1 Leinenband 1 Mark.

Sophokles' Sämtliche Werke. Übersetzt und eingeleitet von Leo Türkheim. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Ödipus. Antigone. **2.** Trachinierinnen. Philoktetes. Aias. Elektra.

Spanisches Theater. Übersetzt und eingeleitet von Adolf Friedrich Graf v. Schack. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Alarcon, Der Weber von Segovia. Cervantes, Zwischenspiele. **2.** Lope de Vega, Fuente Ovejuna. Guillon de Castro, Der Cid. Calderon, Chrysanthus und Daria. Lope de Vega, Zwischenspiele.

Tassos Befreites Jerusalem. Deutsch von J. D. Gries. Mit Einleitung von Hermann Fleischer. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Tegnérs Ausgewählte poetische Werke. Deutsch von Gustav Zeller und Julius Minding. Mit Einleitung von Werner Söderhjelm. In 2 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Die Frithjofssage. **2.** Kleinere Gedichte in Auswahl.

Tiecks Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Heinrich Welti. In 8 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Schöne Magelone. Blonde Eckbert. Getreue Eckart. Historie von der Melusine. Gestiefelte Kater. **2.** Heilige Genoveva. Prolog zum Kaiser Oktavianus. **3.** Prinz Zerbino. **4.** Aufruhr in den Cevennen. **5.** Gemälde. Lebens Überfluß. Musikalische Leiden und Freuden. Geheimnisvolle. **6.** Dichterleben. **7.** Vittoria Accorombona. **8.** Tod des Dichters. Gedichte in Auswahl.

Uhlands Gesammelte Werke. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 6 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Gedichte. **2.** Dramen und dramat. Entwürfe. **3.** Sagenforschungen. I. **4.** Sagenforschungen. II. **5** u. **6.** Zur deutschen Poesie und Sage.

Alte hoch- u. niederdeutsche Volkslieder. Herausgeg. v. L. Uhland. Einleitung v. Hermann Fischer. In 4 Leinenbdn. zu je 1 Mark.

Band **1.** Liedersammlung. I—III. **2.** Liedersammlung. IV u. V. Nachträge. Quellen. Liederanfänge. **3.** Abhandlung. **4.** Anmerkungen zur Abhandlung.

Wielands Gesammelte Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 6 Leinenbänden zu je 1 Mark.

Band **1.** Oberon. **2.** Musarion. Grazien. Erste Liebe. Gandalin. Wintermärchen. **3.** Sommermärchen. Sixt u. Klärchen. Geron der Adlige. Schach Lolo. Pervonte. Menander u. Glycerion. **4** u. **5.** Agathon. I. II. **6.** Geschichte d. Abderiten.

Wieland, Christoph Martin,

Wielands gesammelte Werke in sechs Bänden. Mit einer Einleitung von Franz Muncker

Bd.: 3

1889